

# Alemannisches Jahrbuch 2017/2018



# Alemannisches Jahrbuch 2017/2018

Jahrgang 65/66

Herausgegeben vom  
Alemannischen Institut Freiburg e. V.



Der vorliegende Band wurde erstellt unter Mitwirkung des  
Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE).



Anmerkung des Alemannischen Instituts:

Wir danken den Rechteinhabern für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen. In einigen Fällen war es trotz gründlicher Bemühungen nicht möglich, die Inhaber der Rechte zu kontaktieren. Honoraransprüche bleiben bestehen.

© Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V. 2019

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Alemannischen Instituts unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion und Gestaltung: Dr. R. Johanna Regnath

Satz und Bildredaktion: Angela Wizemann M. A.

Titelbild: Familie Titz vor ihrem Haus in Hatzfeld/Jimbolia (Rumänien), 1924. Foto: Donau-schwäbisches Zentralmuseum, Ulm

Druck und Gesamtherstellung: Moog Druck, Hüfingen

ISSN 0516–5644

Bezugsquelle:

Alemannisches Institut, Bertoldstr. 45, D–79098 Freiburg i. Br.

Tel: 0761/150675–70

Mail: [info@alemannisches-institut.de](mailto:info@alemannisches-institut.de)

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Werner Konold und R. Johanna Regnath</i> .....	7
<b>Alte Heimat – Neue Heimat Migrationen im alemannischen Raum</b>	
Alte Heimat – Neue Heimat. Migrationen im alemannischen Raum Eine Hinführung <i>Werner Konold, Werner Mezger, Michael Prosser-Schell, R. Johanna Regnath</i> .....	13
Die Zuwanderung der Walser nach Vorarlberg im 14. Jahrhundert – Mythos und Realität <i>Alois Niederstätter</i> .....	17
Migrationsgeschichte der Schweiz ab Mitte des 19. Jahrhunderts – ein kurzer Überblick <i>Hermann Wichers</i> .....	29
Schweizer am Schwarzen Meer Eine Auswanderungsgeschichte ohne Happy End <i>Dominik Wunderlin</i> .....	41
Deutsche Hausangestellte in der Schweiz (1920–1965) <i>Andrea Althaus</i> .....	61
<i>Amerika ist ein freies Land, wehr keinen Schuh hat geht bahr Fuß</i> Die Auswanderung aus Winzeln (Kr. Rottweil) nach Amerika <i>Birgit Tuchen</i> .....	83
<i>... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden</i> Außereuropäische Zier- und Nutzpflanzen im Südwesten des Alten Reichs (16.–18. Jahrhundert) <i>Michaela Schmölz-Häberlein</i> .....	103

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“ Zugänge und Perspektiven der Ausstellungs- und Vermittlungspraxis im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm <i>Leni Perenčević</i> .....	121
Einmal Russland und zurück Neues zu Leben, Werk und verwandtschaftlichem Umfeld Franz Gebels († 1843) <i>Michael Bärmann</i> .....	149
<b>Weitere Beiträge</b>	
Berufswechsler – Sangspruchdichter als Schulmeister <i>Volker Schupp und Stefan Seeber</i> .....	181
Kleider machen Leute Rudolf Gleichaufs „Beschreibung Badischer Landestrachten“ <i>Brigitte Heck</i> .....	201
Freiburg – Das VI. Viertel Die Entwicklung des Straßengevierts Eisenbahnstraße – Colombistraße – Rosastraße – Bismarckallee im Spiegel der Adressbücher <i>Sven Koppler</i> .....	213
Ungemütliche Nachbarn Die Basler Chemie und ihr Verhältnis zur deutschen chemischen Industrie <i>Mario König</i> .....	281
„Wohnoase auf dem Lande“ zu verkaufen Zum (Um-)Bauen – Wohnen – Gestalten in digitalisierten Schweizer Lebenswelten <i>Tasmin Taskale</i> .....	289

# Vorwort

Der Schwerpunkt des vorliegenden Doppelbandes des Alemannischen Jahrbuchs geht im Kern auf eine Tagung zurück, die 2017 in Lahr stattfand und den Titel „Alte Heimat – Neue Heimat. Migrationen im alemannischen Raum“ trug. Durch die Migrations- und Flüchtlingskrise in Europa in den Jahren 2015–2017 hatte das Thema zwar auch aktuelle politische Bedeutung, aber es konnte keinesfalls darum gehen, Lösungen für tagespolitische Entscheidungen bereitzustellen. Vielmehr hielten wir es für unumgänglich, zu zeigen, dass Migration kein neues Thema ist, sondern Menschen in allen historischen Epochen in ein vermeintlich besseres Leben aufgebrochen sind. Sie sind dabei nicht immer in ferne Länder gezogen. Ein Großteil der Migrationsbewegungen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts fand in unserem Gebiet innerhalb des sprachlich recht vertrauten Raumes zwischen Vorarlberg und dem Elsass, zwischen der Schweiz und Schwaben statt. Ein Blick auf die Statistiken zeigt, dass das heute nicht viel anders ist. Auch in den Ländern, die gegenwärtig von Krieg und Armut betroffen sind, entscheiden sich die meisten Menschen nicht zu einer Auswanderung auf einen anderen Kontinent, sondern zur Flucht ins Nachbarland – hoffend, dass sich die Situation rasch bessern wird.

Die Idee zu dieser Tagung entstand schon, bevor die großen Flüchtlings- und Migrationsströme bei uns ankamen, und sollte auch weitgehend unabhängig davon bleiben. Wir wollten von den ganz aktuellen Fragestellungen Abstand halten, weil noch keine zeitliche Distanz da war, um hintergründig und wissenschaftlich abgesichert darüber zu sprechen. Und tatsächlich ist das Thema Migration zu jeder Zeit von Relevanz, nur die öffentliche Aufmerksamkeit dafür ist Schwankungen unterworfen.

Migration, und damit verbunden das Verlassen einer Heimat und das Aufsuchen oder Suchen einer neuen Heimat, ist konstitutiv für die Menschheitsgeschichte. Migration war und ist Motor von Wirtschaft, Sprache und Kultur, ist Motor von Fortschritt und Evolution. Als individuelle Erfahrung kann Migration Gewinn oder Verlust sein, Verlustempfinden und Verlusterfahrung können von Vertrautsein und Heimischsein abgelöst werden, wenn auch oft erst nach Generationen. Migration – subjektiv gesehen – wird mit größerer Leichtigkeit vollzogen, wenn die Option des Zurückkehrens gegeben ist. Meist genügt die Option an sich.

Migration hat viele Facetten. Ursache für Migration kann wirtschaftliche und, daraus abgeleitet, soziale Not sein. Dann wird Migration bewusst vollzogen, nicht selten verbunden mit hoffnungsvollem Aufbruchswillen. Migration aus ethnischer, religiöser oder politischer Unterdrückung heraus führt in die Fremde und in die Freiheit. Gleichgesinnte Migranten ertragen gemeinsam die Fremde leichter, tun sich aber möglicherweise schwerer, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden, sich einzubringen oder gar mitzugestalten.

Die schlimmsten Ursachen von Migration sind Vertreibung, Flucht und Deportation, sie sind meist endgültig, unumkehrbar, können ziellos sein, sind oft verbunden mit dem Zerreißen familiärer Bande und mit körperlichen Leiden oder dem Tod. Solche Zwangsmigration hinterlässt tiefe seelische Spuren.

Die historischen Wanderungsbewegungen weisen immer wieder Parallelen zu heutigen Phänomenen auf, das kann sowohl die Gründe für die Auswanderungsentscheidung als auch die Ziele betreffen. Der jüngst in Ruhestand gegangene Landesarchivar von Vorarlberg, Alois Niederstätter, schreibt in unserem Schwerpunkt über die Walser, Hermann Wichers befasst sich mit dem Wandel der Schweiz von einem klassischen Auswanderungsland hin zu einem Einwanderungsland. Einen weitgehend unbekanntem Aspekt der Schweizer Auswanderungsgeschichte beleuchtet Dominik Wunderlin in seinem Beitrag „Schweizer am Schwarzen Meer“. Andrea Althaus beschreibt mit ihrem Text über die Arbeitsmigration junger Dienstmädchen dagegen ein Kapitel in der Einwanderungsgeschichte der Schweiz. Eine Auswanderung nach Amerika, wie Birgit Tuchen sie beschreibt, fand dagegen ganz andere Bedingungen vor. Kolonisierende Migration ist – muss es aber nicht sein – eine Melange aus Versprechen einer besseren Zukunft einerseits und Ungewissheit und Unsicherheit andererseits. Oft genug war solche Migration zum Scheitern verurteilt. Im Falle Amerikas verdrängten die Kolonisten die Ureinwohner weitgehend. Eine Integration in die ursprünglichen amerikanischen Bevölkerungsgruppen hatten die Europäer zu keinem Zeitpunkt in Erwägung gezogen, sondern diese über Jahrhunderte mit allen Mitteln bekämpft. Deshalb bestand die aufnehmende Gesellschaft in der Zeit der Massenauswanderung im 19. Jahrhundert selbst ausschließlich aus europäischen Einwanderern.

Migration ist – wie bereits erwähnt – konstitutiv für die Geschichte. In andere Begrifflichkeiten gefasst gilt das auch für die Naturgeschichte. Michaela Schmölz-Häberlein zeigt die Dimensionen der Pflanzenmigration in Europa zwischen 1500 und 1800 auf – viele Pflanzen, die damals eingeführt wurden, sind hier heute nicht mehr wegzudenken.

Leni Perenčević geht auf die wichtige Frage ein, wie den Migrationserfahrungen heute museal gedacht werden kann, in ihrem Fall der Erfahrung von Flucht und Vertreibung von Menschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und aus dem südöstlichen Europa.

Den Abschluss bildet der Aufsatz von Michael Bärmann über den deutschen Komponisten Franz Xaver Gebel. Unter dem Titel „Einmal Russland und zurück. Neues zu Leben, Werk und verwandtschaftlichem Umfeld Franz Gebels“ beschäftigt er sich mit Wanderungsbewegungen in intellektuell bzw. künstlerisch geprägten Milieus des 19. Jahrhunderts, die sich als ausgesprochen dynamisch erweisen.

Migration ist also ein hochsensibles und sehr komplexes Thema. Wir müssen uns sehr hüten, vor dem Hintergrund weltweiter Krisen und Migrationsbewegungen einerseits und der Besinnung auf Heimat, Regionales und regionale Produkte andererseits in Engstirnigkeit und Abschottungsdanken zu verfallen. Heimat- und Regionalbewusstsein dürfen keinesfalls eine kleinkarierte Reaktion auf weltbewegende Probleme sein, sondern müssen weltoffen und aufnahmefähig sein. Wir, aber auch die Medien, denken oft in Schablonen, äußern uns undifferenziert und lösen damit gewollte und nicht gewollte Assoziationen aus: *die Osmanen, die Türken, die Kosovo-Albaner, Bosnier und Bosniaken, der Serbe, der Maghrebener, Christen, Kopten, die Muslime, die Aleviten, die Sunniten, Deutsche und die Russlanddeutschen* – jeder Begriff löst eingefärbte Gut-Schlecht-Assoziationen aus. Dabei verbergen sich dahinter einfach ethnische, (pass-)nationale, religiöse und sprachliche Ausdifferenzierungen, Mentalitätsunterschiede und verschiedene kulturelle Praktiken.

In einem zweiten Teil haben wir Beiträge versammelt, die auf (Einzel-)Veranstaltungen des Instituts zurückgehen oder anderweitig als Beitrag eingereicht wurden. Sie stammen aus den Fachgebieten Germanistik, Volkskunde und (Lokal-)Geschichte. Volker Schupp und Stefan Seeber schreiben über eine wenig bekannte Literaturgattung aus dem Mittelalter, die Sangspruchdichter.



Brigitte Heck bearbeitet mit Rudolf Gleichauf „Beschreibung Badischer Landestrachten“ ein klassisches volkskundliches Thema. Tasmin Taskale richtet dagegen ihren kulturanthropologischen Blick auf die Schweizer Lebenswelten in Bezug auf (Um-)Bauen, Wohnen und Gestalten und wie sie ihren Niederschlag im Internet finden. Historische Beiträge liefern Mario König (†) über die Basler Industrie und Sven Koppler über das Freiburger Quartier zwischen Eisenbahn-, Colombi-, Rosastraße und Bismarckallee. Die einschneidenden Baumaßnahmen im letzten Jahr an der Ecke Eisenbahnstraße – Bismarckallee stellen den Hintergrund für diese Bestandsaufnahme dar.

Das vorliegende Alemannische Jahrbuch ist das erste, in dem wir ein Review-Verfahren einsetzen. Alle Beiträge werden von zwei Wissenschaftlern oder Wissenschaftlerinnen aus der gleichen oder einer benachbarten Disziplin gegengelesen und begutachtet. Uns geht es dabei natürlich um die Qualitätssicherung und die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern, aber auch um eine bessere interdisziplinäre Zusammenarbeit. Fächerübergreifende Arbeit gehört zum dezidierten Arbeitsauftrag des Alemannischen Instituts, den wir nicht zuletzt im Alemannischen Jahrbuch erfüllen wollen. Ohne die Unterstützung unserer ehrenamtlichen Institutsmitglieder als Gutachter oder Vermittler von weiteren Spezialisten wäre die Durchführung des Review-Verfahrens genauso wenig möglich wie viele andere Projekte und Veranstaltungen des Alemannischen Instituts.

Insbesondere wollen wir an dieser Stelle auf weitere Publikationen hinweisen, die in den vergangenen zwei Jahren entstanden sind. Vor allem die Geschichte der Zähringer hat uns beschäftigt, deren Aussterben im Mannesstamm sich 2018 zum 800. Mal gejährt hat. Die Tagungsdokumentation „Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200“ entstand auf Initiative von Jürgen Dendorfer und erschien Anfang 2018. Die Nachfrage war groß und die Auflage ist im Verlag bereits vergriffen – der Band kann inzwischen nur noch über unsere Geschäftsstelle erworben werden. Die Ausstellung „Die Zähringer. Mythos und Wirklichkeit“, die von Dezember 2018 bis Januar 2019 in der Meckelhalle der Freiburger Sparkasse zum ersten Mal gezeigt wurde, hat das öffentliche Interesse an den Zähringern nochmals gesteigert. In der Begleitpublikation zur Ausstellung wurden alle wichtigen Ergebnisse der Forschungen aus den vergangenen Jahren in knapper Form noch einmal zusammengestellt. Nicht weniger zentral für die mittelalterliche Geschichte am Oberrhein sind die vielen Burgen. Ebenfalls 2018 ist der nächste Band in der Reihe „Burgen des Elsass“ von Bernhard Metz und Thomas Biller erschienen, unter dem Titel „Die Anfänge des Burgenbaues im Elsass (bis 1200)“.

Parallel zu den Arbeiten am Jahrbuch liefen auch die Vorbereitungen für ein Buch über Bohnerz, eine seit Jahrtausenden genutzte Quelle für die Eisenherstellung. Das Buch mit dem Titel „Bohnerze. Zur Geschichte ihrer Entstehung, Gewinnung und Nutzung in Süddeutschland und der Schweiz“ ist im Frühjahr 2019 erschienen. Mitherausgeber dabei ist unser langjähriges Institutsmitglied Wolfgang Werner, der als Referatsleiter am Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau ein wichtiges Forschungsprojekt zum Thema im Markgräflerland geleitet hat.

Ohne das vielfältige ehrenamtliche Engagement wäre ein Großteil der Arbeit im Alemannischen Institut nicht möglich. Deshalb sei an dieser Stelle insbesondere denjenigen Mitgliedern gedankt, die in den vergangenen beiden Jahren verstorben sind:

*Günter Stegmaier* (\*02.07.1936, † 23.01.2018) war zwischen 1964 und 1971, während der Arbeiten an seiner Doktorarbeit über das Kloster Bebenhausen, im Alemannischen Institut als Assistent tätig, danach wechselte er an die Württembergische Landesbibliothek. 1990 wurde er zum Leiter der Landesbildstelle in Karlsruhe ernannt, wo er bis 2001 wirkte. Herr Stegmaier war seit 1969 Mitglied im Alemannischen Institut und seit 1993 im Beirat.

Der Historiker *Wolfgang Hug* (\*09.07.1931, † 19.05.2018) wurde 1962 als Professor für das Fach Geschichte und ihre Didaktik an die Pädagogische Hochschule Freiburg berufen. Seine Themen waren Geschichtsdidaktik, aber auch die Geschichte Badens und Freiburger Stadtgeschichte. Landesgeschichte und ihre Quellen an die Schulen zu bringen, war ihm ein zentrales Anliegen. Bis ins hohe Alter hielt er Vorträge, publizierte und war in zahlreichen Verbänden engagiert.

Nach seiner Promotion und einer Ausbildung an der Archivschule in Marburg wurde *Helmut Maurer* (\*03.05.1936, † 29.12.2018) 1966 Leiter des Stadtarchivs in Konstanz, was er bis zu seiner Pensionierung 2001 blieb. 1969 folgte die Berufung ins Alemannische Institut, wie auch in zahlreiche weitere Arbeitskreise und Gremien. 1981 wurde er an der Universität Konstanz zum Honorarprofessor ernannt. Seine Forschungsinteressen bezogen sich auf das Frühe und Hohe Mittelalter im Südwesten.

Wir sind ihnen allen zu großem Dank verpflichtet.

Mit Erschütterung haben wir kurz vor Drucklegung erfahren, dass einer der Autoren dieses Bandes nicht mehr lebt: Am 6. April 2019 starb Mario König an einer Krebserkrankung. Wir gedenken seiner in Dankbarkeit.

Zuletzt wollen wir nicht versäumen, allen zu danken, die sich für das Zustandekommen dieses Bandes des Alemannischen Jahrbuchs eingesetzt haben, insbesondere Michael Prosser-Schell vom IVDE (Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa), der für den Abschnitt mit der Tagungsdokumentation mit uns Herausgeberaufgaben übernommen hat, und Werner Mezger (ebenfalls IVDE). Natürlich danken wir auch unseren Reviewern, die uns ihre Arbeitszeit und ihre wertvollen Rückmeldungen zur Verfügung gestellt haben. Wie immer gebührt auch Angela Wizemann, der Lektorin des Alemannischen Instituts, großer Dank, die Korrektur gelesen, Abbildungsvorlagen besorgt, die Druckvorlage erstellt und die Korrespondenz mit den Autoren geführt hat, sowie den studentischen MitarbeiterInnen Nicole Steinsiepen und Sebastian Michel, ebenfalls für Korrekturen.

Freiburg im August 2019

Werner Konold und R. Johanna Regnath

Alte Heimat – Neue Heimat  
Migrationen im alemannischen Raum



# Alte Heimat – Neue Heimat. Migrationen im alemannischen Raum

## Eine Hinführung

*Werner Konold, Werner Mezger, Michael Prosser-Schell, R. Johanna Regnath*

Die Tagung „Alte Heimat – Neue Heimat. Migrationen im alemannischen Raum“ vom 15. bis zum 17. März 2017 war gemeinsam vom Alemannischen Institut, dem Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg (IVDE) und der Stadt Lahr konzipiert und veranstaltet worden.<sup>1</sup> Warum der Veranstaltungsort Lahr? Der Themenkomplex *Migration – Integration – neue Heimat* spielt dort seit vielen Jahren eine zentrale Rolle – zunächst aufgrund der früheren Stationierung kanadischer NATO-Soldaten, später jedoch vor allem im Zusammenhang mit der Aufnahme und Ansiedlung von Russlanddeutschen aus der ehemaligen Sowjetunion. Oberbürgermeister Dr. Wolfgang G. Müller war 2017 für sein Engagement in dieser Hinsicht mit dem World Mayor Prize ausgezeichnet worden.

Das Thema ist jedoch über Orte, Länder und Zeiten hinweg ein übergreifendes und dauerhaft präsent, und genau das sollte in der Konferenz auch sichtbar werden. Das Alemannische Institut als interdisziplinär und grenzüberschreitend arbeitende Einrichtung hat für dieses Vorhaben im Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg den richtigen Partner gefunden: Das IVDE Freiburg beschäftigt sich mit Fragen der Migration und Integration, der Auswanderung, Flucht, Vertreibung einerseits sowie der Sesshaftmachung und Beheimatung in historischer und gegenwartsbezogener Dimension und in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Ziel der Tagung war unter anderem der Brückenschlag zwischen historischen und gegenwärtigen Migrationserfahrungen. Die Beschäftigung mit Wanderungsbewegungen aus vergangenen Epochen, die aber im eigenen Kulturraum verortet sind, zieht in vielen Fällen einen Perspektivenwechsel nach sich, der heutige Flucht- und Auswanderungsgründe in einem anderen Licht erscheinen lässt. Im historischen Rückgriff lassen sich Problemstellungen bei der Ansiedlung, aber auch Erfolge in der Integration nachvollziehen und für heutige Lösungsansätze fruchtbar machen. So haben zum Beispiel die Nachfahren derer, die seit dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit insbesondere aus dem südwestdeutschen Sprachraum ausgewandert waren, im interkulturellen Austausch besondere Lebensformen entwickelt, deren Untersuchung sich das IVDE angelegen sein lässt. Heute gelten sie in verschiedenen Ländern des östlichen Mitteleuropa als anerkannte Nationale Minderheiten. Diese Themen werden heute vom IVDE gemeinsam mit Partnerinstitutionen aus dem östlichen Mitteleuropa (Ungarn, Tschechien, Polen, Rumänien, Kroatien, Serbien) in internationalen Zusammenhängen bearbeitet und dargestellt.

In einem weiteren Schwerpunkt befasst sich das IVDE Freiburg nach wie vor mit den Auswirkungen jenes massenhaften Flucht- und Vertreibungsgeschehens im 20. Jahrhundert, als 12–

---

<sup>1</sup> Zur Vorbereitungsgruppe gehörten Gabriele Bohnert, Werner Konold, Michael Prosser-Schell, R. Johanna Regnath und Dominik Wunderlin.

14 Millionen Deutsche aus dem östlichen Mitteleuropa zwangsweise nach Westen strömten und dies eine Bevölkerungsumwälzung zur Folge hatte, wie sie in Europa und gerade auch im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg seit dem 30-jährigen Krieg nicht mehr eingetreten war. In der Erforschung und Reflektion der Umstände solcher Zwangsmigration geht es insbesondere um *kulturelle* Praxen, um Einstellungen, Narrative und Werthaltungen: Alle Migranten nehmen etwas mit, geistige und materielle Artefakte auch jenseits der reinen Subsistenzmittel, und sie bringen etwas davon mit in ihr neues Umfeld, bereichern, verändern damit ihre neue Heimat. Das sind schon die Namen – oft irgendwann in der Schreibweise angepasst –, das sind Sprachen, Sprachfärbungen, Dialekte, Akzente, meist ganz typisch und damit für andere erkennbar ausgeprägt; das sind Kleidung in Form und Farben, Musik, Bräuche, Essgewohnheiten, Wohnungseinrichtungen; das sind Haustierrassen, Kulturpflanzen, gärtnerisches Wissen und Hausformen – und damit sind wir schon im Beziehungsfeld mit Fragen der Kulturgeografie, Landeskunde und Landespflege. Es können sogar ganze Landschaften sein, die als vererbtes Bild zur Selbstvergewisserung der neuen Heimat beitragen.

Während der Tagungsvorbereitungen erfuhr das Thema durch die große Zahl an Flüchtlingen, die 2015/16 in Europa ankamen, eine unerwartete Brisanz. Man hätte nun unter dem Eindruck der täglichen Meldungen aktuelle Fragestellungen aufnehmen können. Aber wir entschieden uns, dass es gerade in so aufgeregten Zeiten auch Platz geben muss, über lange Zeitlinien und komplexe Zusammenhänge nachzudenken. Deshalb hielten (und halten) wir es für wichtiger, das Blickfeld zu weiten, einerseits in die Historie hinein, andererseits hin zu Themenfeldern wie die Pflanzenmigration, die in den tagespolitischen Debatten nicht in den Blick genommen werden. Das führte zwangsläufig zu einer interdisziplinären Ausrichtung der Tagung. Ihr Ablauf war in die Themenbereiche (a) Historische Betrachtungen, (b) Migration von Wildpflanzen, Zier- und Nutzpflanzen, (c) Migration und Sprache, (d) Aktivitäten in Lahr und (e) Ausdrucksformen heimlicher Empfindungen gegliedert.

Aus der ersten Abteilung der Lahrer Konferenz finden sich in diesem Band die Aufsätze „Die Zuwanderung der Walser nach Vorarlberg im 14. Jahrhundert – Mythos und Realität“ von Alois Niederstätter, „Migrationsgeschichte der Schweiz ab Mitte des 19. Jahrhunderts – ein kurzer Überblick“ von Hermann Wichers und „Schweizer am Schwarzen Meer. Eine Auswanderungsgeschichte ohne Happy End“ von Dominik Wunderlin. Dazu kamen noch die Texte „Deutsche Hausangestellte in der Schweiz (1920–1965)“ von Andrea Althaus und „*Amerika ist ein freies Land, wehr keinen Schuh hat geht bahr Fuß*“. Die Auswanderung aus Winzeln (Kr. Rottweil) nach Amerika“ von Birgit Tuchen.

Der Historiker und Archivar Alois Niederstätter aus Bregenz nimmt in seinem Aufsatz mit fachmännischer Genauigkeit den Mythos von der Walsermigration als „kleiner Völkerwanderung im Stil der Trecks des Wilden Westens“ auseinander. Es handelte sich vielmehr um einen der auch anderswo nachweisbaren Prozesse des Landesausbaus im Hoch- und Spätmittelalter, die in den wenigsten Fällen menschenleere Räume erschlossen, sondern als Siedlungsverdichtung zu interpretieren sind. Das heutige „Walserbewusstsein“ geht indes auf Impulse aus der beginnenden landeskundlichen Forschung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zurück.

Hermann Wichers befasst sich mit dem Wandel der Schweiz von einem klassischen Auswanderungsland hin zu einem Einwanderungsland – bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Schweizer Wanderungsbilanz ja bekanntermaßen negativ. Heute aber weist ein Drittel der Schweizer Bevölkerung einen Migrationshintergrund auf. Die Eingliederung der Zuziehenden ist von mitunter starken Spannungen geprägt, gleichzeitig war und ist die wirtschaftlich starke

Schweiz auf einen Zufluss qualifizierter Arbeitskräfte angewiesen, insbesondere aus den angrenzenden deutschsprachigen Ländern.

Einen weitgehend unbekanntem historischen Aspekt der Schweizer Auswanderungsgeschichte beleuchtet Dominik Wunderlin in seinem Beitrag „Schweizer am Schwarzen Meer“. Nach einer geglückten Ansiedlung und Erfolgen im Weinbau teilten sie im Zweiten Weltkrieg das Schicksal der deutschen Ostsiedler, zum Teil inklusive der Umsiedlung in den Warthegau und nach Westpreußen. Nach ihrer Vertreibung mussten sie feststellen, dass die Schweiz kein Interesse daran zeigte, ihre ehemaligen Bürger wieder aufzunehmen, sondern sie vielmehr als Fremde behandelte.

Fremdenfeindliche Vorbehalte erlebten auch die jungen Mädchen, die vor und nach den Weltkriegen als Dienstmädchen oder Hilfen im Gastgewerbe in die Schweiz gingen, wie der Beitrag von Andrea Althaus über die Arbeitsmigration von Hausangestellten zeigt. Dennoch kehrten nicht alle von ihnen in ihre Heimatländer zurück, sondern fanden Ehemänner und blieben in der Schweiz.

Im Vergleich dazu war es, trotz der Sprachbarriere, oft einfacher, in einem klassischen Einwanderungsland wie Amerika Fuß zu fassen. Durch die große Zahl an Einwanderern, die zudem gar nicht in Erwägung zogen, mit der indigenen Bevölkerung in Kontakt zu treten, geschweige denn sich zu integrieren, war das Problem der Fremdenfeindlichkeit nicht gegeben bzw. nicht in der Art, wie es klassischerweise in Europa auftrat und noch auftritt. Die aufnehmende Gesellschaft bestand ja selbst aus Einwanderern. Welche Schwierigkeiten eine Amerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert trotzdem mit sich brachte, beschreibt Birgit Tuchen ausführlich und anhand einer großen Zahl detaillierter Quellenzeugnisse am Beispiel von zwei Dörfern, die heute im Landkreis Rottweil liegen.

Aus dem Abschnitt „Migration von Wildpflanzen, Zier- und Nutzpflanzen“ kann hier leider nur ein Beitrag abgedruckt werden: „... *un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden.* Außereuropäische Zier- und Nutzpflanzen im Südwesten des Alten Reichs (16.–18. Jahrhundert)“ von Michaela Schmölz-Häberlein.

Mit den Menschen wandern Sprachen, soziale Gewohnheiten, Kochrezepte und nicht zuletzt auch Pflanzen. Seit dem Beginn des Ackerbaus haben Menschen Saatgut in ihrem Gepäck, aber nach der Entdeckung Amerikas bekommt die Kultivierung von Pflanzen aus fernen Ländern noch einmal eine neue Dynamik. Michaela Schmölz-Häberlein geht in ihrem Beitrag auf diese für die Pflanzenmigration außerordentlich wichtige Zeit zwischen 1500 und 1800 ein. Tomaten und Kartoffeln sind heute aus Europa nicht mehr wegzudenken – vergessen wird aber oft, dass auch Zierpflanzen wie Tagetes und Sonnenblumen aus Amerika stammen.

Aus dem Spektrum „Ausdrucksformen heimatlicher Empfindungen“ können wir hier den Beitrag „„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“. Zugänge und Perspektiven der Ausstellungs- und Vermittlungspraxis im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm“ von Leni Perenčević präsentieren.

Schmerzhafter in der Erinnerung sind Flucht und Vertreibung von Menschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und aus dem südöstlichen Europa. Die Flucht erlaubte ihnen nur wenig Materielles mitzunehmen, aber sie hatten kulturelle und sprachliche Besonderheiten im Gepäck. Und sie brachten Vorlieben für besondere Speisen, Gewürze und Gemüsepflanzen mit, die die Esskultur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachhaltig beeinflussten. Diese besondere Bedeutung der alltäglichen Dinge für die Konstitution von Heimat arbeitet Leni Perenčević vom Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm eindrücklich heraus.

Den Abschluss des Schwerpunkts zum Thema Migration bildet der Aufsatz von Michael Bärmann. Er bietet die Fortsetzung seiner Detailstudie über den deutschen Komponisten Franz Xaver Gebel, dessen familiäre und gesellschaftliche Verbindungen sich über mehrere Länder erstreckten. Er selbst spielte in den 1830er Jahren eine wichtige Rolle im Moskauer Musikleben. Es handelt sich hier um Wanderungsbewegungen im akademischen bzw. künstlerisch geprägten Milieu, die von einer außerordentlichen Dynamik und Veränderungsbereitschaft zeugen.

Aus unterschiedlichen Gründen konnten nicht alle Beiträge der Tagung hier in gedruckter Form aufgenommen werden. Deshalb danken wir Andrea Althaus, Birgit Tuchen und Michael Bärmann, den Autorinnen und dem Autor der drei weiteren Aufsätze, herzlich dafür, dass sie uns ihre Texte zur Verfügung gestellt haben. Sie sind erst nach der Tagung entstanden, passen aber thematisch hervorragend.



# Die Zuwanderung der Walser nach Vorarlberg im 14. Jahrhundert – Mythos und Realität

*Alois Niederstätter*

In Vorarlberg – und nicht nur dort – gibt es Menschen, die sich auf eine gemeinsame Herkunft als Folge einer viele Jahrhunderte zurückliegenden Wanderung berufen: die Walser.

Gemeinhin wird angenommen, dass seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert alemannische Bewohner des oberen Wallis, wohin sie etwa 250 Jahre zuvor gekommen waren, ihre Heimat verlassen und sich zunächst in benachbarten Hochtälern angesiedelt hätten. Später seien sie nach Süden in das Monte Rosa- und das Ossolagebiet, nach Westen in das französische Chablais, nach Osten ins Bündner Oberland, in das Rheinwaldtal sowie nach Davos vorgestoßen und schließlich nach Liechtenstein und ins nachmalige Vorarlberg gelangt. Nach ihrer Herkunft habe man sie „Walliser“ bzw. späterhin verkürzt „Walser“ genannt.

Als Gründe für die Wanderungen wurden Überbevölkerung, Naturkatastrophen, Klimaveränderungen, Seuchen oder auch die Feudalisierung des Wallis vermutet. Viele seien von Herrschaftsträgern, meist adeligen Grundherren, gruppenweise angeworben und in ihrem Machtbereich angesiedelt worden, wobei nicht nur kolonisatorische, sondern auch militärische Überlegungen eine Rolle gespielt hätten.

Die beiden ältesten themenrelevanten Dokumente Vorarlberger Provenienz tragen dasselbe Datum. Sie wurden im Jahr 1313 in der Stadt Feldkirch von den Inhabern der Herrschaft Feldkirch, dem Grafen Rudolf von Montfort, Dompropst und Verwalter des Bistums Chur, und seinem Neffen Berthold ausgestellt. Im Original erhalten ist jene Urkunde, mit der sechs Männer, von denen mindestens drei Brüder waren, in einem Seitental des Vorarlberger Alpenrheintals östlich von Rankweil das „Gut“ Laterns und die Alpe Gapfohl erhielten. Zeitgleich erfolgte, nur kopialem dokumentiert, die Belehnung einer weiteren, ausdrücklich als „Walliser“ bezeichneten fünfköpfigen Gruppe, darunter zwei Brüder sowie Vater und Sohn, mit der Alpe Uga im Gebiet der Gemeinde Damüls im Tal des in die Bregenzerach mündenden Argenbachs. Dreizehn Jahre später, also 1326, erfolgte die Vergabe der Alpe Damüls. Die Lehnsleute waren teils dieselben Personen, die schon in der Urkunde für Uga genannt wurden. Auch dieses Stück liegt nur abschriftlich vor.<sup>1</sup>

Grundherren – also Eigentümer – des Gutes Laterns, der Alpen Gapfohl, Uga und Damüls waren die Grafen von Montfort-Feldkirch, nutzungsberechtigte Leihnehmer fortan die jeweils in den Urkunden genannten Personengruppen sowie, da es sich ausdrücklich um Erbleihe handelte, auch deren Nachkommen. Außerdem gestattete diese Form bäuerlicher Grundleihe die Veräußerung – freilich unter dem Vorbehalt des herrschaftlichen Obereigentums. Die Aufteilung der Güter wurde den Leihnehmern überlassen, den festgesetzten, jährlich auf Martini in barem Geld fälligen Zins hatten sie daher gemeinschaftlich zu entrichten, sie hafteten dafür der Herrschaft

---

<sup>1</sup> Abdruck der Urkunden: ALOIS NIEDERSTÄTTER, Zur Geschichte der „Walser“ im spätmittelalterlichen Vorarlberg – ein Überblick, in: Montfort. Zeitschrift für Geschichte Vorarlbergs 65, Bd. 1 (2013), S. 5–16, hier S. 12 f.



Abb. 1: Die Grafen Rudolf und Berthold von Montfort-Feldkirch verleihen einer Gruppe von Walsern das „Gut“ Laterns, Urkunde vom 29. Mai 1313. Foto: Vorarlberger Landesarchiv, Bregenz.

gegenüber auch als Gruppe. Sie wurden zwar Vogtleute der Grafen von Montfort-Feldkirch, blieben aber persönlich frei.

Außer zur Zinszahlung verpflichteten diese drei Urkunden die neuen Inhaber der Güter, der Herrschaft gegen Kostenersatz persönlich mit Schild und Speer innerhalb des Landes zu dienen, also Kriegsdienst zu leisten. Man nannte sie deswegen in der landeskundlichen Literatur auch „Wanderkrieger“.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> BENEDIKT BILGERI, Geschichte Vorarlbergs, Bd. 2: Bayern, Habsburg, Schweiz – Selbstbehauptung, Wien/Köln/Graz 1974, S. 29.

Vorbild für die Grafen von Montfort-Feldkirch waren offenkundig Grundherren in Churrätien, die bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Walser in ihrem Herrschaftsbereich angesiedelt hatten.

Entgegen älterer Auffassung betrafen diese Vorgänge keine bis dahin unerschlossenen, nun erst zu kultivierenden Gebiete. Besonders deutlich wird das beim Gut Laterns, das sich aufgrund der in der Urkunde überlieferten Grenzangaben mit der sonnseitigen äußeren Talhälfte von der Frutz im Tal bis zum Bergkamm identifizieren lässt. Es scheint bereits 1178 – also 135 Jahre früher – als „mons Clauturni“ im Besitz des im heutigen Schweizer Kanton St. Gallen gelegenen adeligen Damenstifts Schänis auf.<sup>3</sup> In weiterer Folge kam es offenkundig in die Verfügungsgewalt der Feldkircher Montforter, die es nun für ihre Zwecke heranzogen. Ganz ohne Entschädigung blieben die Schäniser Stiftsdamen freilich nicht. Die neuen Bewirtschafter mussten ihnen einen jährlichen Zins entrichten. Auf andere Bewohner des Tals weist das in der Urkunde genannte Recht hin, die Allmende mit diesen gemeinsam zu nutzen.

Uga und Damüls sind in den Übergabeurkunden als „Alpen“ (Almen) definiert, sie wurden also bis dahin im Rahmen der alpinen Mehrstufenwirtschaft als Sommerweiden genutzt. Beide Namen sind wohl romanischer Herkunft. Damüls könnte sich von „Uf dem Mulcz“ (im Jahr 1500 urkundlich: „ufi dem Mulcz“)<sup>4</sup> ableiten, wobei „Mulcz“ romanisch für „Melkalpe“ steht (lateinisch *mulgere*, rätoromanisch *mulscher*: melken). Die „Walliser“ bewohnten sie fortan ganzjährig. Ihre Belehnung fiel noch in die vom 10. bis ins 14. Jahrhundert dauernde Periode günstiger



Abb. 2: Damüls und Uga im frühen 20. Jahrhundert. Foto: Vorarlberger Landesbibliothek, Bregenz.

<sup>3</sup> Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahr 1260, bearb. von ADOLF HELBOK (Quellen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins, Bd. 1), Innsbruck 1920–25, Nr. 280.

<sup>4</sup> VORARLBERGER LANDESARCHIV [VLA], Urkunden, Nr. 7272.

Klimaverhältnisse, mittelalterlicher Getreidebau ist in Vorarlberg bis in eine Seehöhe von 1600 m nachgewiesen.

Für den Tannberg und das als Mittelberg bezeichnete obere Breitachtal, das heutige Kleinwalsertal, fehlen solche urkundlichen Belege. Erst zur Mitte des 15. Jahrhunderts ist anlässlich der Eingliederung in die Herrschaft Österreich vom „Walsertum“ der Bewohner die Rede. Dennoch gibt es Argumente, dort für den Zuzug von Walsern denselben Zeithorizont im frühen 14. Jahrhundert anzunehmen und ihn mit den Herren von Rettenberg, die diese Gebiete zu ihrem Herrschaftsbereich zählten, in einen Zusammenhang zu bringen.<sup>5</sup>

Auch dort fanden die Zuwanderer keine unberührte Wildnis vor. Unweit des Hochtannbergpasses entnommene, paläobotanisch untersuchte Sedimentbohrkerne zeigen, dass erste Eingriffe des Menschen in die Vegetation durch Beweidung und durch Brandrodungen schon in der mittleren Bronzezeit erfolgten und von ca. 800 v. Chr. an durchgehend Ackerbau betrieben wurde. Die Walser-Zuwanderung ist in diesem Raster nicht erkennbar.<sup>6</sup>

So verwundert es nicht, dass nun auch archäologische Funde in einem neuen Licht erscheinen, wie ein in Zürs erschlossenes merowingerzeitliches Grab<sup>7</sup> oder eindeutig ältere Mauerreste im Bereich der Fundamente des romanischen Vorgängerbaus der Pfarrkirche von Lech.<sup>8</sup> Außerdem stammen die frühesten urkundlichen Nennungen von Lecher Örtlichkeiten in einem Einkünfteverzeichnis des Benediktinerklosters Weingarten aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.<sup>9</sup>



Abb. 3: Lech im Jahr 1907. Foto: Gemeindearchiv Lech.

<sup>5</sup> ALOIS NIEDERSTÄTTER, Die Anfänge: der Tannberg bis 1563, in: Gemeindebuch, Lech 2014, S. 42–59, hier S. 47–50.

<sup>6</sup> CAROLINA WALDE / KLAUS OEGGL, Ergebnisse zur Siedlungsgeschichte am Tannberg. Die Pollenanalysen aus dem Körpersee, in: Walsertal in Vorarlberg, Heft 75 (2004), S. 309–317.

<sup>7</sup> ELMAR VONBANK, Das Arlberggebiet in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins (1953), S. 12–15.

<sup>8</sup> JOHANN PEER, Zur Baugeschichte der Pfarrkirche von Lech am Arlberg, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 42 (1988), S. 86–91.

<sup>9</sup> Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 4, Stuttgart 1883, Anhang, S. XLV.

Hier wie anderswo ist der Zuzug von Walsern als ein obrigkeitlich gesteuerter Prozess der Verdichtung zu verstehen, der die Überlagerung älterer Strukturen zur Folge hatte. Somit kann also selbst in dieser ersten Phase der Walser-Zuwanderung von „Kolonisation“ nur in einem eingeschränkten Sinn des Wortes gesprochen werden. Auch der früher gerne verwendete Begriff „Landnahme“ geht angesichts der Organisation dieser Vorgänge durch regionale Herrschaftsträger ebenso an der Realität vorbei wie die Vorstellung einer „kleinen Völkerwanderung“. Die Zahlen wurden bereits genannt: Fünf bzw. acht Männer waren es in Uga und Damüls (wobei es sich bei den Damülsern überwiegend um dieselben Personen, die bereits mit Uga belehnt worden waren, oder um deren Nachkommen handelte), sechs in Laterns. Ob sie alle Familien hatten, lassen die Quellen offen.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass das Gebiet des heutigen Vorarlberg und seine nähere Umgebung damals als Folge von Erbteilungen der Grafen von Montfort bzw. von Werdenberg eine intensive Phase des Ausbaus erlebt hatte. Es waren zahlreiche Burgen entstanden, außerdem die Städte Bregenz und Bludenz.

Was bedeutete die erst im Lauf der Zeit von „Walliser“ auf „Walser“ verkürzte Bezeichnung dieser Menschen für die Zeitgenossen? Die Forschung hebt seit langem als entscheidendes Merkmal die besondere Rechtsstellung hervor, die ihnen in den meisten Zuwanderungsorten als „Walserrecht“ zumindest anfänglich zugestanden wurde. Als „Freie“ waren sie – wie schon erwähnt – nicht an die Scholle und den Herrn gebunden, keinen Heiratsbeschränkungen unterworfen, schuldeten keine Leibsteuer, keinen Todfall oder andere Leibeigenenabgaben und leisteten keine Frondienste. Die Walser hatten die ihnen überlassenen Güter zu Erbleihe gegen einen auf Dauer fixierten Zins inne und bildeten teils eigene Niedergerichtsgemeinden.

Wer sich „Walliser“ oder „Walser“ nannte bzw. so bezeichnet wurde, gehörte folglich einem bestimmten, nach der postulierten Herkunftsregion benannten Rechtskreis an und besaß einen anderen Status als die Menschen seiner Umgebung. Eine 1355 ausgestellte Urkunde schied die Bewohner des Montafons in „Edel lüt“ (Adelige), „Silberer“ (Bergknappen), die „Hoflüt ze santpetern“ (die zum Hof St. Peter gehörenden Leute), die „ffrigen“ (Freie), die „Gotzhus lüt“ (Gotteshausleute, also Menschen, die einer geistlichen Einrichtung untertan waren) und die „walliser“. <sup>10</sup> Alle diese Gruppen bildeten eigene Rechtskreise. Noch hundert Jahre später beim Verkauf der Herrschaft Sonnenberg durch die Sarganser Werdenberger an die Truchsess von Waldburg teilte man die Untertanen in Eigenleute, Walser und Hintersassen. <sup>11</sup> „Walser“ blieben deswegen nur so lange „Walser“, wie ihr eigenständiger Rechtskreis bestand, sie das „Walserrecht“ genossen. Indem die Tannberger sich 1453 in die Leibeigenschaft Herzog Sigmunds von Österreich begaben, gaben sie dieses Recht auf und hörten in rechtlicher Hinsicht auf, „Walser“ zu sein. <sup>12</sup>

Der Status „Walser“ hing keineswegs zwingend von der Herkunft aus dem Wallis oder einer der frühen Walserkolonien ab. Vielmehr konnte, wie es Enrico Rizzi formuliert, „jeder beliebige Siedler, der nach Walserrecht zu Lehen genommen hatte [...], in den Genuss jener Bedingungen

<sup>10</sup> Liechtensteinisches Urkundenbuch, Teil 1: Von den Anfängen bis zum Tod Bischof Hartmans von Werdenberg-Sargans-Vaduz 1416, Bd. 3: Aus den Vorarlberger Archiven, bearb. von BENEDIKT BILGERI, Vaduz 1975, Nr. 81.

<sup>11</sup> Vgl. VLA (wie Anm. 4), Urkunden, Nr. 4948.

<sup>12</sup> HERMANN SANDER, Die Erwerbung des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg durch Österreich. Beiträge zur Rechts- und Culturgeschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg (Sonderdruck aus: Programm der k. k. Oberrealschule in Innsbruck für das Studienjahr 1885/86), Innsbruck 1886, S. 119 f.

kommen, wie sie traditionellerweise für die ‚Walser‘ galten“.<sup>13</sup> Demzufolge ist aus der Bezeichnung „Walser“ nicht mit Sicherheit auf das „Volkstum“ ihrer Träger zu schließen, sondern es wird – analog zu den Ergebnissen der modernen Ethnogenese-Forschung – wohl eher von Zweckgemeinschaften auszugehen sein.

Gleichfalls dem Muster herrschaftlicher Organisation entsprach die Walser-Ansiedlung in Ebnit, im hinteren Hochtal der Dornbirnerach, das zur Herrschaft Hohenems gehörte (heute im Gemeindegebiet der Stadt Dornbirn). Dort hatte Ritter Ulrich von Ems vor der Mitte des 14. Jahrhunderts ein Klösterchen des Ordens der Pauliner-Eremiten gestiftet. Nachdem damit ein erster Schritt zur Erschließung dieses abgelegenen Gebiets getan war, folgte 1351 ein zweiter: Der Klostervorsteher verlieh im Auftrag Ulrichs von Ems drei Walsern das „Gut“ Ebnit als Erblehen gegen alljährlich auf Martini fällige Geld- und Schmalzzinse. Als Gotteshausleute waren die Zuzügler persönlich frei, sie unterstanden aber der Gerichts- und Wehrhoheit der Ritter von Ems als Vögte des Klosters und seiner Güter. Die nach Ebnit Zugezogenen dürften aus Stürvis im Prättigau gekommen sein. Im 16. Jahrhundert gingen ihre Sonderrechte verloren und es wurde die „Entfreierung“ vollzogen.<sup>14</sup>

Auf anderer rechtlicher Basis war dagegen wenige Jahre zuvor die Niederlassung von Walsern im heutigen Brandnertal südlich von Bludenz erfolgt, das damals meist „Bürsertal“ oder romanisch „Vallawier“ genannt wurde. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts hatte es zum wirtschaftlichen Nutzungsgebiet der Gemeinde Bürs gehört, die es wohl in erster Linie als Sommerweide verwendete.

1347 verlieh die Gemeinde das Tal gegen einen jährlich an die Bürser Fröhmesse zu entrichtenden Zins von recht bescheidenen 21 Viertel Butterschmalz und einem Schilling Pfennig einer Gruppe von Walsern. Hier war die Initiative nicht von der Landesherrschaft oder von adeligen Grundherren, sondern von einer Dorfgemeinschaft ausgegangen. Obrigkeitliches Einverständnis war dennoch vonnöten, Graf Hartmann von Werdenberg-Sargans bestätigte das Rechtsgeschäft. Mit etwa einem Dutzend Männern samt eventuell zugehörigen Familien handelt es sich um die quantitativ bedeutendste, durch eine Urkunde dokumentierte Walser-Ansiedlung in Vorarlberg.<sup>15</sup> Die Brandner Walser gehörten zwar zur Pfarre Bürs, bildeten aber von Anfang an einen eigenen genossenschaftlichen Verband, der 1410 erstmals als Gemeinde urkundlich genannt wird.<sup>16</sup> Ein eigenes Gericht erhielten sie jedoch nicht.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts scheinen Walser außerdem im Silbertal, einem Seitental des Montafon, auf. Auch dort war die Ansiedlung nicht herrschaftlich gelenkt, vielmehr wurden einzelne entweder bereits bestehende oder im Gemeindeland parzellierte Güter erworben. Den-

<sup>13</sup> ENRICO RIZZI, *Geschichte der Walser*, Chur 1993, S. 151. In diesem Sinn auch PETER LIVER, *Mittelalterliches Kolonistenrecht und freie Walser in Graubünden* (Kultur- und Staatswissenschaftliche Schriften, Bd. 36), Zürich 1943; PAUL ZINSLI, *Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Italien*, Chur 2000. Dagegen heißt es jüngst wieder, die Walser hätten ihren Status als ihr eigenes Gewohnheitsrecht mitgebracht und behalten, solange es ihre Umwelt und die Obrigkeiten zuließen, so SILKE GRÄFIN VON BASSELET DE LA ROSÉE, *Die Rechte der Walser in den ennetbirgischen Siedlungsgebieten in ihrer rechtshistorischen Relevanz*, Diss. Innsbruck 2004, die damit auf HEINRICH BÜTTNER, *Anfänge des Walserrechtes im Wallis*, in: *Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte*. Mainauvorträge 1953 (Vorträge und Forschungen, Bd. 2), Sigmaringen 1981, S. 89–102, zurückgreift.

<sup>14</sup> BIRGIT ORTNER, *Ebnit – Mikrostudie eines Bergdorfes im 16., 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs* 58, Heft 4 (2006), S. 214–230.

<sup>15</sup> Abdruck der Urkunden: Vgl. NIEDERSTÄTTER, *Geschichte der „Walser“* (wie Anm. 1), S. 13 f.

<sup>16</sup> Vgl. VLA (wie Anm. 4), *Urkunden*, Nr. 569.

noch gestand ihnen der Landesherr, Graf Albrecht III. von Werdenberg-Heiligenberg-Bludenz, vor 1402 die im Wesentlichen auf Zivilsachen beschränkte Niedergerichtsbarkeit zu. Bereits 1453 verschwand dieses Gericht, als die Montafoner Walser – zur selben Zeit wie die am Tannberg – ihre Sonderstellung aufgaben und sich in den Verband der leibeigenen Hofjünger einreichten, in dem sie spurlos aufgingen.<sup>17</sup>

Es mag erstaunen, dass ausgerechnet das scheinbar eindeutig benannte Große Walsertal in seiner Gesamtheit nicht primäres Walser-Zuzugsgebiet war. Es hieß im Mittelalter „Valentschina“; als sein grundherrschaftliches Zentrum ist schon in den 1220er-Jahren eine klösterliche Niederlassung namens *Frisun* (Friesen), das nachmalige St. Gerold, urkundlich genannt. Sie stand unter der Kontrolle der Reichsministerialen Thumb von Neuburg und war wohl zunächst mit dem Prämonstratenserstift Weißenau bei Ravensburg verbunden. Vom ausgehenden 13. Jahrhundert an gehörte die Propstei Friesen/St. Gerold zum Benediktinerkloster Einsiedeln im heutigen Kanton Schwyz.

In den oberen Teil des Tals, nach Fontanella, das 1363 noch eine Alpe war,<sup>18</sup> stießen die Damülser über Faschina vor, sodass der Ort späterhin zum Feldkircher Gericht Damüls gehörte, alle anderen aber im Sprengel der werdenbergischen Grafschaft im Walgau bzw. der von ihr abgespaltenen Herrschaft Blumenegg lagen.

Dort bewilligte Graf Hartmann von Werdenberg 1397 den vornehmlich in Sonntag und Raggal ansässigen Walsern ein eigenes Gericht.<sup>19</sup> Zumindest in Raggal lebten und wirtschafteten damals neben den Walsern auch anderen Rechtskreisen zugehörige Menschen.<sup>20</sup> Sonntag hingegen wurde wohl vollständig „walserisch“, sodass 1480 von der „gemeinen Walliserschaft zum Sonntag“ die Rede war, die der nicht-„walserischen“ „gemeinen Steuergnos“ der Herrschaft Blumenegg gegenüberstand.<sup>21</sup>

Von der Aufnahme eines Walsers in den Hofverband der Propstei St. Gerold berichtet eine 1373 ausgefertigte Urkunde.<sup>22</sup> Die Pröpste achteten aber im Interesse ihrer straff organisierten Grundherrschaft darauf, den Rechtsstatus von Walsern dem der leibeigenen Gotteshausleute anzugleichen.<sup>23</sup>

1526 ergaben sich die Blumenegger Walser in die landesherrliche Leibeigenschaft, wodurch aus dem auf den Personenverband bezogenen Walser-Gericht ein territorial abgegrenztes Gericht der „Kleinen Gnos“ entstand, das die Gemeinden Sonntag und Raggal umfasste.

Während ein Urbar der Herrschaft Feldkirch von 1363 neben den Damülser und den Laternser Walsern nur noch jene am Sarojapass im heutigen Liechtenstein erwähnt, kommen in einem weiteren von 1403 auch die am Dünserberg vor. Die wohl von drei Familien getragene Ansiedlung

<sup>17</sup> Vgl. NIEDERSTÄTTER, Geschichte der „Walser“ (wie Anm. 1), S. 9 f.

<sup>18</sup> MARIA LUISE LÜRZER, Urbar der Herrschaft Feldkirch 1363/1403. Edition und Kommentar (Quellen zur Geschichte Vorarlbergs, Bd. 4), Regensburg 2001, S. 94.

<sup>19</sup> ULRICH NACHBAUR, Das Feldkircher Walsergericht Damüls an der „Staatsgrenze“ zu Blumenegg, in: 200 Jahre Blumenegg bei Österreich. Beiträge zur Regionalgeschichte, hg. von MANFRED TSCHAIKNER (Bludener Geschichtsblätter, Heft 72–74), Bludenz 2004, S. 25–109, hier S. 43.

<sup>20</sup> Vgl. VLA (wie Anm. 4), Urkunden, Nr. 4935.

<sup>21</sup> Ebd., Urkunden, Nr. 7592.

<sup>22</sup> Ebd., Urkunden, Nr. 3570.

<sup>23</sup> Vorarlberger Weistümer, Teil 1: Bludenz, Blumenegg, St. Gerold, hg. von KARL HEINZ BURMEISTER (Österreichische Weistümer, Bd. 18/1), Wien 1973, S. 408–411.



Abb. 4: Großes Walsertal, im Vordergrund Raggal (1939). Foto: Vorarlberger Landesbibliothek, Bregenz, Sammlung Risch-Lau.

entstand auf der Allmende, dem Gemeindegut von Düns, aus der die den Walsern überlassenen Güter ausgesondert wurden.<sup>24</sup>

Auch an anderen Hanglagen des Walgaus, etwa am Ludescherberg, sowie des Rheintals erwarben Walser, die wohl überwiegend aus den frühen Siedlungsbereichen im Land selbst stammten, noch zu erschließendes Gemeindegut, aber auch bereits bestehende Bauerngüter.<sup>25</sup> Mancherorts wurde ländliches Erschließungsgebiet von bürgerlichen Investoren erworben, die sich zur Bewirtschaftung der offenkundig in hinreichendem Ausmaß zur Verfügung stehenden Walser bedienten.<sup>26</sup> Ähnliches Engagement lässt sich weiterhin im Bereich adeliger Grundherrschaften beobachten.

Nicht überall stieß die Expansion der Walser auf Gegenliebe: 1411 sah sich Graf Hartmann von Werdenberg-Sargans genötigt, seinen Eigenleuten im Walgau zu verbieten, ihre Güter an Walser zu verkaufen – außer im Fall großer Not mit seiner oder seiner Amtsleute Genehmigung.<sup>27</sup> Aufgrund der ihnen anfangs zugestandenen Sonderrechte neigten die Walser nämlich dazu, sich beim Erwerb von Grund und Boden in den Tallagen der Einordnung in die dort üblichen Abgabenstrukturen zu verweigern.

Wie stand es nun um die organisatorischen Beziehungen zwischen den Walsern im nachmaligen Vorarlberg? Jene zu Damüls, im Laternsertal sowie am Dünserberg, die alle der Herrschaft

<sup>24</sup> Vgl. VLA (wie Anm. 4), Urkunden, Nr. 4125.

<sup>25</sup> Vgl. NIEDERSTÄTTER, Geschichte der „Walser“ (wie Anm. 1), S. 11.

<sup>26</sup> ALOIS NIEDERSTÄTTER, Meschach – ein spätmittelalterliches „Investorenmodell“ mit „Walser“ Beteiligung, in: Montfort. Zeitschrift für Geschichte Vorarlbergs 65, Bd. 1 (2013), S. 77–79.

<sup>27</sup> Vgl. VLA (wie Anm. 4), Urkunden, Nr. 4942.



Feldkirch zugehörten, bildeten nicht nur eine Steuergenossenschaft, sondern an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert vorerst auch einen in gerichtlicher Hinsicht eigenständigen Personenverband unter einem gemeinsamen Ammann. Wenige Jahrzehnte später erscheint die Sonderstellung der Walser aber auf das Gericht Damüls beschränkt, während die im Laternsertal und am Dünserberg Ansässigen in die Gerichte Rankweil-Sulz bzw. Jagdberg eingegliedert worden waren.<sup>28</sup>

Gemeinsamen, von der Herrschaft nicht unmittelbar beeinflussten politischen Gestaltungswillen stellte ein Teil der Vorarlberger Walser während einer kurzen Phase in der Krisenzeit der Appenzellerkriege zu Beginn des 15. Jahrhunderts unter Beweis. Nachdem als Folge der Niederlage eines österreichischen Heeres am Stoß 1405 die regionalen Ordnungssysteme zusammengebrochen waren, verbanden sich die „gemeinen Walliser“ von Damüls, Sonntag, Laterns und am Dünserberg zu einem eigenen „Land“ im mittelalterlichen Sinn des Wortes, zu einem rechtsfähigen Personenverband mit eigenem Siegel.<sup>29</sup> Es zeigt einen nimbiierten, unbehelmten, das Schwert schwingenden Ritter zu Pferd, wohl den hl. Mauritius, der auf seinem Schild einen nach rechts steigenden Steinbock führt.<sup>30</sup>

Letztlich war aber auch dieser Zusammenschluss von den politischen Verhältnissen bestimmt, denn die Montafoner Walser des Grafen Albrecht von Werdenberg-Heiligenberg fehlten in dieser Vereinigung ebenso wie die dem Herrn von Sonnenberg, dem Churer Bischof Hartmann von Werdenberg, zugehörigen des Brandnertals sowie die am Tann- und Mittelberg, deren Siedlungen damals der Herrschaft der Herren von Heimenhofen unterstanden.

Als Folge der teils freiwilligen, teils von den Obrigkeiten erzwungenen Aufgabe der besonderen Rechtsstellung verblasste walsersche Identität zusehends. So musste schließlich Mitte des 19. Jahrhunderts der Historiker Joseph von Bergman etwa über die Tannberger berichten, dass diese „sich selbst weder Walser nennen, noch von Andern so genannt werden“, sich aber bewusst seien, „daß sie keine Urbewohner, sondern Einwanderer sind“.<sup>31</sup>

Wiederbelebt wurde das „Walsertum“ von der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf-



Abb. 5: Siegel der „gemeinen Walliser“ 1408. Foto: Vorarlberger Landesarchiv, Bregenz.

<sup>28</sup> Vgl. NIEDERSTÄTTER, Geschichte der „Walser“ (wie Anm. 1), S. 11 f.

<sup>29</sup> ALOIS NIEDERSTÄTTER, Bäuerliche „Länder“ im alemannischen Südwesten. Beobachtungen zur Verwendung des Begriffs „Land“ im Spätmittelalter, in: Tirol – Österreich – Italien. Festschrift für Josef Riedmann zum 65. Geburtstag, hg. von KLAUS BRANDSTÄTTER und JULIA HÖRMANN (Schlern-Schriften, Bd. 330), Innsbruck 2005, S. 483–492, hier S. 490 f.

<sup>30</sup> Vgl. BILGERI, Geschichte Vorarlbergs, Bd. 2 (wie Anm. 2), S. 161.

<sup>31</sup> JOSEPH BERGMANN, Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen (Sonderdruck aus: Jahrbücher der Literatur, Bd. 105–108), Wien 1844, S. 57; zit. nach ULRICH NACHBAUR, Walser-Bewusstsein durch die Zeiten, in: Wir Walser 52, Heft 2 (2014), S. 10–32, hier S. 27.

blühenden landeskundlichen Forschung. Historiografie, Volkskunde, Sprachwissenschaft und Rechtsgeschichte nahmen sich auf der Suche nach „Edlen Wilden“ der „Walser“ an, zuletzt auch die Anthropologie mit Vermessung der Walser-Schädel, Bestimmung der Blutgruppen und – noch nach dem Zweiten Weltkrieg – der Unterscheidung zwischen Voll- und Halb-Walsern.<sup>32</sup>

Auch die Literatur leistete ihren Beitrag. Adalbert Weltes 1939 erschienener, in Vorarlberg viel gelesener und 1983 nachgedruckter Roman „Die Große Flucht“ verbreitete die bis heute wirksame Vorstellung von einer kleinen Völkerwanderung im Stil der Trecks des Wilden Westens.

Auf diesen Grundlagen entstand das gerne und rasch rezipierte Bild von „freiheitsgetriebenen, wehrhaften, gottesfürchtigen, raumgreifenden, blondblauäugigen Kolonisatoren“<sup>33</sup>, die selbstbestimmt und demokratisch in einem unvergleichlichen Vorgang der Landnahme die hochgelegenen Landesteile der Zivilisation zugeführt hätten. Auch im Fall der Walser prägten die Postulate der Forschung die Selbstwahrnehmung und das Selbstverständnis jener, die sich im biologischen oder ideellen Sinn als Walser angesprochen fühlten.



Abb. 6: Kleinwalsertaler Tracht, Trachtentreffen in den 1930er-Jahren. Foto: Vorarlberger Landesbibliothek, Bregenz, Sammlung Risch-Lau.

<sup>32</sup> Ebd., S. 13 ff.

<sup>33</sup> ULRICH NACHBAUR, „Ob die Sage alt und ächt“. Historische Anmerkungen zum Walserbewusstsein, in: Verba volant. Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs Nr. 84 (12.06.2013), urn:nbn:at:0001-03845, S. 2.

Ein wichtiger organisatorischer Impuls kam von der aus Darmstadt stammenden Baronin Tita von Oetinger, die sich in der Schweizer Walser-Gemeinde Saas Fee niedergelassen hatte. Auf sie gehen die seit 1962 stattfindenden internationalen Walsertreffen zurück, die es bis heute gibt und die den Anlass zur Gründung der „Internationalen Vereinigung für Walsertum“ gaben. 1967 wurde die „Vorarlberger Walservereinigung“ ins Leben gerufen,<sup>34</sup> der heute 19 Gemeinden angehören. Sie gibt eine eigene Schriftenreihe, die „Walserheimat“, heraus.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Auftreten der Walser in Vorarlberg und ihre aus der Überlieferung zumindest im Ansatz rekonstruierbaren Aktivitäten sich gut in die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des nachmaligen Vorarlberg im ausgehenden Mittelalter und deren äußerst dynamische Ausbau- und Verdichtungsprozesse einordnen.

Herrschaftsträgern, korporativen Verbänden aber auch Einzelpersonen, denen an der Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Basis gelegen war, standen mit den Walsern offensichtlich geeignete Humanressourcen zur Verfügung. Da die Niederlassung zu einem nicht unerheblichen Teil in bereits genutzten Gebieten erfolgte, muss sie weniger als Kolonisation denn als Vorgang der Überlagerung, wahrscheinlich auch der Verdrängung bestehender Strukturen verstanden werden.

Klar scheint, dass der Begriff „Walliser“ bzw. „Walser“ zwar mit einem Herkunftspostulat versehen, aber doch primär eine rechtliche Kategorie war, dem eine durchaus identitätsstiftende Komponente innewohnte.

Folgerichtig ging dieses Bewusstsein nach dem Verlust der besonderen Rechtsstellung allmählich verloren, bis es im 19. und 20. Jahrhundert auf einer ganz anderen Grundlage reanimiert wurde, sodass es heute in Vorarlberg viel mehr Walserinnen und Walser gibt als jemals zuvor.

Die Scheidelinie zwischen dem „Walsertum“ des ausgehenden Mittelalters und dem erneuerten der Gegenwart zu ziehen, bleibt freilich weitgehend der Wissenschaft vorbehalten.

---

<sup>34</sup> KARL ILG, Zum Sinn und Zweck der Vorarlberger Walservereinigung, in: Walserheimat in Vorarlberg 1 (1967), S. 5–8.



# Migrationsgeschichte der Schweiz ab Mitte des 19. Jahrhunderts – ein kurzer Überblick

*Hermann Wichers*

In Friedrich Dürrenmatts 1949 uraufgeführter Komödie „Romulus der Grosse“ verkündet Spurius Titus Mamma: „Die Germanen kommen!“, woraufhin Achilles antwortet: „Die kommen schon seit fünfhundert Jahren, Spurius Titus Mamma“.<sup>1</sup> Diese durchaus lakonische Antwort auf die Bedrohung Roms durch die Germanen ließe sich auch auf die Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkt einsetzende Wanderungsbewegung von Nord nach Süd über den Rhein übertragen, wenn man das Wort „Germane“ durch „Deutsche“ ersetzt, denn ein signifikanter Teil der heutigen Einwohner der Schweiz – vor allem des deutschsprachigen Landesteils – hat Vorfahren, die irgendwann im 19. und 20. Jahrhundert aus den Staaten des Deutschen Bundes, dann aus dem Deutschen Reich und seit 1949 aus der Bundesrepublik Deutschland eingewandert sind. Dies geschah nicht immer gleichförmig, sondern in Wellen, die sich nach dem Konjunkturverlauf richteten, von den Weltkriegen bestimmt wurden und abhängig waren von innenpolitischen Diskursen zur vermeintlichen „Überfremdung“ des Landes.<sup>2</sup> Hingewiesen sei hier nur auf die aktuelle Zuwanderungsdebatte in der Schweiz mit der Annahme der von der Schweizer Volkspartei lancierten sogenannten Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014, welche die Zuwanderung wieder durch Höchstzahlen und Kontingente steuern will. Auslöser war die starke Zunahme der Arbeitsmigration aus den Mitgliedsstaaten der Europäischen Union im Zuge des 2002 in Kraft getretenen und 2007 vollständig umgesetzten Abkommens über die Personenfreizügigkeit zwischen der Schweiz und der EU. Dies war übrigens nicht zum ersten Mal der Fall, begleiten politische und gesellschaftliche Diskussionen über Ausländer und Zuwanderungszahlen die Schweizer Geschichte doch spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen.<sup>3</sup>

Die Konzentration im folgenden Beitrag auf die Migration aus Deutschland ist dem Blick auf den regionalen Raum geschuldet. Eine umfassende Darstellung müsste auch die Fluchtbewegungen während der beiden Weltkriege und in den Jahren der NS-Diktatur von 1933–1945 einbeziehen, ebenso die sehr wichtige und prägende Arbeitsmigration aus Italien seit Ende des 19. Jahrhunderts, die in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichte. Zu betrachten wären zudem die bedeutenden Migrationsbewegungen aus Spanien, Portugal, der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten ab den 1960er Jahren. Gerade letztere war und ist in der Schweiz im europäischen Vergleich besonders bedeutsam, hat man

<sup>1</sup> FRIEDRICH DÜRRENMATT, *Romulus der Grosse*. Eine ungeschichtliche historische Komödie in 4 Akten, Basel 1956.

<sup>2</sup> DAMIR SKENDEROVIC, *Fremdenfeindlichkeit*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 4, Basel 2005, S. 796 ff. Zum Überfremdungsdiskurs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts siehe ferner PATRICK KURY, *Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945*, Zürich 2003.

<sup>3</sup> Zum freien Personenverkehr zwischen der Schweiz und der EU vgl. den knappen Überblick in ETIENNE PIGUET, *Einwanderungsland Schweiz. Fünf Jahrzehnte halb geöffnete Grenzen*, Bern 2006, S. 142 ff. Siehe nun auch ANDRÉ HOLENSTEIN / PATRICK KURY / KRISTINA SCHULZ, *Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Baden 2018, S. 338–346.

doch in Relation zur Gesamtbevölkerung mehr albanische Zuwanderer und Flüchtlinge aus dem Kosovo und Mazedonien aufgenommen als jedes andere europäische Land. Demgegenüber fällt die Zuwanderung aus der Türkei deutlich geringer aus als z.B. in Deutschland. So waren im Jahr 2000 Serbo-Kroatisch und Albanisch nach den Landessprachen Deutsch, Französisch und Italienisch die beiden am meisten gesprochenen Sprachen in der Schweiz. Danach kamen Portugiesisch, Spanisch und Englisch, dann erst Türkisch.<sup>4</sup> Dies hat sich in den letzten Jahren verschoben, nun stehen Englisch und Portugiesisch ganz vorne, gefolgt von Spanisch, Serbisch, Kroatisch und Albanisch.<sup>5</sup>

Die starken Migrationsbewegungen in der Schweiz waren und sind kein historischer Sonderfall. Vielmehr muss von einem „Normalfall Migration“ ausgegangen werden<sup>6</sup>, der die Geschichte Europas über Jahrhunderte prägte. Ein- und Auswanderung standen dabei in einem wechselseitigen Verhältnis, sowohl im Allgemeinen als auch im Einzelfall. Nicht jeder Einwanderer in die Schweiz war erfolgreich, manche Ausländer kehrten in ihr Heimatland zurück oder wanderten weiter; aber auch Schweizer Auswanderer wurden nicht immer am neuen Ort glücklich, unter ihnen gab es eine, wenn auch zahlenmäßig bescheidenere Rückwanderung. Zur Migration zählen aber auch die Binnenwanderung innerhalb einer Gesellschaft, die Abwanderung aus ländlichen Gebieten in die städtischen Räume und die Wanderungsbewegungen innerhalb des ländlichen Raumes.<sup>7</sup> Wegen der Kleinheit des Landes und der Grenznähe städtischer Zentren wie Basel, Zürich oder Genf zu den jeweiligen Nachbarländern vermischten sich Binnen- und Einwanderung, denn viele deutsche und französische Zuwanderer stammten aus dem „Einzugsgebiet“ der genannten Städte in deren Nachbarländern. Wanderungsbewegungen sind somit vielschichtig, einerseits transnational, andererseits aber auch regional oder gar lokal.

Bevor aber die Einwanderung in die Schweiz näher in den Blick genommen wird, muss man sich in Erinnerung rufen, dass das Land jahrhundertlang ein klassisches Auswanderungsland war. Die verfügbaren empirischen Daten sprechen dafür, dass die Wanderungsbilanz für das Gebiet der heutigen Schweiz von der Mitte des 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts immer negativ ausfiel. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (besonders in den frühen 1850er und den 1880er Jahren) verließen insgesamt noch rund 12 Prozent der Einwohner das Land – zumeist in Richtung Nordamerika, aber auch nach Südamerika oder in andere europäische Länder. Die Kantone (bzw. vor 1798 die eidgenössischen Orte) hatten aus Furcht vor einer Überbevölkerung lange eine restriktive Einwanderungspolitik betrieben. Dies weist nicht zuletzt auf die prekäre Ernährungslage hin, konnte sich die Eidgenossenschaft doch aufgrund der geografischen Gegebenheiten auch schon vor der Zeit der Industrialisierung nicht autark ernähren. Erst mit dem rasch voranschreitenden Aufschwung der Schweizer Wirtschaft ab den 1880er Jahren wendete sich der Trend endgültig zugunsten der Zuwanderung, die vor allem den Arbeitskräftebedarf in den aufstrebenden Städten abdecken sollte. Von nun war die Schweiz ein Einwanderungsland.<sup>8</sup>

<sup>4</sup> GEORGES LÜDI / IWAR WERLEN, Eidgenössische Volkszählung 2000. Sprachenlandschaft in der Schweiz, hg. vom Bundesamt für Statistik (Statistik der Schweiz), Neuchâtel 2005.

<sup>5</sup> <https://www.eda.admin.ch/aboutswitzerland/de/home/gesellschaft/sprachen/die-sprachen---fakten-und-zahlen.html> (Stand: 20.05.2018).

<sup>6</sup> KLAUS J. BADE / JOCHEN OLTMER, Normalfall Migration, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004.

<sup>7</sup> JOCHEN OLTMER, Migration. Geschichte und Zukunft der Gegenwart, Darmstadt 2017, S. 76 ff.

<sup>8</sup> ANNE-LISE HEAD-KÖNIG, Auswanderung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 1, Basel 2001, S. 607 ff.; REGINA WECKER, Neuer Staat – neue Gesellschaft. Bundesstaat und Industrialisierung (1848–1914), in: Die Geschichte der Schweiz, hg. von GEORG KREIS, Basel 2014, S. 472 ff.

Die Einwanderer ersetzten dabei zunächst die gleichzeitig immer noch auswandernden Schweizer. Sie profitierten von der Niederlassungsfreiheit im Rahmen diverser Niederlassungsverträge, welche die Schweiz nach 1848 mit den wichtigsten europäischen Staaten (Großbritannien 1855, Frankreich 1864, Italien 1868, Deutschland 1874, Österreich-Ungarn 1875) abgeschlossen hatte, und verfügten über die volle berufliche Mobilität. Zuwanderer aus Deutschland mussten nur ein Leumundszeugnis vorlegen, alle anderen erhielten die Niederlassung sogar ohne weitere nennenswerte Formalitäten. Hinzu kam die Attraktivität des demokratischen Bundesstaates, der nach den gescheiterten bürgerlichen Revolutionen von 1848/49 in den Nachbarländern zahlreiche politische Flüchtlinge anzog, darunter auch Prominente wie z.B. Richard Wagner oder den Architekten Gottfried Semper, der in Zürich eine Professur übernahm. Zwischen 1850 und 1880 kamen rund 105.000 Ausländer ins Land, von 1888 bis 1910 nochmals rund 260.000, die große Mehrheit von ihnen zunächst aus Frankreich und Deutschland, dann vermehrt auch aus Italien.<sup>9</sup> Damit lag die Entwicklung in der Schweiz im Trend der europäischen Binnenmigration während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert.<sup>10</sup>

## Bevölkerungsentwicklung und Zuwanderung von 1850 bis 2013

Die Bevölkerungsentwicklung der Schweiz ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in großer Dichte dokumentiert. Dies verdanken wir den eidgenössischen Volkszählungen, welche ab 1850 alle 10 Jahre (mit der Abweichung des Jahres 1888) durchgeführt wurden.<sup>11</sup> Im Kanton Basel-Stadt, dem im Folgenden immer wieder besondere Aufmerksamkeit zukommen wird, gab es zuvor drei weitere Volkszählungen, nämlich 1835, 1837 und 1847.<sup>12</sup> Anhand dieser Volkszählungen lässt sich das Wachstum der Einwohnerzahl der Schweiz, der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung und ihr Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung gut beschreiben. Schaut man sich die Zahlen genauer an, dann stellt man fest, dass die Einwohnerzahl des Landes wie in allen industrialisierten Ländern ab der Mitte des 19. Jahrhunderts stark anstieg. Dies war im 19. und frühen 20. Jahrhundert einerseits dem Geburtenüberschuss und der sinkenden Mortalitätsrate geschuldet, andererseits aber auch der oben erwähnten Zuwanderung. Eine deutliche Zäsur brachten die beiden Weltkriege und die Zwischenkriegszeit. Zwar stieg die Einwohnerzahl der Schweiz weiter an, die der Ausländer ging aber spürbar zurück. Nach dem Zweiten Weltkrieg drehte der zweite Trend: Die Zahl der Ausländer stieg wieder stark an und mit ihr auch die Einwohnerzahl der Schweiz. Begünstigt wurde das Bevölkerungswachstum wie in anderen europäischen Ländern zudem wesentlich durch die sogenannten „Babyboomer“, die überaus geburtenstarken Jahrgänge der ersten beiden Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg. Die folgende Tabelle verdeutlicht diese Entwicklung.<sup>13</sup>

<sup>9</sup> MARCEL HEINIGER, *Einwanderung*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 4, Basel 2004, S. 147 ff.

<sup>10</sup> SYLVIA HAHN, *Historische Migrationsforschung*, Frankfurt/New York 2012, S. 152 ff.

<sup>11</sup> WERNER HAUG, *Volkszählungen*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 13, Basel 2014, S. 63 f.

<sup>12</sup> *Mitteilungen des Statistischen Amtes des Kantons Basel-Stadt*, Nr. 60: *Graphisch-Statistisches Handbuch des Kantons Basel-Stadt*, 2. Heft: *Bevölkerung und Wohnung*, Basel 1938, S. 2.

<sup>13</sup> Zu den Daten 1850–1980 siehe *Historische Statistik der Schweiz*, hg. von HEINER RITZMANN-BLICKENSTORFER, Zürich 1996, S. 94 f. und S. 136 f.; zu 2013 siehe *Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2015*, hg. vom Bundesamt für Statistik, Zürich 2015, S. 35.

Jahr	Einwohner	Ausländer	Ausländeranteil
1850	2.392.740	54.767	2,3 Prozent
1900	3.315.443	383.424	11,6 Prozent
1950	4.714.992	285.446	6,1 Prozent
1980	6.365.960	944.974	14,8 Prozent
2013	8.140.000	1.937.000	23,8 Prozent

Dabei waren 2013 sowohl der Geburtenüberschuss mit 2,2 Personen auf 1.000 Einwohner als auch das Wanderungssaldo mit 10,8 Personen auf 1.000 Einwohner positiv.<sup>14</sup> Daraus lässt sich ablesen, dass die schweizerische Bevölkerung bedingt durch die im Schnitt eher jüngeren Einwanderer und deren dann in der Schweiz geborenen Kinder sowohl stärker wächst als auch langsamer altert als in vielen anderen europäischen Ländern.

Während die gesamte Wohnbevölkerung über die vergangenen gut 150 Jahre, wenn auch unterschiedlich rasch, aber doch kontinuierlich anwuchs (man darf nicht vergessen: Es gab im Gegensatz zu vielen europäischen Ländern weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg einen Bevölkerungsverlust), stieg der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung – wie gesehen – nicht gleichmäßig an, sondern war starken Schwankungen unterworfen. Besonders sichtbar wird dies in der Zwischenkriegszeit, in ganz Europa eine Phase der De-Globalisierung mit „protektionistischer Abgrenzung der einzelnen Volkswirtschaften voneinander“. Die Zäsur, welche der Erste Weltkrieg gebracht hatte, setzte sich fort, „grenzüberschreitende Bewegungen“ wie „Warenaustausch, Kapitalverkehr, Wanderungen wurden massiv reduziert“.<sup>15</sup>

Davon blieb die Zuwanderung in die Schweiz nicht unberührt. Hatten im Jahr 1910 beim ersten Maximalwert noch 552.011 Ausländer im Land gelebt, so waren es mitten im Zweiten Weltkrieg 1941 nur noch 223.554. Mit dem direkt nach Kriegsende einsetzenden starken wirtschaftlichen Aufschwung nahm die Zuwanderung – wie gesehen – dann aber wieder rasch zu. Im Jahr 1970 lebten bereits 1.080.076 Ausländer im Land (der nächste Maximalwert), im Zuge der Ölkrise sank ihre Zahl bis 1980 wieder auf 944.974.<sup>16</sup> Danach folgte ab den 1990er Jahren und vor allem nach 2007 mit dem Inkrafttreten der Personenfreizügigkeit zwischen der Schweiz und der Europäischen Union ein sprunghafter Anstieg auf die bereits genannten 1.937.000 Menschen im Jahr 2013.<sup>17</sup> Diese Tendenz setzt sich – wenn auch seit kurzem verlangsamt – immer noch fort. Die Schweiz ist mittlerweile ein klassisches Einwanderungsland, das einen erheblichen Teil seiner wirtschaftlichen Entwicklung eben gerade dieser Einwanderung verdankt, kamen mit den Menschen doch auch immer Innovation, Knowhow (gut ausgebildete Arbeitskräfte mit dem Wunsch des wirtschaftlichen Vorankommens), aber auch Kaufkraft und ein steter Zufluss jüngerer

<sup>14</sup> Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2015 (wie Anm. 13), S. 35.

<sup>15</sup> JOCHEN OLTMER, Globale Migration. Geschichte und Gegenwart, München 2012, S. 86 ff. (Zitate S. 89).

<sup>16</sup> Historische Statistik der Schweiz (wie Anm. 13), S 136 f.

<sup>17</sup> Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2015 (wie Anm. 13), S. 35. Abweichungen zwischen den Angaben im Statistischen Jahrbuch und dem zusammenfassenden Werk der Historischen Statistik von Ritzmann-Blickensortler (siehe Anm. 13) ergeben sich aus den Berechnungsgrundlagen. Im Jahrbuch ist der Stand jeweils zum Jahresende genannt.



Menschen. Heute hat ein Drittel der Schweizer Wohnbevölkerung einen Migrationshintergrund, seit 1990 weist das Land dank der Migration eine der höchsten Bevölkerungswachstumsraten in Europa auf. Blickt man darüber hinaus auf die Zu- und Abwanderung von Ausländern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dann sind etwa fünf Millionen Einwanderer mit einer Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung in die Schweiz gekommen, vier von fünf sind später in ihre Heimat zurückgekehrt oder in ein anderes Land weitergewandert, parallel wurden sieben Millionen Saisonierbewilligungen erteilt, die einen Aufenthalt von maximal neun Monaten ermöglichten.<sup>18</sup>

## Die wirtschaftliche Entwicklung von 1848 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs

Doch warum konnte die Schweiz alle diese Einwanderer seit Mitte des 19. Jahrhunderts ohne nennenswerte politische und gesellschaftliche Probleme aufnehmen? Ausländer kamen primär als Arbeitskräfte ins Land, politische Flüchtlinge spielen zahlenmäßig eher eine untergeordnete Rolle, dasselbe gilt für Kriegsflüchtlinge während der beiden Weltkriege sowie die jüdischen Flüchtlinge während des Dritten Reiches. Der wirtschaftliche Aufstieg des Landes ist untrennbar mit der Gründung des modernen Bundesstaates von 1848 verknüpft. Er war letztlich aus einer demokratischen „Revolution“ entstanden, in der die Freisinnig-Liberalen die konservativ-beharrlichen Kräfte zur Seite gedrängt und einen modernen demokratischen Bundestaat geschaffen haben.<sup>19</sup> Wirtschaftlich brachte der Bundesstaat u. a. die Abschaffung der Binnenzölle und die Zentralisierung des Zollwesens sowie – besonders wichtig – eine einheitliche Währung. Hinzu kam eine zunehmende Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse und überhaupt ein starker Ausbau der Bildung auf allen Stufen. Als Beispiel sei die Gründung der heutigen ETH Zürich (damals Polytechnikum) im Jahre 1855 erwähnt, aber auch der stete Ausbau der kantonalen Universitäten (in der Deutschschweiz in Zürich, Basel und Bern). Dies waren die Voraussetzungen für das Wachstum und die Durchsetzung der Schweizer Industrie auf dem Weltmarkt – trotz ungünstiger Rahmenbedingungen wie dem Fehlen von Rohstoffen und den weiten Transportwegen eines Binnenlandes ohne direkten Zugang zu den Weltmeeren.<sup>20</sup>

Begleitet wurde der Strukturwandel wie auch in anderen Ländern von einem allmählichen Rückgang des landwirtschaftlichen und einem starken Anstieg des industriellen Sektors, in dem zwischen 1888 und 1910 rund 250.000 neue Arbeitsplätze geschaffen wurden, etwa 200.000 allein in Fabriken. Wichtig für den Aufschwung war auch die Nutzung der Wasserkraft, mit der es gelang, die fehlenden Rohstoffe (Kohle und Erz) zu kompensieren. Dann folgte der Bau von Kraftwerken und Staudämmen, welche die optimale Nutzung der neuen Energiequelle Elektrizität ermöglichten.<sup>21</sup> In den Jahren zwischen 1895 und 1913 stieg das Volkseinkommen um beachtliche 35 bis 40 Prozent. Der gleichzeitige Bevölkerungsanstieg von rund 20 Prozent verteilte sich aber nicht gleichmäßig auf alle Landesteile, vielmehr profitierten die Städte, ganz besonders die grenznahen Städte. In ihnen sammelten sich auch die ausländischen Zuwanderer:

<sup>18</sup> PIGUET, Einwanderungsland (wie Anm. 3), S. 9 f und KRISTINA SCHULZ / PATRICK KURY / ANDRÉ HOLENSTEIN, Migration – eine historische Normalität, in: NZZ Geschichte, Nr. 15, März 2018, S. 88.

<sup>19</sup> IRÈNE HERRMANN, Zwischen Angst und Hoffnung. Eine Nation entsteht (1798–1848), in: Die Geschichte der Schweiz (wie Anm. 8), S. 407 ff.

<sup>20</sup> WECKER, Neuer Staat – neue Gesellschaft (wie Anm. 8), S. 434 f.

<sup>21</sup> Ebd., S. 447 ff.

In Genf waren 1910 rund 40 Prozent der Einwohner Ausländer, in Lugano sogar 50 Prozent und im Kanton Basel-Stadt 38 Prozent.

## Ausländer im Kanton Basel-Stadt

Basel als regionales Beispiel eignet sich also in besonderem Maße für eine exemplarische Darstellung. Die Stadt steht beispielhaft für die sogenannte zweite Phase der Industrialisierung in der Schweiz, als sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Zentrum der Industrialisierung mit dem langsamen Rückgang der dominanten und stark ländlich verankerten Textilindustrie hin zu Maschinenbau, Chemie- und Elektroindustrie in die Städte verlagerte.<sup>22</sup> Die Bevölkerung Basels (und anderer Städte) wuchs daher noch sprunghafter als die der gesamten Schweiz. Wie überall kam der Großteil der neuen Einwohner aus der näheren Umgebung, die im Fall der Grenzstadt zu gut zwei Dritteln im Ausland lag. Die bereits angesprochenen liberalen Niederlassungsvorschriften begünstigten den Zustrom auch der ausländischen „Landbevölkerung“, denn wer eine Arbeit fand, konnte samt Familie einreisen und Wohnsitz nehmen, sofern er über einen Heimatschein und ein von der Heimatbehörde ausgestelltes Leumundszeugnis verfügte.<sup>23</sup>

Die jährliche Zuwachsrate in Basel lag von 1837 bis 1910 zwischen 1,2 und 3,6 Prozent – wobei die Spitzenwerte in die Jahre 1847 bis 1860 und 1888 bis 1900 fielen. In absoluten Zahlen stieg die Einwohnerschaft der Stadt von 22.199 im Jahre 1837 über 37.915 im Jahre 1860 bis auf 69.809 im Jahre 1888. Die dann beginnenden wirtschaftlichen Boomjahre katapultierten sie auf 109.161 im Jahre 1900 und 132.276 im Jahre 1910 – also eine Versechsfachung innerhalb von gut 70 Jahren.<sup>24</sup> Rund die Hälfte der neuen Einwohner war im Ausland geboren. 1888 betrug der Anteil der Ausländer unter den neu Zugezogenen 48,3 Prozent, 1900 50,8 und 1910 sogar 53,2 Prozent.<sup>25</sup>

Die übergroße Mehrheit kam aus dem Deutschen Reich. Ein Blick auf das Jahr 1900 soll dies veranschaulichen. Von allen neu Zugezogenen (inkl. Schweizern) kam mit 23,5 Prozent fast ein Viertel aus Baden (dies war jeder zweite Ausländer), weitere 7,4 Prozent stammten aus dem ebenfalls benachbarten Elsass-Lothringen, 6,9 Prozent aus Württemberg und 6,2 Prozent aus den übrigen deutschen Staaten. Mit 1,1 Prozent war der Anteil der Franzosen eher gering, auch die Italiener waren mit 3,2 Prozent noch eher schwach vertreten, 2,5 Prozent stammten aus dem Rest der Welt (überwiegend aber auch aus Europa).<sup>26</sup> Die beiden abgebildeten kartografischen Darstellungen der Verteilung der Zuwanderung aus dem sogenannten engeren Zuwanderungsgebiet verdeutlichen anschaulich, dass die Zuwanderungsquote umso höher war, je näher die betreffende Gegend an der Stadt Basel lag – also vor allem Südbaden und die Nordwestschweiz, demgegenüber das Elsass in deutlich geringerem Maße.<sup>27</sup> Allerdings stand Basel hier in Konkurrenz zur ebenfalls aufstrebenden Industriestadt Mülhausen.

<sup>22</sup> WECKER, Neuer Staat – neue Gesellschaft (wie Anm. 8), S. 447 ff.

<sup>23</sup> REGINA WECKER, 1833 bis 1910: Die Entwicklung zur Grossstadt, in: Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, hg. von GEORG KREIS und BEAT VON WARTBURG, Basel 2001, S. 198 ff. Zum Niederlassungsvertrag siehe das Deutsche Reichsgesetzblatt Band 1877, Nr. 1 Seite 3–7 (besonders Art. 2).

<sup>24</sup> Basel (wie Anm. 23), Anhang, S. 410.

<sup>25</sup> WECKER, Entwicklung zur Grossstadt (wie Anm. 23), S. 200.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Mitteilungen des Statistischen Amtes des Kantons Basel-Stadt, Nr. 28: Die Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt am 1. Dezember 1910, Basel 1924, Anhang.

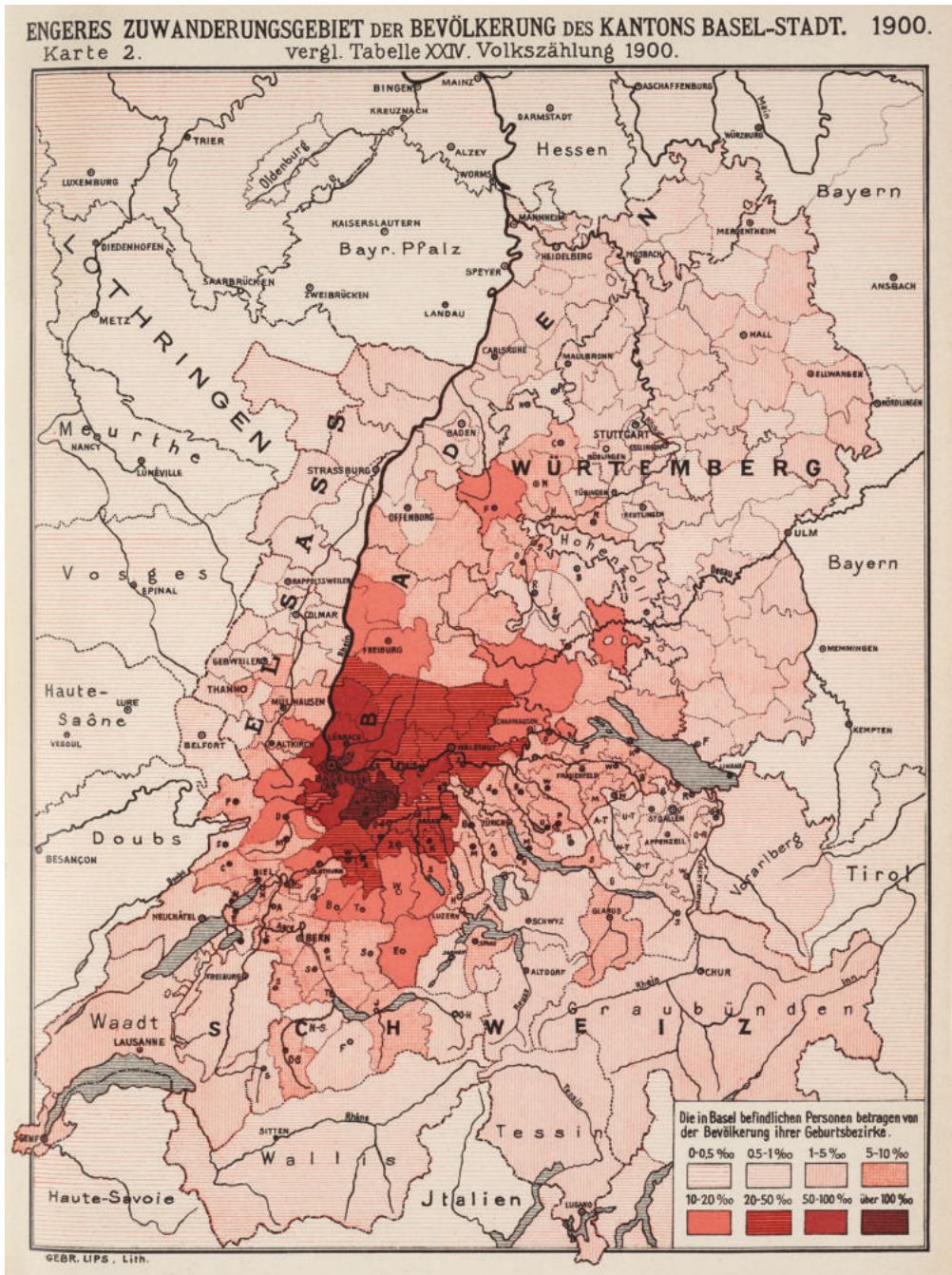


Abb. 1: Engeres Zuwanderungsgebiet der Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt 1900 auf Grundlage der Volkszählung 1900. Karte aus: Mitteilungen des Statistischen Amtes des Kantons Basel-Stadt, Nr. 28 (wie Anm. 27).

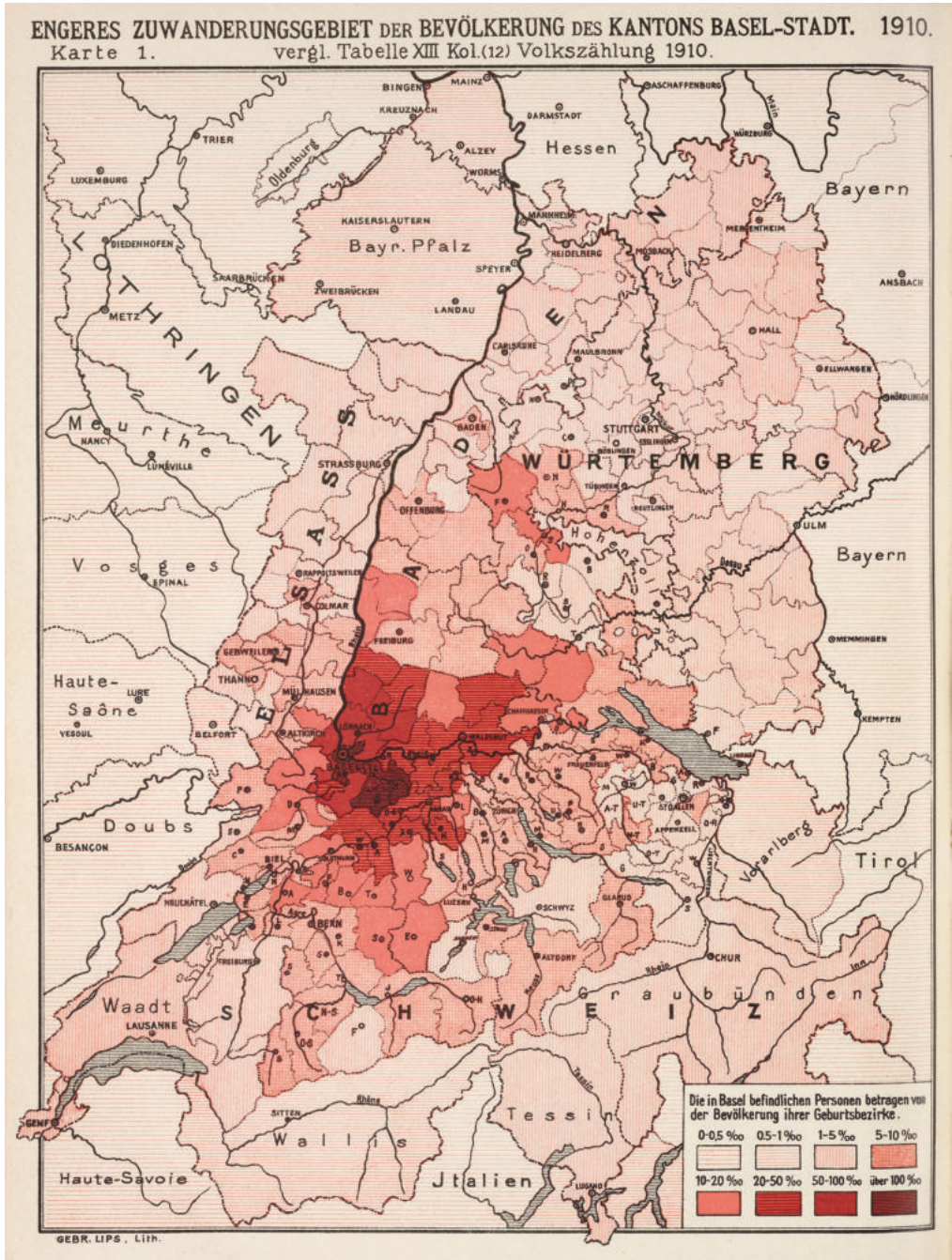


Abb. 2: Engeres Zuwanderungsgebiet der Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt 1910 auf Grundlage der Volkszählung 1910. Karte aus: Mitteilungen des Statistischen Amtes des Kantons Basel-Stadt, Nr. 28 (wie Anm. 27).

Schaut man auf die Struktur der Beschäftigung von Ausländern in Basel, ergeben sich interessante Schwerpunkte. Ein Blick auf das Jahr 1910 soll dies beispielhaft zeigen: Gut ein Drittel (22.491) der 61.680 Berufstätigen im Kanton waren Ausländer. Hierbei überwogen die Männer im Verhältnis von etwa 70 zu 30 Prozent. Knapp 60 Prozent der Ausländer arbeiteten in der Industrie und dem Gewerbe, weitere 20 Prozent im Handel sowie im Banken- und Versicherungswesen und 8,5 Prozent im Verkehrswesen, die meisten bei der Bahn. Zu erwähnen sind aber auch die zahlreichen deutschen Hausangestellten (Dienstmädchen) – oft aus dem nahen Wiesental. Im Gegensatz zu heute wenig vertreten waren Ausländer im Gesundheitswesen. Nominal klein, aber gemessen an der Gesamtbeschäftigtenzahl hoch war der Anteil der Ausländer im Bereich Musik und Theater (214 von 287 Personen).<sup>28</sup>

Mit dem Ersten Weltkrieg brach die Einwanderung parallel zu den wirtschaftlichen Erschütterungen zusammen. Zwar blieb die Schweiz vom Krieg verschont, aber die Versorgungslage war ähnlich prekär – vor allem in den Städten, wo die Bevölkerung auf den Kauf von Lebensmitteln angewiesen war und sich kaum selbst versorgen konnte.<sup>29</sup> Besonders problematisch war nun der hohe Ausländeranteil. Hinzu kam die nicht unerhebliche Zahl von Eingebürgerten unter den Schweizer Bürgern. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, dass wohl mehr als die Hälfte der Einwohner ausländische, d. h. in der großen Mehrheit deutsche Wurzeln hatte.

## Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für die Migrationspolitik der Schweiz

Der Erste Weltkrieg brachte auch in der Schweiz einen tiefen Einschnitt. Bereits vorher hatte sich eine sogenannte „Überfremdungsdebatte“ entwickelt, die sich gegen die zu große Zahl der Ausländer im Lande richtete. Der Weltkrieg selbst machte diese Menschen nun erstmals auch wirklich zu Ausländern, war doch die bisherige Freizügigkeit kriegsbedingt weitgehend beendet. Spielte die Staatsangehörigkeit vorher für das tägliche Leben oft nur eine untergeordnete Rolle, war sie nun z. B. für staatliche Fürsorgemaßnahmen von zentraler Bedeutung, von der Rolle des Militärs ganz abgesehen, wurden doch zahlreiche deutsche Staatsangehörige in Basel einberufen oder meldeten sich in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 euphorisch auf den Rekrutierungsstellen im nahe gelegenen Lörrach. Vielfach verblieben die Familien aber in Basel bzw. der Schweiz, denn auch anderenorts mussten die deutschen Männer in den Krieg. Wer überlebte, kehrte oft gegen Kriegsende in die Schweiz zurück, wo es dann in den Jahren von 1919 bis 1922/23 vor allem in den Städten zu vermehrten Einbürgerungen kam, nachdem diese schon im Weltkrieg deutlich angestiegen waren.<sup>30</sup> Dies führte zum gewünschten Rückgang der Ausländerzahlen, war aber ein letzter Schritt vor der massiven Verschärfung der Einbürgerungspraxis.

Im Ersten Weltkrieg hatte sich auch die Zuständigkeit in der Ausländerpolitik von den Kantonen zum Bund verschoben. Mit der 1919 gegründeten Eidgenössischen Fremdenpolizei waltete eine Bundesbehörde als oberste Entscheidungsinstanz in Sachen des Ausländerrechts. Staatliches Ziel war nun eine spürbare Senkung des Ausländeranteils in der Schweiz, die man als „überfrem-

<sup>28</sup> Mitteilungen des Statistischen Amtes des Kantons Basel-Stadt, Nr. 28 (wie Anm. 27), S. 100–117. Zur wirtschaftlichen Entwicklung siehe auch JOSEF MOOSER, Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Basel (wie Anm. 23), S. 231 ff.

<sup>29</sup> ROBERT LABHARDT, Krieg und Krise. Basel 1914–1918, Basel 2014, S. 67–98 und S. 189–256.

<sup>30</sup> Vgl. REGULA ARGAST, Staatsbürgerschaft und Nation. Ausschließung und Integration in der Schweiz 1848–1933 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 174), Göttingen 2007, S. 291 ff und S. 319 ff.

det“ empfand.<sup>31</sup> Das neue Ausländergesetz von 1931 (ANAG), welches zum 1. Januar 1934 in Kraft trat, verschärfte die Bestimmungen für den Aufenthalt von Ausländern deutlich. Die konsequente Anwendung des Gesetzes, die schon mehrfach erwähnte Stimmungslage und vor allem die Weltwirtschaftskrise sorgten dann für den weiter oben aufgezeigten markanten Rückgang der Ausländer in der Schweiz, die Einwanderung kam sogar weitgehend zum Erliegen. Der 1939 beginnende Zweite Weltkrieg tat dann sein Übriges, die sehr weitgehende Freizügigkeit vor dem Ersten Weltkrieg war einer Abschottungspolitik und -mentalität gewichen – mit erheblichen Auswirkungen auf die Flüchtlingspolitik der Schweiz, was hier nur angedeutet werden kann. Erst die Nachkriegszeit mit ihrer Hochkonjunktur sollte eine erneute Änderung bringen. Das Kriegsende brachte aber zunächst eine sogenannte Säuberung, d. h. die Ausweisung von Deutschen und deren Familien, die sich vor 1945 in den NS-Auslandsorganisationen in der Schweiz betätigt hatten. Gleiches traf im Übrigen – wenn auch in geringerem Umfang – italienische Staatsangehörige.

## Die wirtschaftliche Entwicklung und Zuwanderung nach 1945

Bereits in der Zwischenkriegszeit hatte der tertiäre Dienstleistungssektor (Handel, Finanzwirtschaft und öffentlicher Dienst) Handwerk, Industrie und Bauwirtschaft als größten Beschäftigungssektor abgelöst. Dies setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg fort. Unmittelbar nach Kriegsende setzte die Anwerbung von Arbeitskräften aus Italien ein, die vor allem im Baugewerbe und in der Industrie Beschäftigung fanden. Zwischen 1946 und 1948 kamen rund 250.000 Italiener ins Land, weitaus mehr als in jedes andere europäische Land in diesen Jahren.<sup>32</sup> Mit der Hochkonjunktur wuchs der Bedarf nach Arbeitskräften, der einheimische Markt konnte diesen jedoch immer weniger decken. Mit der bereits seit dem Ersten Weltkrieg aufstrebenden Chemie- und Pharmaindustrie zeichnete sich z. B. in Basel ein dominanter Wirtschaftszweig ab.<sup>33</sup> Dieser hat bis heute einen hohen Bedarf an qualifizierten ausländischen Arbeitskräften und trägt seit vielen Jahren überproportional zu den Exporten der Schweiz bei, die im Übrigen weltweit zu den Ländern mit den höchsten Anteilen des Außenhandels am Bruttoinlandprodukt (BIP) zählt. Die Haupthandelspartner des grenzüberschreitenden Warenverkehrs sind die Industriestaaten; allen voran die Mitgliedsländer der Europäischen Union. So überrascht es nicht, dass Letztere auch den Hauptteil der Arbeitsmigranten in der Schweiz stellen.

Zunächst wurde die Anwerbung von Ausländern als temporäre Maßnahme gesehen und erfolgte nach dem Rotationsprinzip. Aufenthaltsbewilligungen waren befristet, sogenannte Saisonniers (v. a. Südeuropäer, mehrheitlich Italiener, die auf dem Bau, im Gastgewerbe und in der Landwirtschaft arbeiteten) wechselten zwischen Arbeitsmonaten in der Schweiz und einem Aufenthalt im Heimatland. Zwischen 1951 und 1970 reisten insgesamt 2,69 Millionen Ausländer als Jahresaufenthalter oder Niedergelassene für kurz oder länger in die Schweiz ein, hinzu kamen gegen 3 Millionen sogenannte Saisonnierbewilligungen, das alles bei unter 6,5 Millionen Einwohnern.<sup>34</sup> Langsam veränderte sich auch die Zusammensetzung der Zuwanderer. Der Anteil

<sup>31</sup> Siehe allgemein zur Fremdenpolizei URIEL GAST, *Von der Kontrolle zur Abwehr. Die eidgenössische Fremdenpolizei im Spannungsfeld von Politik und Wirtschaft, 1915–1933*, Zürich 1997.

<sup>32</sup> OLMER, *Migration* (wie Anm. 7), S. 186 f.

<sup>33</sup> MOOSER, *Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts* (wie Anm. 28), S. 231.

<sup>34</sup> HEINIGER, *Einwanderung* (wie Anm. 9), S. 148 f. Zur Entwicklung der Einwanderung nach 1945 vgl. PIGUET, *Einwanderungsland* (wie Anm. 3), S. 13–55. Dort auch das Folgende.

der Arbeitskräfte ging zurück, der Familiennachzug (Ehefrauen und Kinder) nahm stark zu. Seit Mitte der 1960er Jahre umfasst er etwa die Hälfte der Zuwanderung. Mit dem Familiennachzug glich sich auch das Verhältnis von Männern und Frauen an, nachdem jahrzehntlang mehrheitlich männliche Arbeitskräfte eingewandert waren.

In den 1960er Jahren machten sich zudem erneute Widerstände gegen die Zuwanderung bemerkbar, wobei vor allem die starke Arbeitsmigration aus Italien für Emotionen sorgte. Dies kumulierte in der sogenannten Schwarzenbach-Initiative, die sich de facto gegen die Italiener richtete und eine starke Reduktion der ausländischen Wohnbevölkerung (maximal 10 Prozent der Gesamtbevölkerung) anstrebte. Sie wurde 1970 nur relativ knapp an der Urne verworfen. Bei einer Annahme hätten rund 350.000 Ausländerinnen und Ausländer die Schweiz verlassen müssen. Kurz darauf trat dies dennoch ein, allerdings verbunden mit der ersten wirtschaftlichen Krise seit dem Zweiten Weltkrieg.

Die auch in der Schweiz konjunkturell schwierigen 1970er Jahre nach der Ölkrise von 1973 führten zu einem langsamen Rückgang von Zuwanderung und ausländischer Wohnbevölkerung in der Schweiz. Rund 150.000 Ausländerinnen und Ausländer mussten das Land verlassen und in ihre Heimatstaaten zurückkehren, nicht zuletzt wegen der mangelnden sozialen Absicherung bei Arbeitslosigkeit. Kritiker bezeichneten dies als Export von Arbeitslosigkeit, in jedem Fall dienten v. a. die Saisoniers als Konjunkturpuffer. Allerdings kam die kontingentierte Einwanderung nie zum Erliegen, wanderten doch auch in den Krisenjahren immer noch dringend benötigte Fachkräfte in durchaus beachtlicher Zahl ins Land ein. Nach Mitte der 1980er Jahre wendete sich das Blatt erneut, die Einwanderung stieg wieder an, um nochmals in der ungünstigen konjunkturellen Entwicklung Mitte der 1990er Jahre etwas abzuflauen.

Mit dem Abbau der Beschränkungen für EU-Ausländer im Rahmen der bilateralen Verträge inkl. der Personenfreizügigkeit ab 2002 gab es eine erneute Richtungsänderung, die de facto bis heute anhält, wenn auch seit 2015 u. a. wegen des für die schweizerische Export- und Tourismusindustrie extrem teuren Franken und der wirtschaftlichen Erholung in den Nachbarländern merklich verlangsamt. Dabei hat sich die Zusammensetzung der Zuwanderung in die Schweiz deutlich verändert. Die Einwanderer stammen mehrheitlich aus EU- oder EFTA-Ländern. Die Zahl der Einwanderungen von Personen aus Drittstaaten ist dagegen rückläufig, gelten für sie doch immer noch die Einschränkungen der Ausländergesetzgebung mit der Festlegung sogenannter Drittstaatenkontingente. Allerdings kommen heute immer mehr Ausländer im Zuge des Familiennachzugs sowie zu Aus- und Weiterbildungszwecken und als Flüchtlinge ins Land, die reine Arbeitsmigration geht zurück.<sup>35</sup>

Im internationalen Vergleich bemerkenswert ist die hohe Integration der meisten Zugewanderten in den Arbeitsmarkt, die wachsende Zahl von Eheschließungen zwischen Einheimischen und Ausländern, das Erlernen einer der Landessprachen, das Hineinwachsen der nachfolgenden Generation in die Schweizer Gesellschaft, das Fehlen von eigentlichen „Wohnghefts“ wie z. B. in Frankreich trotz starker Konzentration der ausländischen Wohnbevölkerung in Städten bzw. Stadtquartieren, insgesamt also eine überaus erfolgreiche Entwicklung.<sup>36</sup>

Ein letzter Blick auf die Deutschen: Auch sie kamen unter den veränderten Bedingungen wieder vermehrt in die Schweiz. War ihre Zahl mit 55.000 Personen im Jahr 1950 an einem Tiefpunkt angelangt, stieg sie auf rund 118.000 im Jahr 1970 an, um dann erneut leicht auf 82.000

<sup>35</sup> FIGUET, Einwanderungsland (wie Anm. 3), S. 59 ff. und S. 66.

<sup>36</sup> Ebd., S.121 ff.

im Jahr 1989 abzusinken.<sup>37</sup> Dies entsprach dem generellen Trend der 1970er und 80er Jahre, dass immer weniger Ausländer in der Schweiz aus den damaligen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union und der EFTA stammten, dafür umso mehr aus Jugoslawien und der Türkei. Dies kehrte sich erst ab Anfang des 21. Jahrhunderts im Zuge der eben erwähnten vertraglichen Anbindung an den europäischen Binnenmarkt um. Heute leben knapp 300.000 Deutsche in der Schweiz, die große Mehrheit von ihnen im deutschsprachigen Landesteil und dort in den Städten, eine Verdreifachung innerhalb von 20 Jahren. Hinzu kommen nochmals über 60.000 deutsche Grenzgänger.

---

<sup>37</sup> GEORG KREIS, Von der Anlehnung zur Abgrenzung. Schweizerische Beziehungen zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, in: Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze, Bd. 3, hg. von DEMS., Basel 2005, S. 468.



# Schweizer am Schwarzen Meer

## Eine Auswanderungsgeschichte ohne Happy End

*Dominik Wunderlin*

Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten veröffentlicht jeweils gegen Ende Februar eine Auslandschweizerstatistik.<sup>1</sup> Demnach lebten am Silvestertag 2016 insgesamt 774.923 Schweizerinnen und Schweizer im Ausland. Gegenüber dem Vorjahr entsprach dies einer Zunahme von 2,9 Prozent, was deutlich mehr war als in der Vorjahresbilanz. Bei der vorgenannten Gesamtsumme an Auslandschweizerinnen und -schweizern ist zu beachten, dass nur jene Personen erfasst sind, die sich bei einer schweizerischen Vertretung irgendwo im Ausland angemeldet haben. Mitgezählt sind bei den rund 775.000 Personen auch die Doppelbürger, welche beachtliche 73,5 Prozent der Gesamtzahl ausmachen. Nicht erfasst sind indes alle jene Schweizer und Schweizerinnen, die heute keinen Schweizer Pass mehr besitzen, aber schweizstämmig sind und auch die Traditionen ihrer alten Heimat – zumindest bei Festlichkeiten – mit Herzblut pflegen. Entsprechendes ist uns vor allem bekannt aus einschlägigen Schweizer Gründungen in den USA und in Südamerika.

Laut der vorgenannten Statistik leben in Übersee derzeit 185.015 Personen, davon allein in den USA 81.075. Die Spitzenpositionen nehmen aber – und dies ist schon seit vielen Jahrzehnten so – die Nachbarländer Frankreich mit leicht über 200.730 und Deutschland mit 89.390 Personen ein. Bescheiden hören sich dagegen die Zahlen jener Staaten an, denen wir uns nun als Auswanderungsland der Schweizerinnen und Schweizer zuwenden: Russland mit 776 Personen mit dem roten Pass und die Ukraine mit 216 Personen.

Diese rund 1.000 Schweizer Staatsangehörigen sind wohl ausnahmslos Vertreter der nunmehr dritten Schweizer Einwanderungswelle in die genannten Staaten. Sie sind nach der politischen Wende immigriert, um ihre in der westlichen Marktwirtschaft geschulten Kenntnisse den postsowjetischen Ländern zur Verfügung zu stellen, oder sie reizte die Gründung von Firmen, die neue Produkte auf den Markt bringen. Solche Unternehmer sind in aller Regel von einem Pioniergeist erfüllt, der an jene Schweizer erinnert, die in der Spätzeit des Zarenreichs eingewandert waren und als Angehörige der ersten Schweizer Einwanderungswelle gelten. Diese brach 1917 mit dem Ausbruch der Revolution ab. Mehr noch: ungefähr 8.000 Schweizerinnen und Schweizer verließen ihre neue Heimat meist notfallmäßig.<sup>2</sup> Doch es gab auch jene, die blieben, da sie bereits russifiziert waren, kein Interesse an ihrer Stammheimat hatten und auch längst das Schweizer Bürgerrecht aufgegeben hatten. Und dann gab es auch jene, die im nun kommunistisch gewordenen Land ihre Zukunft sahen. Manche von ihnen wurden dennoch Opfer der stalinistischen Säuberungen, andere konnten ihr entfliehen. So auch die zwei Basler Architekten und überzeugten Linken Hannes Meyer<sup>3</sup> und

---

<sup>1</sup> Vgl. [https://www.eda.admin.ch/dam/eda/de/documents/publications/AuslandschweizerinnenundAuslandschweizer/Auslandschweizerstatistik/2016-Auslandschweizerstatistik\\_de.pdf](https://www.eda.admin.ch/dam/eda/de/documents/publications/AuslandschweizerinnenundAuslandschweizer/Auslandschweizerstatistik/2016-Auslandschweizerstatistik_de.pdf) (Stand: 02.02.2018).

<sup>2</sup> Vgl. JOSEF VOEGELI, *Die Rückkehr der Russlandschweizer 1917–1945*, Zürich 1979.

<sup>3</sup> Meyer wurde 1928 Nachfolger von Gropius am Bauhaus in Dessau und emigrierte 1930 nach Moskau.

Hans Schmidt, die Moskau verließen, bevor es für Ausländer und vor allem für alle mit deutsch klingenden Namen lebensgefährlich wurde.

## Schweizer Kompetenz war gefragt

Die beiden vorgenannten wichtigen Vertreter des Neuen Bauens waren keineswegs die ersten Fachkräfte im Bereich von Planen und Bauen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte den Weg nach Russland gefunden hatten. Wenn wir auf die Tätigkeiten blicken, welche Russland-Schweizer der ersten und langen Einwanderungswelle ausübten, dann bildeten Architekten, Baumeister und Ingenieure sowie Bauhandwerker (wie z. B. Stuckateure) im Zarenreich eine gewichtige Gruppe. Denken wir nur an Domenico Trezzini, der im Auftrag Zar Peters I. die neue Hauptstadt St. Petersburg baulich geprägt hat, und an Domenico Gilardi, der Moskau nach dem Brand von 1812 spätklassizistisch gestaltet hat.

In der russischen Schweizer Kommunität, deren Mitglieder in den großen europäisch-russischen Städten wie Moskau, St. Petersburg, Kiew und Odessa Kontakt untereinander und zur alten Heimat pflegten und sich in Vereinen und Clubs trafen, fanden sich neben den Bauleuten viele Intellektuelle und Fachleute. In den einschlägigen Aufstellungen<sup>4</sup> treffen wir in großer Zahl reformierte und katholische Geistliche, viele französischsprachige Gouvernanten und Erzieherinnen sowie Hauslehrer wie z. B. den späteren Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler, Ärzte und Wissenschaftler wie die Basler Mathematiker Leonhard Euler, Daniel und Nikolaus II. Bernoulli. Auch in den Banken- und Versicherungssektor, in den Handel und in die Industrie gingen viele Schweizer als Spitzenkräfte. Manchmal stammten viele Fachleute einer Branche aus dem gleichen Kanton, so wie die Uhrenmacher aus Neuchâtel, während Appenzeller (aus dem protestantischen Landesteil) in der Textilbranche eine große Rolle spielten, wo auch Meister aus dem 1798 eidgenössischen Mulhouse wirkten. Traditionell aus Graubünden kamen die letztlich viele hundert Köpfe zählenden Zuckerbäcker und Cafétiers.

Eine ebenfalls auffällige Berufsgruppe, die aber erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in größerer Zahl einwanderte, bildeten die Käser. Sie stammten fast ausschließlich aus dem Kanton Bern, oft aus dem Oberland. 732 der erfassten 908 Käser waren Berner, wovon einige wohlhabend und Besitzer eigener Landgüter wurden.<sup>5</sup> Viele richteten sich ihre eigenen Käsereien und Molkereien ein, andere wurden Kaufleute und spezialisierten sich auf den Käsehandel. Um den Ersten Weltkrieg waren Schweizer Käser zwischen Finnland und der Mandschurei operativ tätig und hatten großen Erfolg mit Emmentaler und Tilsiter.<sup>6</sup> Anlass zur Auswanderung der Berner Käser gab um 1850 eine Krise als Folge eines Umbruchs in der alpinen Milchwirtschaft.<sup>7</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. CARSTEN GOEHRKE, Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. Eine vergleichende Forschungsbilanz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), S. 291–324, hier S. 297–307; RUDOLF MUMENTHALER, Zürcher in Russland, in: Von Zürich nach Kamtschatka. Schweizer im Russischen Reich, hg. von EVA MAEDER und PETER NIEDERHÄUSER, Zürich 2008, S. 11–24, hier S. 13–18.

<sup>5</sup> GISELA TSCHUDIN, Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauerntöchter, Zürich 1990, S. 18 und passim.

<sup>6</sup> Der heute in der Schweiz seit 1893 produzierte und in den Export gehende Tilsiter-Käse ist zur Hauptsache einer Rezeptur zu verdanken, die rückgewanderte Schweizer aus Ostpreußen mitgebracht hatten.

<sup>7</sup> TSCHUDIN, Schweizer Käser (wie Anm. 5), S. 27 ff.; vgl. auch ALFRED G. ROTH, Talkäsereien. Zur Aufnahme des Betriebes in der Schweiz, Burgdorf 1977.

## Schon früh an der Wolga

In einer vergleichenden Forschungsbilanz stellt der Zürcher Osteuropa-Historiker Carsten Goehrke fest: „Wer nur landwirtschaftliche Erfahrungen vorweisen konnte, wurde im Zarenreich nicht gebraucht und wanderte eher nach Übersee aus. Bauertöchter allerdings konnten sich in Russland als Kindermädchen verdingen. Insofern unterschied sich das Berufsprofil der Russland- stark von der Überseemigration.“<sup>8</sup> Tatsächlich haben die Schweizer mit Blick auf den Primärsektor nur eine Nebenrolle gespielt. Zwar wird in älterer Literatur gerne kolportiert, dass Schweizer zwischen 1762 und 1775 in beträchtlichem Umfang – man sprach von rund tausend bei insgesamt 23.000 Einwanderern – an der Gründung der Wolgadeutschen Kolonien beteiligt gewesen seien.<sup>9</sup> Diese schon seit längerer Zeit angezweifelte Behauptung<sup>10</sup> konnte kurz vor der Jahrtausendwende durch russisches Archivmaterial widerlegt werden: Die nun nachgewiesenen 48 Wolgakolonisten schweizerischer Herkunft machen mit Bezug auf die Gesamtzahl aller „lediglich 0,2 bis 0,3 Prozent“ aus,<sup>11</sup> die sich von den versprochenen Privilegien der Zarin Katharina II. angesprochen gefühlt hatten. Dennoch ist es ein bemerkenswertes Faktum, dass bis zur Aufhebung der wolgadeutschen Sowjetrepublik im Jahr 1941 nördlich von Saratow ein gutes halbes Dutzend Bauerndörfer mit Schweizer Namen wie Schaffhausen (heute: „Wolkowo“), Zürich („Sorkino“), Glarus („Georgiewka“) und Basel („Wasiljewska“) existierten.<sup>12</sup> Zu erwähnen ist auch Sarepta (bei Wolgograd), eine Gründung der Herrnhuter Gemeinde von 1765, die in den ersten Jahren ihrer Existenz je nach Zählung 34 in der Schweiz geborene Siedler erfasst. „Damit hätten die Schweizer 4,4 % der Zuwanderer Sareptas gestellt.“<sup>13</sup>

Generell kann aber gesagt werden, dass nachfolgende Wanderungen von Schweizern, die in die Landarbeit gehen wollten, stets den russischen Süden und konkreter das Schwarzmeergebiet zum Ziel hatten. Denn mit der Zurückdrängung des Osmanischen Reiches von Teilen der Nordküste des Schwarzen Meeres unter Katharina II. gelangte 1783 zunächst die Halbinsel Krim zum Zarenreich und 1812 waren dann die Türken auch aus Bessarabien vertrieben. Als Schutz gegen den roten Halbmond musste nun das schwach besiedelte Südrussland stärker besiedelt werden. Die noch leibeigenen russischen Bauern kamen aber für die Kolonisation nicht in Frage, und deshalb schaute das Zarenhaus nach Mitteleuropa, insbesondere nach Deutschland und in die Schweiz.

Zwar gibt es in der Folge im nördlichen Schwarzmeergebiet eine große Zahl von Siedlungen, in denen nachweislich Schweizer siedelten, aber eigentliche landwirtschaftliche Kolonien, die von Schweizern aufgebaut wurden, gab es nur zwei: Zürichthal auf der Krim und Chabag (Schaba) in Bessarabien, unweit der Dnjestr-Mündung. Beide Gründungen fallen ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts.

<sup>8</sup> GOEHRKE, Auswanderung (wie Anm. 4), S. 306.

<sup>9</sup> ERNST ZEUGIN, Prattler Auswanderer im Osten Europas. Ein Beitrag zur Geschichte des Auslandschweizertums zugleich Berichterstattung an die Bürgergemeinde Pratteln, Pratteln 1938, S. 12 f.

<sup>10</sup> ROMAN BÜHLER u. a., Schweizer im Zarenreich, Zürich 1985, S. 48 f.

<sup>11</sup> GOEHRKE, Auswanderung (wie Anm. 4), S. 307 f.

<sup>12</sup> JAKOB ETTERLIN, Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland: die Ukraine, die Krim, das Donezgebiet, der Kaukasus, die Wolga und ihr Gebiet, Bern 1945, S. 51.

<sup>13</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 49. Zählt man die nach Sarepta gekommenen Schweizer Siedler zu den oben genannten, die in den anderen wolgadeutschen Siedlungen erfassbar sind, bleibt der Prozentsatz aller Wolgaschweizer weiterhin bei maximal 0,3 % bezogen auf die Gesamtzahl.

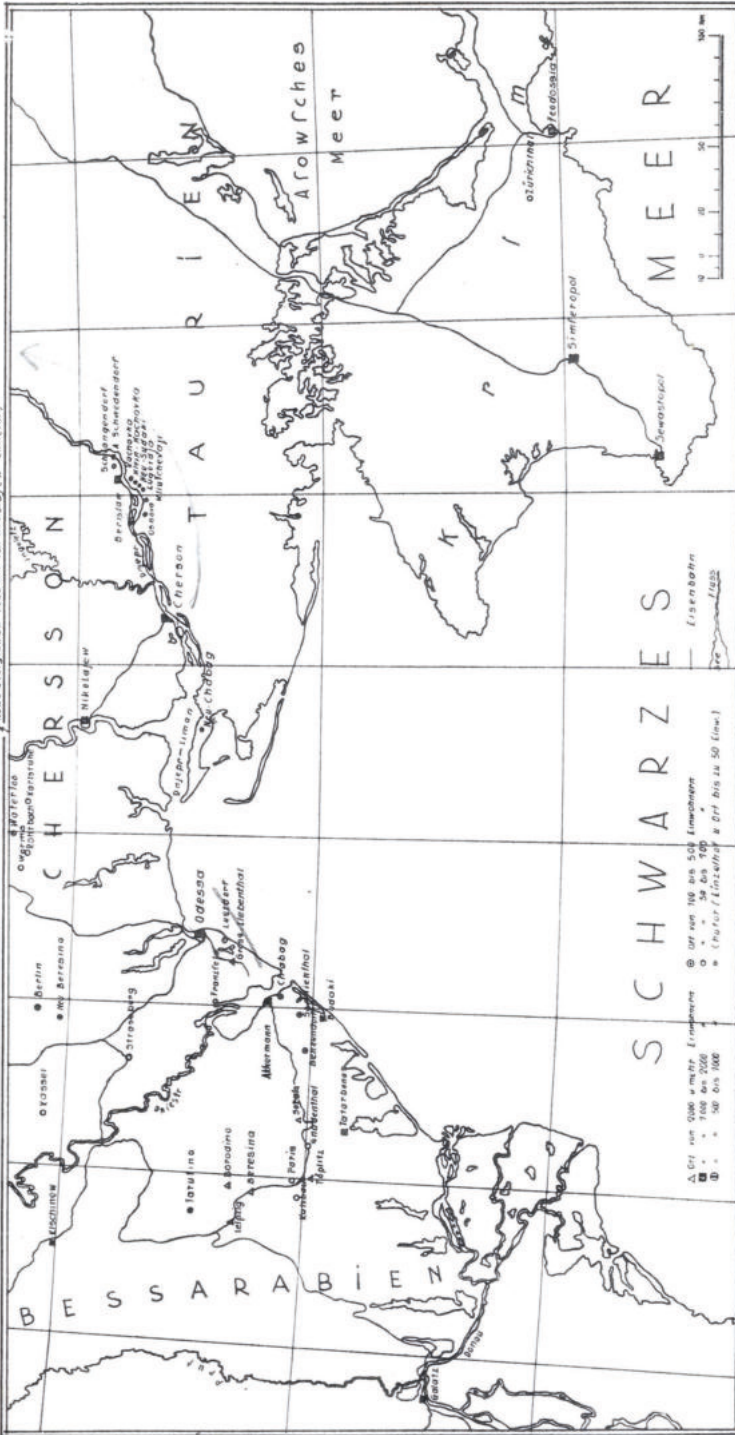


Abb. 1: Karte der deutschen und schweizerischen Siedlungen am Schwarzmeer. Repro aus: ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

Der Geschichte dieser beiden Schweizer Siedlungen und ihrem jeweiligen Ende möchten wir uns nun widmen. Dabei sei gleich Gemeinsames vorausgeschickt: Die meist in Krisenjahren Ausgewanderten gaben oft rasch die Schweizer Staatsbürgerschaft auf oder büßten sie gleich mit der Abreise ein, wenn diese illegal erfolgt war. So oder so verschwanden sie daher aus den Statistiken der Schweizer Konsulate und verloren auch sonst den Kontakt zum Herkunftsland. Die Bauern vermischten sich oft mit deutschen Kolonisten der Region, sie germanisierten sich im mündlichen Ausdruck oder russifizierten sich. Deshalb kehrte schließlich auch nur eine Minderheit dieser Kolonisten in die Schweiz zurück, viele teilten jedoch das Schicksal der Krim- und Wolgadeutschen.

## Zürichtal auf der Krim

### Ein Zürcher Patrizier als schlechter Organisator

Wenden wir uns nun zunächst der Kolonie Zürichtal auf der Halbinsel Krim zu.<sup>14</sup> Um 1800 verarmten die ländlichen Textilarbeiter der Zürcher Seidenindustrie zunehmend, zumal sie rechtlich gegenüber der Stadt benachteiligt waren. Da griff der Hufschmid und Zunftschreiber Düggele zur Feder und schrieb seinem Freund Hans Caspar Escher nach Moskau. Als in Zürich gescheiterter Großkaufmann diene Escher als Major in einem russischen Kavallerieregiment. Düggele hatte von den blühenden Wolgakolonien gehört und bat darum seinen alten Zürcher Freund Escher, etwas für die Landsleute zu tun. Nach anfänglichem Zögern entschloss sich Escher, sich als Besiedlungsunternehmer im Innenministerium zu melden. Er handelte dort einen günstigen Vertrag aus, der den Schweizern Land für eine Kolonie zwischen Simferopol und Feodosia zuwies. Außerdem schrieb das Abkommen eine Reihe von Vorrechten fest:

60 Desjatinen Land pro Familie (d. h. etwa 66 Hektar), Ansiedlung aller Kolonisten im gleichen Amtsbezirk, Beibehaltung der eigenen Gesetze in der Schweizerkolonie, in der Dauer unbeschränkte Befreiung vom Militärdienst, Religionsfreiheit und fünfzehn Jahre Steuerfreiheit.

Mit diesen attraktiven Bedingungen schickte Escher im Sommer 1803 fünf Hilfswerber durch das Schweizerland. Trotz Warnungen und Bedenken der zürcherischen Regierung gegen die Emigration war die Werbeaktion ein Riesenerfolg. Am Stichtag Ende September 1803 waren sechzig Familien und einige Einzelpersonen in Konstanz zur Abreise bereit. Die insgesamt 240 Männer, Frauen und Kinder stammten zu knapp zwei Dritteln aus zürcherischen Landgemeinden, ferner aus den Kantonen Glarus, Luzern, Solothurn, Freiburg und Waadt. Neben verarmten Bauern waren die Teilnehmer vor allem Textilarbeiter, dann aber auch je ein Schmied, ein Schuhmacher, ein Wagner und ein Schneider. Der Wanderungsanlass war hier bei vielen ganz klar ökonomischer Natur.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Vgl. zu Nachfolgendem: ETTERLIN, Schweizerkolonien (wie Anm. 12), S. 52–54; BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 51–53; NORBERT RÜTSCH, Kolonie Zürichtal auf der Krim. 1805 von Zürcher Auswanderern gegründet, in: Von Zürich nach Kamtschatka (wie Anm. 4), S. 25–37.

<sup>15</sup> „Wanderungsanlässe“ ist ein Begriff von Leo Schelbert, dem schweizerisch-amerikanischen Migrationshistoriker, und meint damit die Umstände, welche einzelne oder ganze Gruppen zur Wanderung anregen. Er zählt zehn Möglichkeiten auf: von Missernten als einer Gegebenheit der Natur bis zu Gründen, die die abendländische Wirtschaftsordnung, gegebene Sozialordnungen und politische Ordnungen oder Weltanschauungen be-

Obwohl die Gruppenreise nur ungenügend vorfinanziert war und der russische Gesandte in Regensburg<sup>16</sup> vor den Gefahren des nahen Winters warnte, zog die Gruppe am 4. Oktober los. Bis Ulm ging es zu Fuß und dann auf zwei offenen Kähnen nach Wien. Dort hieß es wochenlang warten, da das Geld knapp war. Bevor es dann wenigstens bis Bratislava weiterging, verließen die Luzerner die Gruppe und nahmen in Wien Arbeit an. Auch in Bratislava sprangen einige Familien ab und kehrten von dort in die Schweiz zurück. Ende des Jahres blieb der Transport bis weit in den Monat Mai im mittelslowakischen Rosenberg (Ružomberok) stecken, wo vierzig Personen an den Pocken starben und einige weitere, unter ihnen auch der Initiant Düggele, nach Hause umkehrten. Während dieser Warterei schickte Escher seinen Sohn Friedrich Ludwig zu Pferd nach St. Petersburg, um neue Geldmittel für die weitere Finanzierung der Reise zu erhandeln. Nach der Rückkehr führten Vater und Sohn in Planwagen die fast nur noch aus Zürchern bestehende Gruppe über die Tatra nach Lemberg, durch die Ukraine und schließlich auf die Krim, die im Juli 1804 endlich erreicht wurde.

Es braucht nicht zu überraschen, dass dieser Auswandererzug ein Nachspiel hatte: H. C. Escher wurde wegen zu hoher Reisekosten und unüberlegter Auswahl der Siedler aus der Armee entlassen. Auch Zürich reagierte mit einer lebenslänglichen Landesverweisung, was aber nicht heißen sollte, dass die Familie Escher nun für Generationen im öffentlichen Leben keine Rolle mehr spielen sollte: Vor dem Zürcher Hauptbahnhof steht eine Statue des Enkels Alfred Escher, Gründer der Schweizerischen Kreditanstalt,<sup>17</sup> Hauptförderer der Gotthardbahnlinie, Nationalrat und Regierungspräsident.

## Kontakte zum Herkunftsland brechen rasch ab

Kehren wir zurück auf die Krim und in den Sommer 1804: Die 56 Familien – die Größe erklärt sich durch einige Nachzügler aus der Schweiz – fanden keine Vorbereitungen auf dem zugewiesenen Krongut vor. Als Unterkunft dienten ihnen bis Ostern 1805 winddurchlässige Tatarenhütten, oft ein Bau für zwei Familien. Klagende Schreiben von der Krim nach Zürich verfehlten nicht ihre Wirkung, sie erreichten den zufällig in Bad Schinznach weilenden russischen Staatsrat und Hofmarschall Graf Golowin, der für seine edle Haltung bekannt war. Er veranlasste den Umzug der Kolonisten auf ein fruchtbares Gelände am Flüsschen Indol, wo jeder wenigstens 23 der ursprünglich versprochenen 60 Desjatinen erhielt. Dort entstand in wenigen Jahren ein Dorf, umgeben von Äckern und ausgedehnten Rebärten. Als Zeichen der Dankbarkeit für die Hilfe, die sie in der Anfangszeit aus ihrer alten Heimat erhalten hatten, nannten die Schweizer Siedler ihre Kolonie Zürchtal. Aus dem Jahre 1816 existiert eine Einwohnerliste, welche die Entwicklung der Siedlung schön dokumentiert: 190 Schweizer, größtenteils Zürcher in insgesamt 55 Familien und 137 Personen deutscher oder unbekannter Herkunft. Kurz danach kümmerte man sich um den Bau eines Schulhauses und einer Kirche.

---

treffen. LEO SCHELBERT, Von den Ursachen der schweizerischen Wanderungen der Neuzeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 22 (1972), S. 397–432, hier S. 412 ff.

<sup>16</sup> Vgl. KARL BECK, Regensburg, Sammelstelle der Auswanderer nach Südosteuropa und Russland im 18. und 19. Jahrhundert, Regensburg 1996.

<sup>17</sup> Heute: Crédit Suisse.



Abb. 2: Zürichthal, die Siedlung der Schweizer Kolonisten, vor dem Ersten Weltkrieg. Repro aus: RÜTSCHÉ, Kolonie Zürichthal (wie Anm. 14).

Auf Initiative von Dr. Pinkerton, St. Petersburger Repräsentant der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, entschied sich die 1815 gegründete Basler Missionsgesellschaft, Südrussland zu einem Schwerpunktgebiet zu machen.<sup>18</sup> Die Missionsleitung ging davon aus, dass sie sich dort nicht nur in der geistlichen Betreuung der Bauernkolonien betätigen können würde, sondern auch in der Missionierung der muslimischen Tataren. Letzteres gelang indes nicht.<sup>19</sup>

Der erste Pfarrer traf 1822 ein: Es war der von der Basler Missionsgesellschaft ausgebildete Seelsorger Heinrich Dietrich aus dem Kanton Zürich, der auch noch drei weitere deutschsprachige Siedlungen auf der Krim zu betreuen hatte. Auf seine Bitte wurde ihm von der Basler Mission auch eine Frau vermittelt, eine württembergische Arzttochter, an der er sofort Gefallen fand und die er schon am Tag nach ihrer Ankunft in Odessa heiratete. Mit dem frühen Tod von Pfarrer Dietrich im Jahre 1827 brachen aber die schriftlichen Kontakte Zürichthals zur alten Heimat weitestgehend ab, denn offenbar waren die Zürichtaler keine fleißigen Briefschreiber und die auf Pfarrer Dietrich nachfolgenden Seelsorger waren durchwegs deutsche Lutheraner. Der erste dieser Pastoren, welche bis 1933 im ausgedehnten Kirchspiel Zürichthal wirkten, war Christian Friedrich Kylius aus Lahr.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Vgl. ERNST ZEUGIN, Vom Wirken der Basler Mission auf der Halbinsel Krim im 19. Jahrhundert, in: Baselbieter Heimatbuch 11 (1969), S. 185–197.

<sup>19</sup> RÜTSCHÉ, Kolonie Zürichthal (wie Anm. 14), S. 28 ff.

<sup>20</sup> Ebd.



Abb. 3: Die Kirche in Zürichthal, Innenansicht aus den 1910er Jahren. Repro aus: RÜTSCHÉ, Kolonie Zürichthal (wie Anm. 14).

Schweizerische Elemente verblassten auch sonst: Durch die Nachbarschaft zu Kolonien, die kurz nach der Gründung von Zürichthal hauptsächlich von Württembergern besiedelt worden waren, entstanden wirtschaftliche und bald auch familiäre Verbindungen. Eine weitere Klammer bildete das Kirchspiel. Als Umgangssprache bildete sich ein süddeutscher Mischdialekt heraus.<sup>21</sup> Die Kinder nachfolgender Generationen lernten zwar die deutsche Sprache lesen und schreiben, waren aber auch des Tatarischen und des Russischen mächtig. Nach wenigen Jahrzehnten, sicher aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gab es offenbar keinen Zürichthaler mehr, der noch Schweizer Bürger war.

### „Vielleicht die reichste...“

Trotz gelegentlicher Missernten und Plagen (auch durch Heuschrecken) blühte und gedieh die Bauernkolonie. Von ihr wurde in der alten Heimat schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts berichtet, dass die ausgewanderten Familien „nun eine eigene Gemeinde, Zürichthal, bilden, in blanken, netten Häuschen wohnen, allen prunkenden Schein verschmähen und sich an soliden

<sup>21</sup> JOHANNES KÜNZIG, Zürichthal und Schaba – zwei Schweizer Bauerndörfer im Schwarzmeergebiet, in: DERS. (mit einem Nachwort von WALTRAUT WERNER), Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten, Freiburg i. Br. 1972, S. 187–206, hier S. 194.



Besitz halten. Die Ortschaft Zürichthal [...] wird ausschliesslich von Schweizern bewohnt und ist von allen Colonien der Krim vielleicht die reichste. [...] Die Bewohner von Zürichthal sind nicht nur als die wohlhabendsten, sondern auch als die sittlichsten bekannt, und nirgend sind Vergehen seltener“.<sup>22</sup> Die angebauten Produkte konnten gut verkauft werden und warfen beispielsweise während des Krimkriegs besonders viel Geld ab. Begehrt war unter anderem der bekömmliche, auch in Moskau und in St. Petersburg geschätzte Rotwein.

Nur vier Jahre nach der Schilderung des Historikers und Staatsarchivars Meyer von Knonau lasen die Zürcher im Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses Zürich einen weiteren Bericht vom seinerzeitigen Zürichthaler Pfarrer Emil Kyber, der aus dem baltischen Kurland stammte, Lutheraner war und das Kirchspiel von 1831 bis 1858 betreute:

„Zürichtal ist von der Natur in mehrfacher Beziehung begünstigt. Es liegt in der Nähe vom nordöstlichen Vorsprung des krimmischen Gebirge, an dem auf denselben entuellenden Bache Jendol. Von Osten her verdeckt dem Wanderer eine lange, den Bach einfassende Hügelkette den Anblick des Dorfes, bis er an deren mit Weingärten besetzten Abhänge in dasselbe eintritt. Nach Westen zu liegt es frei und ist schon stundenweit sichtbar mit seinen rothen Ziegeldächern. Gegen Norden begrenzt ein anmuthiges Wäldchen von wilden Obstbäumen, Rüstern, Ulmen, Weiden und Silberpappeln und im Süden entfaltet das benachbarte Gebirge eine wahrhaft liebliche Schweizerlandschaft. Am Bache finden sich Gärten und Wiesen. Er treibt eine Mühle mit zwei Gängen, deren Einkünfte zum Besten der Gemeinde verwendet werden. Das Dorf zerfällt durch die in der Mitte desselben liegenden Hauptgebäude – die kleine Kirche (die erste evangelische in der Krim), das Pfarr- und Schulhaus – in das Ober- und Unterdorf, die beide durch eigene Springbrunnen mit gesundem Wasser hinlänglich versehen werden.

Jeder Landwirt hat einen geräumigen Hof, den er zur Stallung vorteilhaft verbauen kann und nach der Strasse zu mit steinerner Mauer und jungen Bäumen hie und da besetzt hat. Das ist ein kleines Bild von Zürichtals Lage, mit der hoffnungsvollen Farbe der Gegenwart entworfen. Nur hier, am Bergesfluss und nahe am Wald, vom Bach umgrenzt und an laufenden Brunnen konnten die Zürcher eine zweite Heimat finden.“<sup>23</sup>

Im Allgemeinen waren wohl die 1880er und 1890er Jahre für die Mehrzahl der Schwarzmeer-Kolonien die Zeit ihrer stärksten Blüte und Entwicklung. Durch die wirtschaftliche Prosperität konnten zusätzliche Grundstücke erworben werden, mit Neu-Zürichtal wurde eine Tochttersiedlung gegründet und zudem entstanden verschiedene „Chutora“ (Weiler), wie dies ebenso die reichsdeutschen Kolonisten taten. Am Ende des Ersten Weltkriegs gab es auf der Krim insgesamt 314 deutschsprachige Siedlungen und gemäß einer Liste, die im Schweizerischen Bundesarchiv liegt, lebten 1917 noch in 45 verschiedenen Siedlungen Schweizer Nachkommen.

<sup>22</sup> GEROLD MEYER VON KNONAU, Der Canton Zürich: historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Bd. 1: Ein Hand- und Hausbuch für Jedermann, St. Gallen/Zürich, 2. ganz umgearb. und stark verm. Aufl. 1844, S. 223.

<sup>23</sup> Zitiert nach URS RAUBER, Zürichthal – ein Schweizer Dorf auf der Krim. Aus der Geschichte der Russlandschweizer, in: Tages-Anzeiger-Magazin 20 (1978), S. 6–13, hier S. 11.

## Nur Grabsteine erzählen noch von den Kolonisten

Aber mit der Revolutionszeit endete die Blütezeit von Zürichthal schlagartig und die Gemeinschaft zerfiel. Da viele damals längst russifiziert waren, nutzten nur wenige die Gelegenheit, um 1918–1922 mit offiziellen Rückwanderungszügen in die alte Heimat zurückzureisen. Andere harrten stattdessen aus, bis sie unter Stalin in den Ural umgesiedelt wurden. Erst zu diesem Zeitpunkt bemühten sich manche doch noch um eine Anerkennung als Schweizer Bürger, was nicht immer erfolgreich gelang und zu einigen herben Enttäuschungen führte.<sup>24</sup>

Als Johannes Künzig, der Begründer des heutigen Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE), 1942 seine „Studienreise“ (in Uniform) auf die Krim und nach Wolhynien machte, notierte er in sein Feldbuch:

„Wir sind in Zürichthal und in nicht geringer Spannung, ob wir vielleicht noch schweizerische Laute hören werden. Aber soviele wir fragen in den buckligen Gassen, es gibt hier nur noch Taren und Russen – und auch nicht einer der ehemaligen Siedler schweizerischer oder deutscher Herkunft ist zurückgeblieben. [...] Mit wehen Gefühlen betreten wir die Gehöfte, denen man da und dort mit forschendem Blick die einstige Wohlhabenheit der früheren Besitzer noch eben ein bisschen anmerkt, nachdem freilich die Kollektivwirtschaft im ganzen ziemlich radikal den Familien alles weggenommen hat, was über die primitive Norm hinausging. [...] Die Reben, Wiesen und Baumanlagen verraten noch ein wenig von dem Fleiss der inzwischen vernichteten und verschollenen Kolonisten. Ein fremdes, so anders aussehendes Völkchen, zu deren abendländischen Runen dieses Stück Kulturlandschaft nicht passen will, ist durch den Krieg an ihre Stelle getreten. Mitten im Dorf, von einem Akazienwäldchen umgeben, steht die des Turms beraubte Kirche, die zuletzt den Bolschewisten als Unterhaltungs- und Versammlungsraum diente.“<sup>25</sup>

Künzig besuchte übrigens auch den Friedhof am Dorfende. Er hatte zu seiner Überraschung noch den Charakter einer Ruhestätte der Toten und glich nicht wie sonst viele andere in der Ukraine „eher einem Schindanger“.<sup>26</sup> Alle noch lesbaren Namen und die Lebensdaten notierte er sich. Auf einigen wenigen Grabzeichen waren Familiennamen zu lesen, die eindeutig schweizerischen Ursprungs waren: Näff (eigentlich Nef), Lüse (eigentlich Lüssi), Pfeiffer und Vollenweider.<sup>27</sup>

Wer Zürichthal heute auf einer Landkarte sucht, findet den Ort unter dem ukrainischen Namen Solote Pole oder unter dem russischen Solotoje Pole, was beides zu Deutsch Goldfeld heißt.

Am noch immer turmlosen Gotteshaus, das heute der orthodoxen Gemeinde dient, erinnert seit 2005 eine Tafel an die Schweizer Gründung der Ortschaft; gestiftet wurde sie von der Stadt Zürich und zwei zürcherischen Landgemeinden. Anlass für die Enthüllung dieser Tafel war der 200. Geburtstag der Schweizerkolonie, der gebührend gefeiert wurde. Bei diesem Fest anwesend waren einige noch in Zürichthal geborene Personen, die aber in Deutschland oder anderswo auf der Krim wohnten. Angereist waren auch eine Delegation aus den schweizerischen Auswanderergemeinden und der Schweizer Botschafter in Kiew. Ihm war es vorbehalten, das neue „Zürichtal-Museum“<sup>28</sup> einzuweihen, das die Eidgenossenschaft ebenso finanzierte wie das Mobiliar von

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 12.

<sup>25</sup> KÜNZIG, Zürichthal und Schaba (wie Anm. 21), S. 196.

<sup>26</sup> Ebd., S. 197.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 198.

<sup>28</sup> Mit Beschriftungen in Russisch und Deutsch.



Abb. 4: Der Friedhof von Zürichtal, Fotografie von Johannes Künzig, 1942. Repro: Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg, E/25/045.

zwei Schulzimmern. Die Spenden hatten durchaus Symbolgehalt: Förderung des geschichtlichen Bewusstseins und Beitrag zur Verbesserung der Infrastruktur, welche der Jugend zugutekam.<sup>29</sup>

Zürichtal wird übrigens auch in modernen Reiseführern mehr als nur durch eine Fußnote gewürdigt: Auf fast vier Seiten wird in einem Führer des Berliner Trescher-Verlags zwischen Artikeln zu den Krimdeutschen und den Krimtataren über Zürichtal geschrieben. Auf einer weiteren Seite werden außerdem zwei Frauen kurz vorgestellt, die mit Zürichtal enger verbunden sind, wovon die eine 1919 dort geboren, aber 1941 nach Kasachstan deportiert wurde. In den 1970er Jahren kehrte sie in einen Nachbarort zurück. Sie war die Letzte, die Zürichtal als ihren Geburtsort nennen konnte und (wieder) auf der Krim wohnte.<sup>30</sup>

<sup>29</sup> RÜTSCHKE, Kolonie Zürichtal (wie Anm. 14), S. 34 f.

<sup>30</sup> DAGMAR KÖCK u. a., Die Krim entdecken. Unterwegs auf der Sonneninsel im Schwarzen Meer, Berlin 2002, S. 53–56, 273.

## Chabag in Bessarabien

### Historiografisches

Blicken wir noch auf die andere schweizerische Landwirtschaftskolonie, auf Chabag (auch Schaba, Schabo),<sup>31</sup> die sich im südwestlichen Teil der heutigen Ukraine befindet, exakter in Bessarabien. Über diese schweizerische (Wein-)Bauernsiedlung gibt es zahlreiche kleine Arbeiten, die nicht selten in Zeitungen oder in Sammelbänden veröffentlicht wurden.<sup>32</sup>

Detaillierter über Gründung, Entwicklung und Ende von Schaba orientieren zwei Bände des Prattler Pädagogen, Kirchenpolitikers und Lokalhistorikers Ernst Werner Zeugin, der sich 1931 für mehrere Wochen an den Dnjestr begab und dort Nachforschungen machte. Anlass dazu hatte ein Hilferuf ehemaliger Prattler Bürger gegeben, die aus dem russischen Osnova am Dnjepr kamen. Diese Ortschaft war wie noch viele weitere eine Tochttersiedlung von Schaba, wo auch die Verwandten der Petenten wohnten, nun aber in der Sowjetunion in große Not und Bedrängnis geraten waren. Die meisten hatten keinen Schweizer Pass mehr und wurden deshalb an einer Ausreise gehindert. Beim ganzen zähen Hin und Her, in das Politiker und Diplomaten sowie das Rote Kreuz involviert waren, war ein ganz entscheidendes Momentum, dass ein gewisser Hans Martin Stohler 1814 auf sein Bürgerrecht verzichtet hatte. Die 43 Bittsteller, allesamt direkte Nachkommen dieses Auswanderers, hatten letztlich Glück, wurden 1936 als Bürger von Pratteln anerkannt, was ihnen aber als nunmehrige russisch-schweizerische Doppelbürger nicht gleich die Ausreise nach der Schweiz oder zu ihren Verwandten im rumänischen Bessarabien ermöglichte. In Zeugins Arbeit werden neben dem soeben Geschilderten und der Geschichte und Ethnografie von Chabag auch jene der Auswanderung nach Russland und in das Banat behandelt.<sup>33</sup>

In einem ergänzenden Band beschreibt der gleiche Autor das bittere Ende von Chabag und den Tochttersiedlungen jenseits des Dnjestr (Ukraine).<sup>34</sup> Die Schilderungen basieren stark auf Berichten von Rückgewanderten; beigegeben ist auch eine lange Liste der Schweizer und ihres Verbleibs. Neben den Arbeiten von Zeugin mit stark anwaltschaftlichem Charakter besteht zu Chabag bis heute nur die Zürcher Dissertation der Volkskundlerin Heidi Gander-Wolf, eine Nachfahrin eines Chabagers.<sup>35</sup> Ihre Arbeit beschlägt indes mehrheitlich nur die Zeit der Auswanderung und die ersten Jahrzehnte der Ansiedlung, als sie noch hauptsächlich den Charakter als Gründung von Waadtländer Familien aus der französischsprachigen Westschweiz hatte. Den Zuzug von Deutschschweizern nach Chabag, der zur Hauptsache erst zwischen 1831 und 1845 erfolgt war, behandelt die Verfasserin nur sehr summarisch.<sup>36</sup>

<sup>31</sup> Gemäß Sprachforschern soll der Ortsname aus dem Türkischen kommen: Acha-Bag = Garten der Erde.

<sup>32</sup> So auch KÜNZIG, Zürichtal und Schaba (wie Anm. 21), S. 199–206; BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 58–60, 268–274.

<sup>33</sup> ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

<sup>34</sup> ERNST ZEUGIN, Das Ende einer schweizerischen Kolonisation im Osten Europas (2. Teil der „Prattler Auswanderer im Osten Europas“), Pratteln 1970.

<sup>35</sup> HEIDI GANDER-WOLF, Chabag. Schweizer Kolonie am Schwarzen Meer. Ihre Gründung und die ersten Jahrzehnte ihres Bestehens, Dissertation Zürich, Lausanne 1974.

<sup>36</sup> Ebd., S. 68–71.

## Eine Miniaturschweiz am Dnjestr

In Chabag verlief die Gründung deutlich reibungsloser und der Ort besitzt eine Geschichte, die in mancher Hinsicht einmalig ist. Die Gemeinde war auch so etwas wie eine „Suisse miniature“,<sup>37</sup> 2.500 km entfernt vom Original.

Angefangen hat alles damit, dass der frühere Erzieher von Zar Alexander I., Frédéric-César de la Harpe, 1819 in einem Brief an seinen ehemaligen Schüler auf frühere Projekte zur Förderung des Weinbaus an der klimagünstigen Küste des Schwarzen Meeres zu sprechen kam. Dazu eignete sich zweifellos das Gouvernement Bessarabien, das erst 1812 durch den Frieden von Bukarest russisch wurde, und wo schon vor der osmanischen Zeit Weinbau betrieben worden war.

Offenbar ebnete de la Harpe mit diesem „Reminder“ Waadtländer Rebbauern, die auswanderungswillig waren, den Weg. Ein 1820 gestarteter Aufruf in den Gemeinden am Genfersee hatte Erfolg und in Louis Samuel Vincent Tardent, einem Lehrer, Botaniker und Weinbauern, fand sich die Person, welche ein solches Unternehmen erfolgreich durchführen konnte. Er reiste allein nach Bessarabien und wählte selber den Siedlungsplatz aus, nicht ohne den Boden auf seine Eignung für Rebbau zu untersuchen. Nachdem alles Vertragliche mit dem Zaren geregelt war und jeder einen Kontrakt bei einem Notar in Vevey hinterlegt hatte, der in Artikel 13 verlangte, dass jeder Auswanderer auch eine Bibel und einen Karabiner mitnehmen sollte, ging es im Juli 1822 mit Pferde- und Ochsenspann los, wobei Tardent seine ganze wissenschaftliche Bibliothek mitführte.



Abb. 5: Die Bucht von Chabag. Repro aus: ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

<sup>37</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 60.

Die vorerst 28 Personen stammten aus verschiedenen Waadtländer Gemeinden, aus dem Neuenburgischen und vom Kerenzerberg (Kanton Glarus). In mehreren Schüben folgten bis 1830 weitere Familien und noch 1846 folgte ein letzter Zuzug – und meist waren es neben Siedlern aus der Romandie auch solche aus der deutschen Schweiz. Herkunftsorte waren das bernische Saanenland, Appenzell und vor allem das Hinterland von Basel. Aus dem Baselbiet waren es namentlich die teilweise vielköpfigen Familien Stohler (Pratteln), Jundt (Bottmingen) und Singisen (Lausen). Sie waren bereits 1804 ans Schwarze Meer gekommen, hatten aber bisher in anderen Kolonien gewohnt und verstärkten nun Chabag. Dieses hatte nämlich 1840 auch die obrigkeitliche Auflage erhalten, sich explizit mit Schweizer Familien zu vergrößern, um das „verfügbare Land besser auszunützen“,<sup>38</sup> ansonsten würden hochobrigkeitlich Angehörige anderer Nationalitäten angesiedelt werden. Dies erfolgte dennoch, doch blieben schwäbische Siedler stets in der Minderheit.

Ganz im Gegensatz zu Zürichtal und anderen Siedlungen mit Schweizer Kolonisten konnte das Dorf Chabag das Schweizertum auch fast die ganze Zeit seiner Existenz recht gut bewahren, „und zwar vor allem wohl deswegen, weil seine französischsprachige Mehrheit anders als in Zürichtal nicht Gefahr lief, im deutschsprachigen Kolonistentum der Nachbardörfer aufzugehen“.<sup>39</sup> Dass die Frankophonen noch 1931 in Chabag mit 400 Seelen gegenüber 250 Deutschschweizern und ebenso 250 Deutschen eine markante Gruppe bildeten, hatte Zeugin bei seinem damaligen Aufenthalt festgestellt.<sup>40</sup> Allerdings gab derselbe für 1939 an, dass den 400 französischsprachigen Waadtländern nun 480 Deutschschweizer gegenüberstanden.<sup>41</sup>

Sicher ein Grund für das Erhalten des Schweizertums war auch das Vereinsleben: Es gab mit „Aurora“ und „Alliance Française“ zwei kulturelle, nach Sprachen getrennte Vereine, die Theaterstücke aufführten und je eine Bibliothek unterhielten, ferner gab es

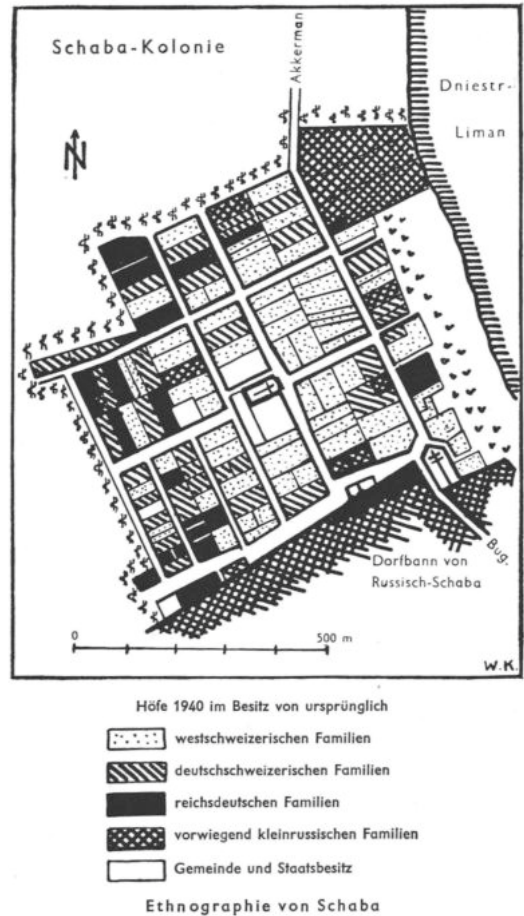


Abb. 6: Siedlungsplan der Kolonistensiedlung Chabag. Zeichnung von W. Kündig-Steiner, 1940. Repro aus: ZEUGIN, Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34).

<sup>38</sup> ETTERLIN, Schweizerkolonien (wie Anm. 12), S. 44.

<sup>39</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 599.

<sup>40</sup> ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9), S. 51.

<sup>41</sup> DERS., Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 13.

eine Dorfmusik, einen Gesangschor und eine Jagdgesellschaft, die alle sowohl Westschweizer wie Deutschschweizer in ihren Reihen hatten.<sup>42</sup>

## Wohlstand dank gutem Wein

Chabag entwickelte sich im Laufe der Zeit zur größten Schweizer Agrarsiedlung im zaristischen Russland und galt ab Mitte des 19. Jahrhunderts als reiches Weinbauerndorf. Das Ziel, auf dem teilweise sandigen Boden Rebbau zu betreiben, war ja von Anfang an gegeben. Das Anlegen der Reben und der Anbau erfolgten unter der kundigen Leitung von Louis Samuel Vincent Tardent, dem Gründer der Kolonie und Weinbauspezialisten. Charles Tardent, einer seiner Söhne, verfasste in russischer Sprache ein Lehrbuch für Weinbau, das für die Entwicklung des russischen Weinbaus wegleitend wurde.<sup>43</sup> Die im Raum um Chabag und Akkerman<sup>44</sup> angebaute Sorten dürften zum Teil alte regionale Sorten, aber auch türkischer und griechischer Provenienz gewesen sein. Hinzu kamen zudem Tokaier, Petit-Gamay, Bordelais (vermutl. Tannat), Riesling, Chasselas, Muscat, Cabernet und Aligoté.<sup>45</sup> Dass unter den Rebsorten auch der Chasselas war, muss nicht überraschen, war diese Traube den Ausgewanderten doch vom Genfersee innig vertraut.<sup>46</sup>



Abb. 7: Weinlese in Chabag, 1931. Repro aus: ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

<sup>42</sup> GANDER-WOLF, Chabag (wie Anm. 35), S. 199 ff.

<sup>43</sup> Ebd., S. 101 ff.; BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 324.

<sup>44</sup> Rumänisch: Cetatea Alba, heute: Belgorod-Dnjestrovskij.

<sup>45</sup> GANDER-WOLF, Chabag (wie Anm. 35), S. 104 f.

<sup>46</sup> Von dort soll bekanntlich der Markgraf von Baden den Chasselas in seine Heimat mitgenommen haben. Er hieß darum zunächst Viviser (vom Genfersee-Städtchen Vevey), ist aber heute im Markgräflerland (und ebenso in der Deutschschweiz) unter dem Namen Gutedel besser bekannt.

Die Weine aus Chabag und Umgebung genossen in Russland ein hohes Ansehen, besonders geschätzt waren die Dessertweine.<sup>47</sup> Die qualitätsvolle Weinproduktion und die Nachfrage ermöglichten einen Weinbau „mit modernen Methoden. Grosse Kelter- und Kelleranlagen wurden geschaffen, und solche brauchte man wirklich auch zur Bewältigung von manchen Rekorderten: auf einer Rebfläche von 800 ha erntete man in mehreren Jahren jeweils an die 4 Millionen Liter! Der Weinbau war nun zur russischen Zeit – also bis zur Angliederung an Rumänien 1918 – eine der Haupteinnahmequellen und brachte den darauf spezialisierten Familien beträchtlichen Wohlstand. Der Geldüberschuss ermöglichte manchem Bauer, der mehrere Söhne hatte, für den zweiten und dritten Sohn Land zu pachten oder zu kaufen, ohne dass er selbst teilen musste“.<sup>48</sup> Diese Entwicklung führte zur Gründung von mehreren Tochttersiedlungen, so am linken Dnjepr-Ufer die Kolonie Osnova und 60 km westlich von Cherson noch 1909 die Kolonie Neu-Chabag. Zudem siedelten Vereinzelte sogar auf der Krim.<sup>49</sup>

Ein beachtenswertes Detail zur Einnahmesituation ist noch zu bemerken: Die Chabager verdienten bis in die 1930er Jahre auch an einer vorhandenen lokalen Fremdenindustrie. In russischer Zeit wurden gerne Traubenkuren gemacht, in der rumänischen Zeit wurde ein Lungensanatorium betrieben, das auch Verdienst brachte. Nicht wenige Chabager besaßen übrigens am Schwarzen Meer ein Wochenendhäuschen. „Diesen Lebensstil würde man ja eigentlich bei Bauern – auch bei Weinbauern – nicht unbedingt erwarten.“<sup>50</sup>

## Sterben nach Ansage

Im Gegensatz zu Zürichthal und den östlich des Dnjestr gelegenen Tochttersiedlungen sowie den anderen Orten mit Menschen, die aus Chabag stammten, die nun alle im sowjetisch gewordenen Russland lagen, ging es den Bewohnern von Chabag nach dem Ersten Weltkrieg vergleichsweise gut, denn Bessarabien war 1918 an Rumänien gefallen. Als Mitglieder der Neuen Helvetischen Gesellschaft (NHG), einer Schweizer Kulturorganisation, 1930 nach Schaba reisten, waren diese zwar beeindruckt vom dortigen Leben, doch es blieb auch das starke Gefühl, dass die Kolonie sterben würde, da die Bolschewisten die Dnjestr-Grenze nie anerkannt hatten<sup>51</sup> und die Chabager von den russischen Märkten und auch von Odessa, ihrem Oberzentrum, abgeschnitten waren. Für die Dorfgemeinschaft problematisch wurde der bald nach Hitlers Machtergreifung spürbare völkische Aufbruch in der straff organisierten deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien. Zwiebracht kam zwischen Deutsch und Welsch auf und trübte auch das Vereinsleben, denn es gab ungefähr zwanzig Familien, die sich offen politisch zur deutschen Gruppe bekannten. „Leider hat die Eidgenossenschaft die Auslandschweizer, auch Chabag, zu lange ihrem Schicksal überlassen und sich nicht um ihre wirtschaftlichen und geistigen Belange und Werte gekümmert.“<sup>52</sup>

Was die Delegation der NHG vorausgesehen hatte, traf zehn Jahre später ein: 1940 musste Bessarabien als Folge eines Abkommens zwischen Stalin und Hitler von Rumänien an die Sow-

<sup>47</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 324.

<sup>48</sup> KÜNZIG, Zürichthal und Schaba (wie Anm. 21), S. 205.

<sup>49</sup> ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9), S. 35–38; DERS., Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 21 ff.

<sup>50</sup> GANDER-WOLF, Chabag (wie Anm. 35), S. 133–137.

<sup>51</sup> MANFRED EGGERMANN, Die Schweizerkolonien in Rumänien, Bukarest 1931, S. 161.

<sup>52</sup> ZEUGIN, Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 19 f.



jetunion zurückgegeben werden. Für die meisten Einwohner von Chabag hieß es daraufhin, Abschied von ihrer Wahlheimat zu nehmen. Die einen flüchteten nach Rumänien, von wo einigen die Weiterreise in die Schweiz gelang, während andere schon beim Schweizer Konsulat in Bukarest abgewimmelt und auf eine mehrjährige Odyssee durch Nazi-Deutschland geschickt wurden.<sup>53</sup>

## Unerwünschte Flüchtlinge

Neben den wenigen, die nicht flüchten wollten, nahmen indes sehr viele das den Bessarabiendeutschen gemachte Angebot einer Umsiedlung an, während die Schweiz untätig blieb und das „Das Boot ist voll-Motto“ auch gegen eigene Landsleute anzuwenden schien. In einem großen Flüchtlingstreck ging es ab dem 15. September 1940 gegen Westen. Der Umsiedlungsaktion der Deutschstämmigen konnten sich auch die Familien in den Tochttersiedlungen östlich des Dnjestr und am Dnjepr anschließen. „So unsympathisch und paradox es klingen mag: Dem politischen Fehlgriff der Umsiedlung der Deutschen mitten im Krieg ist es zu verdanken, dass ein Grossteil der Schwarzmeerdeutschen neben den Russland- und Bessarabien-Schweizern – Stohler, Singeisen, Jundt, Welsche etc. – vor der Bolschewisierung gerettet werden konnte.“<sup>54</sup> Allerdings erlitten auch einige junge wehrfähige Chabager Männer, die sich nicht sicher als Schweizer Staatsbürger ausweisen konnten, das Schicksal, in die Wehrmacht oder gar in die Waffen-SS eingezogen zu werden.

Der Plan des Reiches war es, die Rückkehrer vor allem im Warthegau und in Westpreußen anzusiedeln. Die Schweizerkolonisten äußerten aber die Bitte, zusammenzubleiben und weiterhin als Weinbauern tätig zu bleiben. Dieser Bitte wurde weitgehend entsprochen: Man führte sie in die Süd-Steiermark, wo ihnen die Höfe von zuvor vertriebenen slowenischen Bauern zugewiesen wurden. Dadurch wurden die Rückwanderer zu Besetzern! Mit derselben Tatsache konfrontiert waren übrigens auch einige Chabager Familien in Polen.

Im Bewusstsein, dass wohl das Beste eine Rückkehr in die Schweiz wäre, erkundigten sich die Flüchtlinge beim Schweizer Konsularagenten und erhielten den ernüchternden Bescheid: „In der Schweiz werden die Flüchtlinge ungern angenommen.“ So überrascht es nicht, dass im Februar 1943 27 Westschweizer Familien wieder nach Chabag zurückkehrten, nachdem Rumänien Bessarabien zurückerobert hatte. Aber als ein Jahr später die Russen zurückkehrten, ging es wieder auf die Flucht.<sup>55</sup>

Vor den Russen fliehen mussten im letzten Kriegsjahr auch die paar Chabager im Warthegau und erst am 5. Mai 1945 flüchteten die Chabager aus der Untersteiermark. Mit Fuhrwerken, mit der Eisenbahn und vor allem zu Fuß flohen sie vor den vorrückenden Russen und den Partisanen bis in den Raum Stuttgart. Einige wurden von den Russen sogar vorübergehend nach Ungarn gebracht und festgehalten.<sup>56</sup>

In der Folge trafen in der Schweiz Bittgesuche und Hilferufe aus Lagern in Deutschland, Österreich, Polen und der Sowjetunion ein. Bis 1947 dauerte die Einreise der Rückwanderer an,

<sup>53</sup> URS RAUBER, „Heim ins Reich“ geschickt, in: Beobachter, Heft 12 (10. August 2000), [www.beobachter.ch/burger-verwaltung/schweizer-fluechtlinge-heim-ins-reich-geschickt](http://www.beobachter.ch/burger-verwaltung/schweizer-fluechtlinge-heim-ins-reich-geschickt) (Stand: 09.02.2018).

<sup>54</sup> ZEUGIN, Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 34.

<sup>55</sup> Ebd., S. 39 f.

<sup>56</sup> Ebd., S. 41 f.

aber der letzte Rückkehrer, ein Chabager namens Anton Stohler, kam erst 1959 aus der Kriegsgefangenschaft aus Sibirien nach Pratteln (bei Basel) zurück.<sup>57</sup> Die Integration der Schwarzmeerschweizer war oft schwierig und es gab wiederholt Konflikte zwischen den Einheimischen und den Rückkehrern. Kirchen und Behörden wurden vor Aufgaben gestellt, die ihnen neu waren, aber schließlich gemeistert werden konnten.<sup>58</sup>

### ... und Chabag heute?

In seinem „Schlussbericht“ skizzierte Zeugin ein Dorf, wo nicht mehr viel an das einstige Kolonistendorf erinnert. Immerhin gab es noch immer drei welsche Familien. Alle Dorfbewohner waren nun Angehörige einer Sowchose und viele Kolonistenhäuser waren verschwunden, andere verwahrlost. Verschwunden war auch der Gottesacker und die Kirche diente nun als Kino. Einstige Chabager, die als Touristen ihr Dorf am Dnjestr besuchten, „konnten sich in den neuen Verhältnissen nicht mehr zurechtfinden, geschweige wieder heimisch werden“.<sup>59</sup>

Aber offenbar nicht alle: 1989 verließ Paul Thévenaz seine Stelle als Schweizer Postangestellter und wanderte nach Chabag aus. Er kannte das Dorf nur aus den Erzählungen seiner Eltern, denn als sie es 1944 verlassen mussten, war er erst einjährig. In Chabag heiratete er eine Einheimische und betätigte sich wie seine Vorfahren mit Rebbau.<sup>60</sup>

Nachdem bereits 1988 eine Gruppe Waadtländer, Nachkommen der Kolonisten, nach Chabag gereist und von den Lokalbehörden herzlich empfangen worden war, gab es im Herbst 2012 wieder eine große Reise. Gegebener Anlass war der 225. Geburtstag von Louis Samuel Vincent Tardent, dem Gründer der Kolonie. Diesmal waren neben einer Vertreterin der Waadtländer Regierung viele Nachkommen der ehemaligen Schweizer Kolonie und ein russischer Honorarkonsul sowie der ukrainische Botschafter in Bern angereist. Bei der Feier, wo auch russifizierte Nachkommen der Schweizer Kolonisten und der Schweizer Botschafter in Kiew anwesend waren, wurden Blumen auf dem symbolisch wieder hergerichteten Friedhof niedergelegt. Ein Thema waren auch die Renovation der Kirche und der Weinbau. Ein Georgier hat 2003 das Rebland der aufgelösten Kolchosa aufgekauft und zu einem modernen Weinbetrieb ausgebaut. Der Ertrag aus 1.100 ha bestockter Fläche geht auch in den Export. Zur großen Kellerei gehört außerdem ein Museum. Beim Rundgang entdeckt der Gast auch die historischen Gewölbekeller mit alten Fässern, in denen zwei große Schweizer Kolonistenfamilien früher ihren Wein ausgebaut hatten,<sup>61</sup> als sie als „Winzer des Zaren“ galten. Heute ist die Kellerei, die rund 1.000 Leute beschäftigt, der größte Weinproduzent der Ukraine, und das Museum als Erinnerungsstätte der Schweizer Kolonisten und ihres Wirkens trägt den Titel „Europäisches Kulturerbe“.<sup>62</sup>

---

<sup>57</sup> Ebd., S. 66.

<sup>58</sup> Ebd., S. 44 ff. Durch seinen Aufenthalt in Chabag im Jahre 1931 war Ernst Zeugin für die Rückkehrer ein wichtiger Mittelsmann, der vor allem im Verkehr mit Behörden und Amtsstellen oft mit Rat und Tat half.

<sup>59</sup> Ebd., S. 48 f.

<sup>60</sup> <https://lesobservateurs.ch/2012/04/24/ukraine-le-retour-a-la-cave-depart-du-vigneron-paul-thevenaz/> (Stand: 06.02.2018).

<sup>61</sup> [https://www.swissinfo.ch/ger/geschichte\\_zurueck-ins-land-der-schweizer-winzer-des-zaren/33511234](https://www.swissinfo.ch/ger/geschichte_zurueck-ins-land-der-schweizer-winzer-des-zaren/33511234) (Stand: 16.12.2016).

<sup>62</sup> <https://lesobservateurs.ch/2012/02/14/une-ancienne-colonie-suisse-leader-du-marche-du-vin-en-ukraine/> (Stand: 06.02.2018).

Noch eine Lese Frucht: Im September 2017 durfte bei Chicago Rodolphe Buxcel seinen 109. Geburtstag feiern. Der damals mutmaßlich weltweit älteste Schweizer ist noch im zaristischen Russland, in Chabag, geboren und nach der Flucht aus Bessarabien in die Neue Welt gelangt.<sup>63</sup> Mit seinem Entschluss, nicht in der Schweiz den Neuanfang zu planen, sondern den Sprung über den Atlantik zu wagen, war der Jubilar keineswegs allein gewesen. Dass er 1950 nach Uruguay reiste, um am Rio Negro Weinbau zu betreiben, hatte damals mit seiner Furcht zu tun, dass Stalin auch noch die Schweiz überfallen werde.

## Zum Schluss

Wie der Untertitel meines Beitrages angekündigt hat, blieb die Geschichte der Schweizer am Schwarzen Meer ohne Happy End. In der Schweiz selbst ist das Wissen über eine Emigration ins zaristische Russland kein Allgemeingut.<sup>64</sup> Erst recht fehlt die Kenntnis über Bauern, die am Schwarzen Meer auch den Ruf als Winzer des Zaren hatten, aber ihr ganzes Werk, Hab und Gut durch Revolution und Krieg verloren haben. Bei aller Marginalität dieser Schweizer Auswanderungen in den Osten lohnt es sich, von ihnen Kenntnis zu nehmen. Sie sind nämlich ein Beispiel für eine Kontinentalmigration, die in einem Zeitraum (erste Hälfte 19. Jh.) erfolgte, als viele Schweizer nach Übersee emigrierten. Obwohl die Geschichte der beiden Schweizer Landwirtschaftskolonien am Schwarzen Meer nach jeweils gut hundert Jahren brutal endete, darf dies nicht den Blick auf die langen Jahrzehnte verstellen, in denen Menschen oft ganz verschiedener Herkunft eine friedliche Gemeinschaft gebildet hatten.

## Nachschrift

In der Ausgabe vom 19. September 2018 der Regionalzeitung „Basellandschaftliche Zeitung“ erfuhr die Leserschaft vom Tod der letzten Zeitzeugin von Schabo: Hochbetagt war im Altersheim von Pratteln Frau Elvira Wolf-Stohler nach einem wahrhaft reichen und erlebnisreichen Leben verstorben.

Geboren wurde sie am 20. Januar 1920 in Schabo als direkte Ur-Ahnin von Hans Martin Stohler, der 1804 mit seiner Familie aus Pratteln nach Bessarabien ausgewandert war.<sup>65</sup> Sie teilte im Zweiten Weltkrieg das Schicksal der meisten Bessarabien-Schweizer und -Deutschen: Vor der anrückenden Roten Armee zog sie im Flüchtlingstreck nach Westen und ließ sich zunächst im Sudetenland nieder. Als die Rotarmisten nahten, ging die Flucht weiter nach Österreich, dann nach Posen. Dort heiratete sie 1944 den Agro-Ingenieur Albert Wolf, den sie von Bessarabien her gekannt hatte. Über Berlin gelang dank den US-Amerikanern die Flucht in ein Flüchtlingslager nach Belgien. Nach dem Krieg reiste das Ehepaar Wolf-Stohler in die Schweizer Heimat, die sie vorher nie gesehen hatten und wo sie wie viele andere einem Misstrauen begegneten, da sie

<sup>63</sup> [https://www.swissinfo.ch/ger/wirtschaft/was-fuer-ein-leben-\\_auslandsschweizer-feiert-seinen-109-geburtstag/43496108](https://www.swissinfo.ch/ger/wirtschaft/was-fuer-ein-leben-_auslandsschweizer-feiert-seinen-109-geburtstag/43496108) (Stand: 10.02.2018).

<sup>64</sup> Daran hat auch die Tatsache nichts geändert, dass in den letzten Jahrzehnten eine beachtliche Anzahl Forschungsarbeiten über die Migration nach Russland geschrieben worden sind.

<sup>65</sup> Vgl. S. 52.

aus einem Land gekommen waren, das in den Jahren des Kalten Krieges keinen guten Ruf hatte. Zudem sprachen sie mit ihrem „Schabner-Deutsch“ oder „Neu-Schwäbisch“ einen fremdartigen Dialekt. Am 17. August 2018 verstummte die letzte Pratteln-Schabnerin, die ihren Dialekt auch in zahlreichen Gedichten festgehalten hat.<sup>66</sup>

---

<sup>66</sup> <https://www.baselandschaftlichezeitung.ch/basel/baselbiet/von-pratteln-nach-bessarabien-und-zurueck-das-leben-als-fremde-in-der-alten-heimat-133164355> (Stand: 28.06.2019; ebd. auch ein filmisches Ego-Dokument von 23:34 min. Dauer).

# Deutsche Hausangestellte in der Schweiz (1920–1965)

Andrea Althaus

„Um mich herum haben alle geweint, aber ich nicht, ich habe mich nur gefreut!“<sup>1</sup> Noch heute lacht Agnes Hauser vor Freude, wenn sie von ihrer Abreise in die Schweiz erzählt. 1954 verließ sie ihr Elternhaus in Südbaden, um als Hausangestellte in Basel ihr Glück zu machen, wie es zeitgenössisch hieß. Der sprichwörtliche Rat „Mädchen, geh in die Schweiz und mach dein Glück!“ fand um 1900 Eingang in die Alltagssprache.<sup>2</sup> Er bezieht sich auf (süd-)deutsche Frauen wie Agnes Hauser, die in die Schweiz gingen, um dort als ‚Dienstmädchen‘ zu arbeiten. Allein die Tatsache, dass sich die Migration deutscher Frauen in schweizerische Haushalte in einer Redewendung verdichtet hat, lässt darauf schließen, dass es nicht nur einzelne Frauen waren, die an dieser Migrationsbewegung teilnahmen. In der Tat stammte vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis weit in die 1960er Jahre hinein ein Großteil der Hausangestellten in der Schweiz ursprünglich aus Deutschland oder Österreich. 1930 kamen etwa 29 Prozent der insgesamt 110.600 Hausangestellten aus dem Ausland, 1960 waren von den 81.600 Hausangestellten sogar 36 Prozent Ausländerinnen. Der Anteil der Deutschen und Österreicherinnen an den ausländischen Hausangestellten betrug 1930 über 80 Prozent. 1960 hatte sich ihr Anteil zwar verringert, lag jedoch immer noch bei 56 Prozent.<sup>3</sup> Abgesehen von den Kriegsjahren kamen im Untersuchungszeitraum jährlich etwa 30.000 Deutsche und Österreicherinnen als ‚Dienstmädchen‘ in die Schweiz.<sup>4</sup>

Doch wer verbirgt sich hinter diesen Zahlen? Welche Geschichten, Schicksale, Träume und Hoffnungen sind damit verknüpft? Und wie kam es überhaupt dazu, dass so viele Deutsche in der Schweiz putzten, kochten, servierten, auf Kinder aufpassten und Alte versorgten? Wie wurden sie von den Schweizer\_innen wahrgenommen und behandelt? Bei der Beantwortung dieser Fragen wird uns Agnes Hauser als Protagonistin durch diesen Aufsatz begleiten. Ihre Geschichte steht jedoch nicht exemplarisch für alle Schweizgängerinnen. Anhand ihrer Erzählungen soll vielmehr herausgearbeitet werden, welche Erfahrungen sie mit vielen anderen teilt und in welchen Punkten sie sich von anderen unterscheidet. Als Vergleichsgrundlage dienen die lebensgeschichtlichen Erzählungen von 78 weiteren Frauen, die ich in meiner Dissertation systematisch ausgewertet habe.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Privatarchiv (PAA), ANDREA ALTHAUS, Interview mit Agnes Hauser, 24.09.2011, 02:10:41.

<sup>2</sup> Vgl. REGULA BOCHSLER / SABINE GISIGER, Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989, S. 375.

<sup>3</sup> Vgl. ANDREA ALTHAUS, Vom Glück in der Schweiz? Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920–1965), Frankfurt/New York 2017, S. 11, 64, 67. Die Zahlen basieren auf Statistiken der Schweizerischen Volkszählung 1930–1960 sowie Erhebungen der Eidgenössischen Fremdenpolizei aus dem Jahr 1960.

<sup>4</sup> Vgl. ebd. Die Frauen, die als „Dienstmädchen“ im Gastgewerbe tätig waren, sind hier mitgerechnet. Es handelt sich bei der Zahl um einen Schätzwert. Aufgrund von lückenhaften und uneinheitlichen Statistiken ist die Gesamtzahl der „Schweizgängerinnen“ im Untersuchungszeitraum nicht exakt zu bestimmen.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 17–19, 149–158. Mein Sample besteht aus 79 Frauen aus ganz Deutschland und Österreich, die zwischen 1879 und 1944 geboren wurden. Sie stammen aus unterschiedlichen sozialen Schichten (vom Verdingkind bis zur Fabrikantentochter) und gingen zwischen 1899 und 1969 als Hausangestellte in die Schweiz.

## Kinderarbeit und verhinderte Bildung: Biografische Erfahrungen vor der Migration

Agnes Hauser wurde im Dezember 1935 in einem kleinen Dorf in der Ortenau geboren. Ihre Eltern betrieben eine Selbstversorger-Landwirtschaft. Der Vater war nebenher noch als Schlosser tätig, die Mutter verdiente als Landarbeiterin bei einem Großbauern etwas dazu. Agnes Hauser und ihre zwei jüngeren Schwestern wurden schon früh zur Mitarbeit auf dem elterlichen Hof herangezogen. Im Interview, das ich im Sommer 2012 mit ihr führte, hebt sie das große Arbeitsethos ihrer Eltern und der bäuerlich geprägten Dorfgemeinschaft hervor:

„Die Schule ist fast nebenher gelaufen. Die Hauptsache war das Arbeiten. Wir hatten Heuferien, Kartoffelferien, Ernteferien, damit wir zu Hause helfen konnten. Ein paar [Schulkollegen] hatten keine Landwirtschaft, die konnten immer baden gehen und wir haben natürlich immer gejamert. Und dann hat es geheißen, ja, wenn die Kartoffeln drin sind, wenn das Heu oben ist, dann kannst du gehen.“<sup>6</sup>



Abb. 1: Agnes Hauser am Rhein, um 1954.

Die Erfahrung, dass die Eltern der Mitarbeit der Kinder mehr Gewicht verliehen als der schulischen Bildung, teilen fast alle der von mir befragten Frauen, die auf einem Bauernhof aufgewachsen sind.<sup>7</sup> Insbesondere bei den Personen, die in kleinbäuerliche Verhältnisse hineingeboren wurden, war die Kindheit von schwerer Arbeit im Haus und auf den Feldern geprägt, die zulasten der Schul- oder Berufsausbildung ging. Es handelt sich dabei um eine milieuspezifische und – vor der Industrialisierung der Landwirtschaft – auch um eine generationenübergreifende Erfahrung. Ilse Hiss, die 1909 im südbadischen Köndringen als eines von neun Kindern in eine Bauernfamilie hineingeboren wurde, schreibt in ihren lebensgeschichtlichen Erinnerungen: „Von früher Jugend musste ich mit ins Feld. Mein Vater war sehr streng, nur immer arbeiten [...]. Ende der Schuljahre [...] tat [es] mir

---

16 der 79 Erzählerinnen blieben für immer in der Schweiz. Rund die Hälfte der Erzählerinnen (41 Personen) berichteten in einem lebensgeschichtlichen Interview von ihren Erfahrungen in der Schweiz. Von der anderen Hälfte (38 Personen) liegen schriftliche Aufzeichnungen vor – 30 Frauen schrieben ihre Erinnerungen extra für meine Studie nieder, die restlichen acht Lebensberichte stammen aus (Privat-)Archiven.

<sup>6</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:27:18.

<sup>7</sup> Insgesamt stammt ein Drittel der 79 Erzählerinnen meines Samples aus bäuerlichen Verhältnissen. Etwa die Hälfte der Bauerntöchter kommt von mittleren oder großen Landwirtschaftsbetrieben, die andere Hälfte wuchs in häufig ärmlichen klein- oder kleinstbäuerlichen Verhältnissen auf.

leid, dass ich nicht mehr in die Schule durfte. [...] Ich war auch nach der Schule zuhause und musste mit ins Feld.“<sup>8</sup>

Wie Ilse Hiss durfte auch die um 20 Jahre jüngere Agnes Hauser keine weiterführende Schule besuchen. Nach der Volksschule schickten ihre Eltern sie mit 14 Jahren in eine Tabakfabrik, damit sie einen Beitrag zum Familieneinkommen leiste – da halfen auch die Interventionen des Lehrers wenig: „Mein Lehrer sagte meinem Vater immer wieder, er solle mich in eine Schule schicken, also mindestens in die Handelsschule. Hat's geheißt: ‚Wir brauchen das Geld‘. Ich habe jeden Rappen abgegeben zu Hause, den ich verdient habe.“<sup>9</sup> Von unerfüllten Berufswünschen, zerstörten Weiterbildungsträumen und unfreiwillig abgebrochenen Schullaufbahnen berichten zahlreiche weitere Erzählerinnen meines Samples. Neben der sozialen Herkunft, wie im Fall von Agnes Hauser, werden die Geschlechtszugehörigkeit oder die Folgen des Zweiten Weltkriegs als weitere Faktoren einer verhinderten Bildung ins Feld geführt. So schreibt etwa die Leipzigerin Ilse Ziegler (Jg. 1934) – Tochter eines kaufmännischen Angestellten und einer Hausfrau – in ihrer Lebensgeschichte: „Ich besuchte [...] nur drei Jahre das Gymnasium, weil mein Vater nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft der Meinung war, dass ein Mädchen kein Abitur braucht. [...] Ich sollte kochen und putzen lernen.“<sup>10</sup> Auch Selma Schwarz, die bei einer reichen Tante in der Steiermark aufgewachsen war, musste nach der Schule putzen gehen, obwohl sie die Aufnahmeprüfung für die Ausbildung zur Kinderkrankenschwester bestanden hatte. Als Grund dafür nennt sie nicht ihr Geschlecht, sondern das Kriegsende: „Im Mai 1945 war dann das Kriegsende mit all seinen schrecklichen Ereignissen [...]. Mit meiner Ausbildung war es vorbei. Ich habe verschiedene Arbeiten angenommen. Meistens Putzarbeiten.“<sup>11</sup>

Sei es aufgrund der sozialen Herkunft, der Geschlechtszugehörigkeit oder des Krieges, die ge- oder zerstörten Bildungswege und -pläne resultierten für zahlreiche Erzählerinnen nach der obligatorischen Schulzeit in unbefriedigenden Arbeitsverhältnissen. So auch für Agnes Hauser. Vier Jahre lang drehte sie als „Wickelmacherin“ im Akkord Zigarren in der Tabakfabrik. Keine einzige Stunde sei sie dort glücklich gewesen. Um dieser Situation zu entfliehen, habe sie sich entschieden, als Hausangestellte in die Schweiz zu gehen. Sie wusste von ihrer Cousine, die bereits in Basel „in Stellung“ war, dass die Schweizer Hausfrauen händeringend nach ‚Dienstmädchen‘ suchten.<sup>12</sup>

## „Mädchen gesucht!“ Arbeitsmarkt und Stellenvermittlung im Privathaushalt

Tatsächlich herrschte in der Schweiz im Untersuchungszeitraum ein großer und chronischer Personalmangel im Hausdienst. Die Zahl der Stellenangebote überzog bei weitem die Zahl der Bewerberinnen.<sup>13</sup> Da der hohe Bedarf an Hausangestellten nicht mit Schweizerinnen gedeckt

<sup>8</sup> PAA, ILSE HISS (Alias), Mein Lebenslauf, o. D. [um 1990], S. 1–4.

<sup>9</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:12:26.

<sup>10</sup> PAA, ILSE ZIEGLER (Alias), Lebensbeschreibung, 2011, S. 1.

<sup>11</sup> PAA, SELMA SCHWARZ (Alias), Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen, 2012, S. 4.

<sup>12</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:01:00 und 00:56:12.

<sup>13</sup> Vgl. ALTHAUS, Vom Glück (wie Anm. 3), S. 10, 147 f., 407. Beim Hausangestelltenmangel handelt es sich nicht nur um ein schweizerisches Phänomen. Auch in Deutschland, Holland oder England mangelte es im 20. Jahrhundert an Hausangestellten. Vgl. RAFFAELLA SARTI, Domestic Service. Past and Present in Southern

werden konnte, waren Arbeitgeber\_innen stark auf ausländische Arbeitnehmerinnen angewiesen. Die Ausländerinnen – insbesondere die Deutschen – wurden gar bevorzugt eingestellt, denn diese galten als besonders fleißig und genügsam in Bezug auf Lohn, Essen und Unterkunft, wie etwa Maria Oechslin vom Arbeitsamt Schaffhausen 1944 während einer Konferenz von Hausdienstexpertinnen festhält:

„Trotzdem sie [Ausländerinnen/Deutsche] im allgemeinen tüchtige Arbeitskräfte waren, arbeiteten sie zu verhältnismässig kleinen Löhnen. Sie achteten nicht besonders darauf, dass ihnen eine geregelte Freizeit gewährt wurde. [...] Vor allem aber lag ihnen ein gewisses ‚Dienern‘ nicht ‚Dienen‘ im Blut, d.h. sie waren bewusst und gewollt die ‚Knechte‘ und die ‚Mägde‘ im Dienste der ‚Herrschaft‘. Ansprüche in Bezug auf Familienanschluss, gleiches Essen, gutes, geheiztes Zimmer usw. machten sie kaum. [...] Dass diese ausländischen Hausangestellten beliebt waren, ist begreiflich, denn sie waren tüchtig und anspruchslos.“<sup>14</sup>

Die Wahl der Vergangenheitsform zeigt an, dass während des Krieges die Zahl der deutschen Hausangestellten in der Schweiz massiv zurückgegangen ist. 1938 hatte die nationalsozialistische Regierung in Berlin die deutschen ‚Dienstmädchen‘ zurück „ins Reich“ gerufen, was den Hausangestelltenmangel in der Schweiz verschärfte. Während die Hausfrauen den fleißigen Deutschen nachtrauerten, sahen Hausdienstexpertinnen und Politiker im Rückgang der Ausländerinnen eine Chance, die „Überfremdung des Hausdienstes“ zu stoppen.<sup>15</sup> Noch vor Kriegsende entbrannte in der Schweiz eine kontroverse Debatte darüber, ob die Einreise deutscher Hausangestellter nach einer zu erwartenden Grenzöffnung befördert oder unterbunden werden sollte<sup>16</sup> – im Kontext dieser Kontroverse ist auch das Statement von Maria Oechslin zu lesen.

Schweizer Hausfrauen scheuten jedoch – sowohl vor als auch nach dem Krieg – keine Mühe, ein „tüchtiges und anspruchsloses Mädchen“ jenseits der Landesgrenzen zu finden. Sie inserierten in deutschen Zeitungen (vgl. Abb. 2) oder unternahmen Rekrutierungsfahrten ins nahe Ausland. Einige Erzählerinnen meines Samples berichten davon, dass sie zuvor in der Landwirtschaft oder im Verkauf tätig gewesen seien und direkt vom Feld oder der Ladentheke weg angeworben wurden.<sup>17</sup> Arbeitgeber\_innen wandten sich auch mit Bittschreiben an die Schweizer Behörden. So

---

and Northern Europe, in: *Gender & History*, 18/2 (2006), S. 222–245; MAREIKE WITKOWSKI, Ein Relikt des 19. Jahrhunderts? Hausgehilfinnen von 1918 bis in die 1960er Jahre, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 54 (2014), S. 147–168; BARBARA HENKES, Heimat in Holland. Deutsche Dienstmädchen 1920–1950, Straelen 1998; TRAUDE BOLLAUFG, Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39, Wien 2011.

<sup>14</sup> Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS) PA 772 A1, MARIA OECHSLIN, Der Einfluss des Mangels an Hausangestellten auf die Arbeitsverhältnisse im Hausdienst. Vortrag gehalten an der Generalversammlung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst in Bern am 24.02.1944, S. 1. Vgl. auch Hausdienstfragen, hg. von der SCHWEIZERISCHEN ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DEN HAUSDIENT, Zürich 1946, S. 231–232; A.H-T (Schweizer Hausfrau), Leserbrief zur Artikelserie „Zur Dienstbotenfrage“, in: *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*, 13.03.1940. Das Bild der unterwürfigen deutschen Hausangestellten manifestierte sich auch in literarischen Darstellungen: KURT GUGGENHEIM, *Alles in Allem*, Roman, Zürich 1957, S. 10–11.

<sup>15</sup> Vgl. ALTHAUS, Vom Glück (wie Anm. 3), S. 82–90.

<sup>16</sup> Vgl. ebd., S. 97–106.

<sup>17</sup> Vgl. etwa PAA, ROMANA SIEBERT (Alias), *Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen*, 2011, S. 1. Die Rekrutierungsfahrten hinterließen auch Spuren in Archivakten, zum Beispiel im Beschwerdeschreiben einer Frau Hermann aus Munster (Elsass) an den Schweizer Konsul in Mulhouse, die sich darüber empörte, dass Schweizer Hausfrauen ohne Rücksicht auf die Elsässer (Haus-)Wirtschaft alle jungen Arbeitskräfte abwerben würden:



schreibt etwa ein Bauer aus Olten im November 1945 an die Eidgenössische Fremdenpolizei, die für die Ausstellung von Einreise- und Aufenthaltserlaubnissen zuständig war:

„Wie Ihnen bekannt sein dürfte, hat die Schweiz grossen Mangel an weiblichen Dienstboten [...]. Mein Bruder [...] beauftragt mich, Sie höfl. anzufragen, ob dies der Tatsache entspreche, dass deutsche *weibliche* Dienstboten zur Mithilfe im Haushalt sowie für Landarbeiten gegenwärtig zur Verfügung stehen hier in der Schweiz. Wenn dies zutrifft, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich mit meinem Bruder diesbezüglich in Verbindung setzen würden. [...] Falls Sie auch Österreicherinnen zur Verfügung hätten, wäre dies [...] auch angenehm [Herv. i.O.]“<sup>18</sup>

Solche Anfragen, die zuhauf bei den Behörden eintrafen,<sup>19</sup> beantwortete die Fremdenpolizei standardmäßig mit dem Hinweis, dass die Arbeitgeber\_innen selber dafür zuständig seien, eine geeignete Arbeitskraft zu finden. Eine offizielle, staatliche Anwerbung und Vermittlung gab es im Bereich der häuslichen Dienste im gesamten Untersuchungszeitraum

nicht. Von großer Bedeutung waren deshalb die privaten Netzwerke. Hatten Hausfrauen bereits einmal eine Deutsche beschäftigt, nutzten sie diesen Kontakt häufig dazu, um in deren Freundinnen- und Bekanntenkreis eine Angestellte zu suchen. 1955 schrieb etwa eine Frau Kropf aus dem aargauischen Fislisbach an die Tochter einer ehemaligen Angestellten: „Und nun gelange ich mit einer grossen Bitte an Sie: wüssten Sie mir eine nette [Haus-]Tochter, nicht unter 20 Jahren für den Haushalt meiner Tochter? Unsere langjährige Angestellte heiratet auf Ostern und nun suchen wir eine neue Hilfe.“<sup>20</sup>

Auch die auswanderungsfreudigen Deutschen nutzten ihre persönlichen Kontakte, um eine Stelle in der Schweiz zu bekommen. So bat etwa Agnes Hauser ihre Cousine in Basel darum, ihr

**Gesucht**  
in gutes Privathaus  
treues, fleißiges  
**Mädchen**  
in Haushalt u. Garten  
bewandert. Kochen wird  
event. angelernt. Fa-  
miliäre Behandlung.  
Anfragen mit Zeugnis-  
beigaben u. Photogra-  
phie an  
Frau Postverwalter  
**Rüsch,**  
**Winterthur-Töb**  
**Schweiz.**

Abb. 2: Stellenanzeige im Donaueschinger Tagblatt, 09.06.1930.

Schweizerisches Bundesarchiv (CH BAR) E4300B#1000/846#248\*, H. HERMANN, Brief an das Schweizerische Konsulat in Mulhouse, Munster 24.01.1947.

<sup>18</sup> CH BAR E4300B#1000/846#301\*, J.W., Brief an die Eidgenössische Fremdenpolizei, Olten 5.11.1945.

<sup>19</sup> Vgl. auch ein weiteres Dossier zur Zulassung ausländischer Arbeitskräfte 1945: CH BAR E4300B#1000/846#300\*.

<sup>20</sup> PAA, L. KROPF, Brief an Frau Arnold (Alias), Fislisbach 02.12.1955. Sehr ähnlich: PAA, ANNEMARIE BLARER-BÖSCH, Briefe an Maria Theresia Trenkle, Basel 1962–1963.

eine Stelle zu suchen – was diese innert kürzester Zeit erfolgreich erledigte.<sup>21</sup> In meinem Sample fand mehr als ein Drittel der Erzählerinnen (29 von 79 Personen) ihre Stelle in der Schweiz über eine Freundin oder eine Verwandte. Eine „zündete“ die andere an, wie eine Interviewpartnerin das in der Migrationsforschung als Kettenmigration bekannte Phänomen umschreibt.<sup>22</sup> Über die Beziehungen zwischen den Schweizgängerinnen wurde ein Informations- und Hilfsnetzwerk aufgebaut, das die Wanderungsbewegung über einen langen Zeitraum hinweg aufrechterhielt. Der Migrationshistoriker Dirk Hoerder spricht in dem Zusammenhang von einer „self-generating migration“: einer Migration, die sich aus sich selbst heraus speist.<sup>23</sup>

## Beweggründe und soziale Herkunft der Schweizgängerinnen

Die vielen offenen Stellen in der Schweiz öffneten einen Möglichkeitsraum, in dem deutsche Frauen ein Migrationsvorhaben verwirklichen konnten. Ihre Beweggründe waren mannigfaltig: Einige waren auf der Suche nach Arbeit, andere wollten Neues kennenlernen, sich weiterbilden, ihr „Fernweh“ stillen oder ein Abenteuer erleben.<sup>24</sup> Viele wollten „einfach fort“, wie es eine Interviewpartnerin auf den Punkt bringt: „Geld war so nebensächlich, fort war unser Ding, fort, einfach fort!“<sup>25</sup> Auch Agnes Hauser wollte fort: fort von den strengen Eltern, fort aus der Provinz und vor allem fort von dem unliebsamen Arbeitsverhältnis in der Tabakfabrik. Agnes Hauser betont im Interview mehrfach, dass das In-die-Schweiz-Gehen die einzige Möglichkeit gewesen sei, um „hinauszukommen“ – eine Chance, die auch viele andere nutzten:

„Das war halt einfach die einzige Gelegenheit, um aus dem Dorf hinauszukommen, man konnte in die Schweiz in einen Haushalt oder ein Restaurant arbeiten gehen. Das war die einzige Möglichkeit und die haben einige von uns genutzt. Wir waren gleich mehrere aus meiner Schulklasse, die hier [in der Schweiz] waren.“<sup>26</sup>

Aus dem Zitat von Agnes Hauser wird deutlich, dass ihre Migrationsmotivation vor allem darin bestand, wegzugehen – egal wohin. Die Schweiz als Land spielt dabei keine große Rolle. Auf meine Nachfrage, ob sie bestimmte Vorstellungen von der Schweiz gehabt habe, antwortete Hauser: „Nein, ich hatte keine Vorstellungen, gar keine.“<sup>27</sup> Damit ist sie nicht allein. Die meisten Erzählerinnen meines Samples geben an, dass die Schweiz mit ihrer Migrationsentscheidung wenig zu tun hatte – außer, dass es die einzige oder zumindest die einfachste Möglichkeit gewesen sei, um fortgehen zu können.<sup>28</sup> Einige Interviewpartnerinnen berichteten, dass sie lieber nach

<sup>21</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:01:00 und 00:56:12.

<sup>22</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Ilse Reber (Alias), 07.02.2012, 00:07:05.

<sup>23</sup> DIRK HOERDER, Arbeitswanderung und Arbeiterbewußtsein im atlantischen Wirtschaftsraum. Forschungsansätze und -hypothesen, in: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1988), S. 391–425, hier: S. 400.

<sup>24</sup> Vgl. ALTHAUS, Vom Glück (wie Anm. 3), S. 200–217.

<sup>25</sup> PAA, SEVERIN WÖSSMER, Interview mit Emma Miescher (Alias), 27.01.2012, 00:19:14.

<sup>26</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:12:26. Dass halbe Familien und ganze Dörfer, schlicht „alle“ jungen Frauen in die Schweiz arbeiten gegangen seien, wird auch in anderen Interviews hervorgehoben. Vgl. etwa: PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Elsa Zeller (Alias), 25.11.2011, 03:05:16.

<sup>27</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 01:55:09.

<sup>28</sup> ALTHAUS, Vom Glück (wie Anm. 3), S. 218–223.

Amerika gegangen wären. Das habe aber ihr familiäres Umfeld nicht zugelassen.<sup>29</sup> Im Gegensatz zu einer Auswanderung nach Übersee wurde die Migration in einen geschützten Schweizer Privathaushalt von den Familien eher gutgeheißen. Die meisten Schweizgängerinnen waren nämlich zum Zeitpunkt ihrer Migration noch sehr jung, zwei Drittel sogar noch minderjährig.<sup>30</sup>

Agnes Hauser war 18 Jahre alt, als sie sich 1954 aufmachte, ihr Elternhaus in Richtung Schweiz zu verlassen. Sie war nicht nur jung, sondern auch ledig und stammte aus ärmlichen und ländlichen Verhältnissen. In mehrfacher Hinsicht entspricht sie der idealtypischen Vorstellung eines ‚Dienstmädchens‘. Eine Vorstellung, die die Historikerinnen Regula Bochsler und Sabine Gisiger auch für die Hausangestellten der Schweiz im 20. Jahrhundert formuliert haben:

„Ob in der Schweiz oder im Ausland, fast alle Dienstmädchen waren auf dem Land in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Ihre Väter bewirtschafteten kleine Bauerngüter oder arbeiteten als kleine Handwerker, oft gingen sie mehr als einem Broterwerb nach, um die Familie über Wasser zu halten. Entsprechend der finanziellen Situation mussten die Töchter – wie alle Familienangehörigen – in irgendeiner Form arbeiten.“<sup>31</sup>

Was im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts für „fast alle Dienstmädchen“ seine Gültigkeit gehabt haben mag, übertrugen Bochsler und Gisiger hier etwas vorschnell auf die Situation nach dem Ersten Weltkrieg. Insbesondere bei den zugewanderten Frauen ist das Soziogramm aber ein vielfältigeres. Auch wenn mein Sample von 79 Erzählerinnen keine statistische Repräsentativität beanspruchen kann, kann der Deutung von Bochsler und Gisiger widersprochen werden. Fast jede dritte Erzählerin meines Samples (24 von 79) stammt aus einem mittelständischen Milieu. Ihre Eltern führten Handwerks-, Handels- oder Gewerbebetriebe, arbeiteten als höhere Beamte in der öffentlichen Verwaltung, bei der Polizei, im Schuldienst oder als leitende Angestellte in der Privatwirtschaft. Ihre Väter hatten teilweise studiert (z. B. Architektur, Ingenieurwissenschaften) und ihre Mütter meist einen Beruf gelernt (z. B. Lehrerin, Krankenschwester). In meinem Sample findet sich mit einer Hamburger Fabrikantentochter sogar eine Frau aus großbürgerlichem Haus. Zudem kamen nicht alle vom Land. Immerhin 30 Prozent der Erzählerinnen (25 Personen) wuchsen in städtischen Gebieten auf. Ein Viertel der Frauen meines Samples konnten eine Berufslehre absolvieren (v. a. als Schneiderin oder Verkäuferin). Elf erwarben auf einer weiterführenden Schule einen Berufsabschluss (Fachschule für Krankenpflege, Handels-, Modefach- oder Schauspielschule, Lehrerinnen- und Kindergärtnerinnenseminar). Zwei Frauen machten Abitur und eine schloss an einer Kunsthochschule ein Studium der Innenarchitektur ab.

Wie erklärt sich – verglichen mit anderen Studien zu ‚Dienstmädchen‘<sup>32</sup> – dieser relativ hohe Anteil an Frauen aus zwar häufig ‚einfachen‘, jedoch nicht unmittelbar prekären sozialen Verhältnissen? Weil die Schweiz „in aller Munde“ war, wie es eine Interviewpartnerin treffend

<sup>29</sup> Vgl. etwa PAA, RICHARD HERMANOWSKI, Interview mit Gabriele Ertel (Alias), 21.01.2012, 00:31:43 oder PAA, ZLATKO VALENTIC, Interview mit Elfriede Kammerer (Alias), 23.01.2012, 00:01:02.

<sup>30</sup> 95 Prozent der 79 Erzählerinnen waren bei ihrer Ersteinreise in die Schweiz zwischen 15 und 24 Jahre alt. Zwei Drittel (53 Frauen) waren sogar noch minderjährig. Die Volljährigkeit wurde in Deutschland bis 1975 erst mit 21 Jahren erreicht. Vgl. ALTHAUS, Vom Glück (wie Anm. 3), S. 158.

<sup>31</sup> BOCHSLER/GISIGER, Städtische Hausangestellte (wie Anm. 2), S. 18.

<sup>32</sup> Vgl. etwa: DOROTHEE WIERLING, Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin 1987.

ausdrückt,<sup>33</sup> wurde das In-die-Schweiz-Gehen zu einer Art Massenbewegung. Nicht nur Bauerntöchter wie Agnes Hauser nutzten die vielen offenen Stellen in der Schweiz als Möglichkeit, um von zu Hause fortzukommen. Auch wenn sie in ihren Herkunftsregionen einen Beruf gelernt hatten, stand ihnen aber – aufgrund von fremdenpolizeilichen Bestimmungen – in der Schweiz nur die Arbeit als ‚Dienstmädchen‘ offen.

## Die Entwicklung der schweizerischen Migrationspolitik nach dem Ersten Weltkrieg

Einreise- und Aufenthaltsbewilligungen wurden ausschließlich für Berufe ausgestellt, in denen ein großer Personalmangel herrschte. An weiblichen Beschäftigten mangelte es im gesamten Untersuchungszeitraum insbesondere im Hausdienst und in den unqualifizierten Berufen des Gastgewerbes (z.B. Küchen- oder Zimmermädchen), ferner auch in der Textilindustrie. Bewilligungen wurden deshalb ausschließlich für diese Berufe erteilt. Um zu verhindern, dass die zugewanderten Frauen nach ihrer Einreise in andere oder ‚bessere‘ Berufe wechselten, wurde ein Berufs- und Stellenwechselverbot über sie verhängt. Das heißt, sie durften ohne fremdenpolizeiliche Bewilligung weder die Stelle noch den Beruf wechseln. Ein Verstoß dagegen wurde mit der Ausweisung aus der Schweiz bestraft.<sup>34</sup>

Das Zusammendenken von Einwanderung und Arbeitsmarkt taucht in der Schweiz erstmals während des Ersten Weltkriegs auf. Hatte bis 1914 noch die Personenfreizügigkeit gegolten, durfte nach 1917 nur mehr einreisen, wer „beruflich erwünscht“ war, das heißt, wer Schweizerinnen und Schweizern auf dem Arbeitsmarkt keine Konkurrenz machte.<sup>35</sup> Hintergrund dieser migrationspolitischen Kehrtwende waren die wirtschaftlichen Krisen der Kriegs- und Zwischenkriegszeit, die sich in einer hohen Arbeitslosigkeit und großer sozialer Not äußerten.<sup>36</sup> Der ‚Schutz des einheimischen Arbeitsmarktes‘ wurde ab 1917 zum obersten handlungsleitenden Motiv der schweizerischen Migrationspolitik, die sich in diesem Zeitraum überhaupt erst als eigenes Politikfeld etablierte.<sup>37</sup> 1931 wurde mit dem *Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern (ANAG)* das erste ‚Ausländergesetz‘ in der Schweiz verabschiedet. Laut Artikel 16

<sup>33</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Gerlinde Fellner, 19.09.2011, 00:26:15 und 02:34:50.

<sup>34</sup> Das Berufs- und Stellenwechselverbot wurde streng überwacht und scharf geahndet. Vgl. ANDREA ALTHAUS, Berufs- und Stellenwechsel verboten! Fremdenpolizeiliche Bestimmungen und die Erfahrungen einer deutschen Arbeitsmigrantin in Basel um 1950, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 117 (2017), S. 115–124.

<sup>35</sup> Vgl. URIEL GAST, Von der Kontrolle zur Abwehr. Die eidgenössische Fremdenpolizei im Spannungsfeld von Politik und Wirtschaft 1915–1933, Zürich 1997, S. 113–120.

<sup>36</sup> Der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Ausländeranteil wurde zeitgenössisch prominent im Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft hervorgehoben: F. ACKERMANN, Arbeitslosigkeit, in: Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft, Bern 1939, S. 73–83. Zur Verarmung breiter Bevölkerungsschichten während des Ersten Weltkriegs in Basel und der Schweiz vgl. JOSEF MOOSER, Konflikt und Integration, in: Geschichte einer städtischen Gesellschaft, hg. von GEORG KREIS und BEAT VON WARTBURG, Basel 2000, S. 226–263, hier S. 249.

<sup>37</sup> Meilenstein dieser Entwicklung war die Gründung der Eidgenössischen Fremdenpolizei, die – in Kooperation mit den Arbeitsämtern – als „Zentralstelle“ sämtliche Einreisegesuche prüfte und die Überwachung der Ausländer\_innen im Inland übernahm. Vgl. GAST, Von der Kontrolle (wie Anm. 32), S. 64.

mussten bei der Erteilung von Aufenthaltsbewilligungen die „geistigen und wirtschaftlichen Interessen sowie der Grad der Überfremdung des Landes“ berücksichtig werden.<sup>38</sup>

Der Begriff der „Überfremdung“ gilt als genuin schweizerische Wortschöpfung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts erstmals in den Schriften des Zürcher Sozialfürsorgers Carl Alfred Schmid auftaucht. Schmid problematisiert damit die hohe Zahl der Ausländer\_innen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark angestiegen war. Von 1850 bis 1910 wuchs der Ausländeranteil an der Schweizer Wohnbevölkerung von 3 Prozent auf 14,7 Prozent an.<sup>39</sup> Der hohe Ausländeranteil würde, so Schmid, die „nationale Potenz“ schwächen, was letztlich zu einem Aussterben der Schweizer führe.<sup>40</sup> Während des Ersten Weltkrieges machte der Überfremdungsbegriff Karriere und wurde zum festen Bestandteil der Behördensprache. So begann etwa Ernst Delaquis, der Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, einen öffentlichen Vortrag im Jahr 1920 damit, dass „mit Recht das Bestehen einer Überfremdung einfach vorausgesetzt“ werden könne.<sup>41</sup> So erstaunt es wenig, dass der Begriff 1931 auch in der ersten schweizerischen Ausländergesetzgebung zu finden ist. Mit seinem Einzug in geltendes nationales Recht prägte der Überfremdungsbegriff die schweizerische Migrationspolitik durch das ganze 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart.<sup>42</sup> Die Langlebigkeit und Wirkmacht dieses Begriffs liegt nicht zuletzt in seiner Schwammigkeit begründet. Er kann immer wieder mit neuen Inhalten gefüllt werden. Gegenwärtig sind es Muslim\_innen, gegen die sich die Überfremdungsängste richten; in den neunziger Jahren waren es Balkanflüchtlinge, in den Sechzigern italienische Arbeitskräfte und davor ganz besonders die deutschen Hausangestellten, denen eine große Überfremdungsgefahr zugeschrieben wurde.

## Deutsche Hausangestellte als Projektionsfläche für Überfremdungsängste

Warum fürchteten sich Schweizer\_innen vor deutschen ‚Dienstmädchen‘? Erstens aufgrund ihrer nationalen Herkunft. Die Anfänge des Überfremdungsdiskurses richteten sich ganz besonders

<sup>38</sup> CH BAR E4300B#1000/846#308\*, Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer vom 26.03.1931. Revidierte Fassung vom 01.03.1949 (Abweichungen zur Fassung von 1931 in Kursivdruck).

<sup>39</sup> Eidgenössische Volkszählung vom 1. Dezember 1920, Allgemeine Ergebnisse (zusammenfassende Darstellung), in: Schweizerische Statistische Mitteilungen 7/6 (1925), Tabelle 27, S. 18. Der steigende Ausländeranteil steht im Zusammenhang mit einer verstärkten Zuwanderung infolge von Industrialisierungsprozessen sowie Fluchtmigrationen aus Osteuropa nach Pogromen nach der Ermordung von Zar Alexander II. Vgl. PATRICK KURY / BARBARA LÜTHI / SIMON ERLANGER, Grenzen setzen. Vom Umgang mit Fremden in der Schweiz und den USA (1890–1950), Köln 2005, S. 15.

<sup>40</sup> CARL ALFRED SCHMID, Unsere Fremdenfrage, Zürich 1915, S. 9–18.

<sup>41</sup> ERNST DELAQUIS, Der gegenwärtige Stand der Maßnahmen gegen die politische Überfremdung. Öffentlicher Vortrag auf Einladung des Komitees für die Förderung der gesetzgeberischen Lösung der Fremdenfrage, gehalten in Zürich, 04.12.1920, Sonderdruck, Zürich 1921, S. 3.

<sup>42</sup> Das ANAG wurde zwar mehrmals revidiert, blieb jedoch bis 2008 in Kraft. Zur Chronologie des ANAG vgl. Systematische Rechtssammlung (SR) 142.20, online verfügbar unter: <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19310017/> (zuletzt geprüft am 30.07.2018). Zur Wirkung des Überfremdungsbegriffs im direktdemokratischen System der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vgl. THOMAS BUOMBERGER, Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher, Zürich 2004, S. 29–31.

gegen die Deutschen, die bis 1941 die größte ausländische Bevölkerungsgruppe darstellte.<sup>43</sup> Carl Alfred Schmid, der Urvater des Überfremdungsbegriffs, warnte 1920 vor einer „Germanisierung“ der Schweiz. Da Deutschen die Fähigkeit zur Assimilation fehle, würden sie mit ihrem monarchisch geprägten Denken die Schweiz „geistig überfremden“.<sup>44</sup> Eine geistige Überfremdung, insbesondere die Verbreitung des „Sprach- und Rassegedankens“, der Kultur über Sprache definiere, führe – so der Überfremdungsrhetoriker Wilhelm Ehrenzeller – zur Entfremdung der kulturell und sprachlich diversen Landesteile und letztlich zum Untergang der Schweiz.<sup>45</sup> Mit dem Erstarren des Nationalsozialismus in den 1930er Jahren gewann der anti-deutsche Überfremdungsdiskurs an neuer Dynamik. Mit der „geistigen Landesverteidigung“ formierte sich eine äußerst wirkmächtige politisch-kulturelle Strömung, die eine Bewahrung der schweizerischen „Eigenart“ propagierte, um sich gegen nationalsozialistische Einflüsse zu wehren. Was diese Eigenart ausmache, wurde von den verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Kreisen unterschiedlich ausgelegt. Konservative Kräfte beschworen die freie Bauernschaft, während sozialistisch-gewerkschaftliche Gruppierungen die Vision einer solidarischen Gesellschaft zeichneten. Gemeinsamer Nenner dieser unterschiedlichen Auslegungen war ein dezidiertes „Anti-Germanismus“.<sup>46</sup> Was als typisch schweizerisch definiert wurde – Werte wie Freiheit, Solidarität, Demokratie, Humanität –, wurde also insbesondere über die Abgrenzung zum „Deutschen“ bestimmt.

Auf der Basis dieses anti-deutschen Überfremdungsdiskurses der Zwischenkriegszeit wurden die zahlreichen deutschen Hausangestellten als besondere Bedrohung für die schweizerische Souveränität stilisiert: „In der heutigen Zeit, in welcher man von der Notwendigkeit einer geistigen Landesverteidigung spricht, ist diese Invasion von deutschen Dienstmädchen mehr als bedenklich“, war 1938 etwa in der Zeitschrift *Der Textil- und Fabrikarbeiter* zu lesen.<sup>47</sup> Nicht nur ihre große Zahl, die hier mit dem militärischen Begriff „Invasion“ umschrieben wird, oder die Tatsache, dass sie aus Deutschland stammten, machten die deutschen Hausangestellten zur Zielscheibe für schweizerische Überfremdungsängste. Von zentraler Bedeutung waren auch ihr Geschlecht und ihre berufliche Tätigkeit.

Im gesamten Untersuchungszeitraum sahen sich die deutschen Hausangestellten mit dem hartnäckigen Vorurteil konfrontiert, dass sie nur zum Heiraten in die Schweiz kämen. Eine Vorstellung, die nicht nur an Stammtischen artikuliert wurde, sondern auch in den höchsten Bundesbehörden zur Sprache kam. So stellte etwa die Eidgenössische Fremdenpolizei in einem Schreiben an die kantonale Fremdenpolizei Basel-Land fest, dass „[d]ie Gefahr des ‚Männerfangens‘ durch deutsche Dienstmädchen [...] natürlicherweise [bestehe]“.<sup>48</sup> Die deutschen Hausangestellten würden aber nicht nur den Schweizerinnen die Männer wegheiraten, sondern als Frauen auch noch Kinder bekommen. Da ihnen als Deutsche die Assimilationsfähigkeit fehle, so das alte Vor-

<sup>43</sup> Schweizerisches Wirtschaftsarchiv (CH SWA) Vo 0, Rückgang der Ausländerbestände in der Schweiz, hg. vom EIDGENÖSSISCHEN STATISTISCHEN AMT, 18.06.1945.

<sup>44</sup> CARL ALFRED SCHMID, Nationale Bevölkerungspolitik in der Schweiz, Zürich 1920, S. 6–50.

<sup>45</sup> WILHELM EHRENZELLER, Die geistige Überfremdung der Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 56/12 (1917), S. 373–450.

<sup>46</sup> JOSEF MOOSER, Die „Geistige Landesverteidigung“ in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47/4 (1997), S. 685–708, hier: S. 698.

<sup>47</sup> 96 Prozent deutsche Dienstmädchen, in: *Der Textil- und Fabrikarbeiter*, Nr. 47, 24.11.1938 [ohne Autorenangabe].

<sup>48</sup> CH BAR E4300B#1000/846#301\*, EIDGENÖSSISCHE FREMDENPOLIZEI, Schreiben an die kantonale Fremdenpolizei Basel-Land, Bern 13.12.1945.

urteil, würden sie ihre Kinder auf deutsche Art erziehen. Auf diese Weise trügen sie fremdes Gedankengut in die Schweizer Familien und würden die Schweiz schleichend geistig überfremden. Anschaulich illustriert werden kann dieser feminisierte Ausdruck des anti-deutschen Überfremdungsdiskurses anhand eines Schaubildes, das an der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Zürich gezeigt wurde (vgl. Abb. 3).

Auf dem Schaubild mit dem Titel „Jeder achte Schweizer heiratet eine Ausländerin“ sind acht Hochzeitspaare abgebildet. Bei den ersten sieben halten sowohl Braut wie Bräutigam eine Schweizerfahne in der Hand. Die Braut des achten Schweizer trägt eine Hakenkreuzflagge. In den Erläuterungen zur Grafik wird die Mischehe als „staatspolitische Gefahr“ definiert. Der „praktische Schweizer Mann“ ziehe die Deutsche der Schweizerin vor, weil Erstere sich vorwiegend in der Hauswirtschaft betätige, während Letztere in andere Berufe dränge.<sup>49</sup> Der Einfluss der Deutschen sei aber – insbesondere im Bereich der Kindererziehung – höchst problematisch. Im Kommentar zum Schaubild wurde die Frage aufgeworfen: „Können diese Frauen, wenn sie Mütter werden oder sind, unsere Jugend in gutem Schweizertsinn erziehen?“<sup>50</sup>



Abb. 3: Schaubild „Jeder achte Schweizer heiratet eine Ausländerin“. Quelle: Wir als Viermillionen-Volk. Zur Schweizerischen Landesausstellung 1939, hg. vom Eidgenössischen Statistischen Amt, Bern 1939, S. 11. Grafik: Hans Fischer, Robert Strub.

<sup>49</sup> Dass Schweizerinnen die Arbeit in Handel und Industrie dem Hausdienst vorziehen würden, wurde in Politik und Medien breit diskutiert und problematisiert. Schweizerinnen würden damit nicht nur den Männern die Arbeitsplätze wegnehmen, sondern auch die angebliche Überfremdung der Schweiz verschulden. Zentrale Schrift in dieser Debatte war die Abhandlung von GUSTAV EGLI, Das Problem der Hausangestellten in der Schweiz (Soziale Schriftenreihe des Landesverbandes Freier Schweizer Arbeiter, Bd. 1), St. Gallen 1939. Egli prägte darin den zeitgenössisch viel zitierten Slogan „Dienst im Haus ist Dienst am Volk“, ebd., S. 4.

<sup>50</sup> Wir als Viermillionen Volk. Zur Schweizerischen Landesausstellung 1939, hg. vom EIDGENÖSSISCHEN STATISTISCHEN AMT, Bern 1939, S. 10–12.

Die Angst vor einer Überfremdung durch Einheirat bestand nicht nur während des Krieges, sondern auch noch in den fünfziger Jahren. Das zeigt beispielsweise eine Aussage der Sekretärin der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst aus dem Jahr 1954, die laut Protokoll bei einer Konferenz von Hausdienstexpertinnen gesagt hat:

„Wenn die Statistiken stimmen, heiratet heute bereits wieder jeder 6. bis 7. Schweizer eine Ausländerin. Der Einfluss, den die einheiratende ausländische Hausangestellte durch Kindererziehung ausüben kann, darf nicht unterschätzt werden. [...] Vergessen wir nicht, woher die ausländischen Hausangestellten kommen, die während des Krieges aufwuchsen und Flucht, Bombardierung, Besetzung kennenlernten und denen keine richtige Erziehung und Schulung zuteil werden konnte.“<sup>51</sup>

Auch wenn die deutschen Hausangestellten keinen Schweizer heirateten, wurde ihnen ein großes Gefährdungspotential zugeschrieben. Und zwar, weil sie als Hausangestellte in den sogenannten ‚innersten Zellen‘ des Staates, den Familien, arbeiteten. Während des Krieges wurde ihnen kollektiv unterstellt, dass sie dort als „fünfte Kolonne“ Spionage betreiben würden.<sup>52</sup> Zudem würden sie als Hausangestellte nicht nur fremdes Gedankengut, sondern auch ansteckende Krankheiten in die „Keimzellen“ des Staates tragen und die als „Volkskörper“ imaginierte Nation gesundheitlich schädigen.<sup>53</sup> Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, die sich seit 1933 für die Verbesserung der Hausdienstverhältnisse einsetzte, um mehr Schweizerinnen für den Beruf der Hausangestellten zu gewinnen, forderte nach dem Zweiten Weltkrieg eine „gründliche Auslese der [ausländischen] Bewerberinnen [...] in Bezug auf Gesundheit.“<sup>54</sup> Eine Forderung, die in der Bundesregierung auf offene Ohren stieß. 1946 führte der Bundesrat Gesundheitsuntersuchungen an der Grenze ein, denen sich anfänglich nur ‚Dienstmädchen‘ unterziehen mussten:

„Es ist natürlich praktisch unmöglich, alle Ausländer einer Untersuchung zuzuführen, sondern man muss sich auf [...] die Kräfte [beschränken], die für längere Zeitdauer in direkten engeren Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung kommen, also insbesondere diejenigen, die in Hausgemeinschaft mit schweizerischen Familien leben, wie die Hausdienstangestellten in Stadt und Land und Hilfskräfte der Hotellerie und Sanatorien, Armen- und Krankenanstalten.“<sup>55</sup>

---

<sup>51</sup> StABS PA 772 A2, SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DEN HAUSDIENT, Protokoll der außerordentlichen Delegiertenversammlung betreffend die Resolution der ostschweizerischen Arbeitsgemeinschaften für den Hausdienst („Ausländerinnenproblem“) vom 12.11.1954 in Bern, Wortmeldung von FrL. Rechsteiner [Zürich 1954], S. 3–4.

<sup>52</sup> Vgl. etwa das Dossier *Spitzeleien deutscher Dienstmädchen* im Bundesarchiv in Bern: CH BAR E2001-D#1000/1551#658\*.

<sup>53</sup> Zur Vorstellung einer „Verunreinigung des Volkskörpers“ durch Zuwanderung vgl. KURY / LÜTHI / ERLANGER, Grenzen (wie Anm. 39), S. 51–52.

<sup>54</sup> Hausdienstfragen (wie Anm. 14), S. 217.

<sup>55</sup> CH BAR E4300B#1000/846#301\*, EIDGENÖSSISCHES JUSTIZ- UND POLIZEIDEPARTEMENT (Sig. Ed. von Steiger), Kreisschreiben Nr. 369 an die kantonalen Fremdenpolizeistellen, die schweizerischen Gesandtschaften und Konsulate in Europa, die schweizerischen Grenzübergangsstellen, das eidgenössische Gesundheitsamt und die Grensanitätsposten betr. Sanitarische Grenzkontrolle ausländischer Arbeitskräfte, Bern 04.12.1946.



Am Beispiel der Einführung der Grenzuntersuchungen, die bis zum Ende des Untersuchungszeitraum in Kraft blieben, kann deutlich gemacht werden, dass das Reden über Überfremdung nicht nur auf der diskursiven Ebene verharrte, sondern konkrete Maßnahmen nach sich zog.

## Fremdenpolizeiliche Einreise- und Aufenthaltsbestimmungen

Im Bereich der Einreisebestimmungen lassen sich weitere Einflüsse des Überfremdungsdiskurses fassen. Um eine Einreiseerlaubnis zu erhalten, mussten Hausangestellte zahlreiche Nachweise einholen.<sup>56</sup> Neben einem Gesundheitszeugnis hatten sie auch ein Leumundszeugnis vorzulegen. Auf diese Weise sollte gewährleistet werden, dass nur ‚sittlich und moralisch einwandfreie‘ Frauen einreisen. Ein Grund für die hohe Zahl der Ehen zwischen Schweizern und Deutschen wurde nämlich im „unsoliden Lebenswandel“ der deutschen Frauen vermutet. Die thurgauische Sektion des Schweizerischen Verbandes Frauenhilfe verfasste beispielsweise 1937 einen Report an das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, in dem über mehrere deutsche Hausangestellte berichtet wurde, die aufgrund ihres „unsittlichen Verhaltens“ von Schweizer Männern schwanger geworden seien. Die Verfasserinnen betitelten den Bericht mit der Frage *Ausländische Dienstmädchen – eine Gefahr für unsere jungen Leute?* Im Text wiederholten sie das altbekannte Vorurteil, dass ausländische Hausangestellte primär zum Heiraten in die Schweiz kämen:

„Wie könnte unsere Bevölkerung über diese Gefahr am besten unterrichtet werden? Es liegt auf der Hand [sic], dass ein grosser Teil dieser ausländischen Dienstmädchen nicht in erster Linie eine Stelle in der Schweiz haben möchte, sondern ihr Trachten geht in erster Linie darauf, einen Schweizer heiraten zu können.“<sup>57</sup>

Dass die deutschen Hausangestellten eine „Gefahr“ für Schweizer Männer darstellten, findet sich auch in dem Brief einer Basler Hausfrau, die sich 1956 „im Namen vieler Gleichgesinnter“ an die Basler Fremdenpolizei wandte:

„Im Interesse vieler Damen von den Frauenvereinen möchten wir das Anliegen an Sie stellen, die Deutschen Mädchen, die hier in Stellung sind [...] doch nicht länger als *ein Jahr* hier in der Schweiz zu belassen. Diese Mädchen hauptsächlich mehr die nordischen Deutschen gefährden unsere Männer in der Schweiz [...] [Herv. i.O.].“<sup>58</sup>

Gerade die fehlende Logik in der Argumentation – ganz als ob die zugewanderten Frauen erst nach einem Jahr in der Schweiz sexuell aktiv würden – macht deutlich, wie präsent das Vorurteil in den Köpfen der Bevölkerung war. Die Forderung der Basler Hausfrau, dass deutsche Hausangestellte nur ein Jahr in der Schweiz bleiben dürfen, war gewissermaßen obsolet. Hausangestellte

<sup>56</sup> CH BAR E4300B#1000/846#248\*, BUNDESAMT FÜR INDUSTRIE, GEWERBE UND ARBEIT, Kreisschreiben an die kantonalen Arbeitsämter betreffend die Einreise deutscher Hausangestellter, Bern 14.03.1949; CH BAR E4300B#1000/846#310\*, KANTONALE FREMDENPOLIZEI BASEL-STADT, Zusammenstellung über die Zulassungsbestimmungen für ausländische Hausangestellte, Basel 1951.

<sup>57</sup> Gosteli Archiv (AGoF) 128 26: 1, THURGAUISCHE SEKTION DES SCHWEIZERISCHEN VERBANDES FRAUENHILFE, *Ausländische Dienstmädchen – eine Gefahr für unsere jungen Leute?*, Bericht ans BIGA, Frauenfeld [1937].

<sup>58</sup> StABS PD-REG 3a 1573, FRAU MUSER, Brief an die Basler Fremdenpolizei, 08.02.1956.

mussten als sogenannte „Jahresaufenthalterinnen“ sowieso jährlich ihre Aufenthaltsbewilligung verlängern lassen. Dazu mussten sie ein Zeugnis ihrer Arbeitgeber\_innen einreichen. War darin ein Hinweis auf einen ‚unsoliden Lebenswandel‘ oder hauswirtschaftliche ‚Untüchtigkeit‘ enthalten, wurde die Aufenthaltsbewilligung nicht verlängert.<sup>59</sup> Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst rief um 1954 in einem Merkblatt die Hausfrauen sogar ganz gezielt zur Denunziation auf, um zu verhindern, dass „untüchtige Ausländerinnen“ im Land blieben:

„Bei ungenügenden hauswirtschaftlichen Kenntnissen und charakterlichem Versagen Ihrer ausländischen Hausangestellten machen Sie dem zuständigen Arbeitsamt eine kurze sachliche Mitteilung. Sie [...] verhindern damit, dass untüchtigen Ausländerinnen die Niederlassungsbewilligung erteilt wird.“<sup>60</sup>

Die Angst vor „untüchtigen“ Hausangestellten verweist auf einen weiteren Diskurs, der ebenfalls die Aufenthalts- und Einreisebestimmungen für ‚Dienstmädchen‘ prägte. Seit den frühen 1930er Jahren wurde den deutschen Hausangestellten unterstellt, dass sie hauswirtschaftlich nicht mehr so gut bewandert seien wie ihre Vorgängerinnen. Seinen Ursprung hatte dieser Vorwurf, der bis in die sechziger Jahre immer wieder auftauchte, in einer grundlegenden Studie der Schweizerischen Studienkommission für Hausdienstfragen. Diese Kommission – die Vorläuferorganisation der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst – war 1930 auf Bestreben von Frauenorganisationen vom Bundesrat ins Leben gerufen worden. Ihr Auftrag bestand darin, die Verhältnisse im Hausdienst zu analysieren und Verbesserungsmaßnahmen vorzuschlagen. Die sogenannte „Sanierung“ des Hausdienstes sollte dazu dienen, wieder mehr Schweizerinnen für dieses Berufsfeld zu gewinnen, um der „Überfremdung“ durch deutsche Hausangestellte entgegenzuwirken. Im Abschlussbericht der Studienkommission vermerkten die Verfasserinnen, dass sich neben dem quantitativen zunehmend auch ein qualitativer Mangel an Hausangestellten bemerkbar mache:

„Mit den jetzt Zureisenden dagegen macht man in Basel ähnliche Erfahrungen, wie sie für Zürich geschildert worden sind: Die beruflichen und persönlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten der grossen Masse sind stark unter dem Mittel und nicht vergleichbar mit der Qualität der früher Eingewanderten. Infolge der großen Wirtschaftskrise und Arbeitslosennot in Deutschland suchen Arbeitslose aller Berufe, vor allem auch Industriearbeiterinnen, als letzte Möglichkeit eine Hausdienststelle in der Schweiz.“<sup>61</sup>

---

<sup>59</sup> Dass Verweisen auf ein angebliches „charakterliches Versagen“ mit großem Ernst und Eifer nachgegangen wurde, wird etwa in der Fremdenpolizeiakte von Mathilde Schmidt deutlich, die 1930 als Hausangestellte nach Basel kam und sich während des Zweiten Weltkrieges gegen ihre Ausweisung wehren musste, nachdem ihr von einer ehemaligen Arbeitgeberin Verhältnisse mit verheirateten Männern und ein „freches Maul“ vorgeworfen worden waren: StABS PD-REG 3a 7585, KANTONALE FREMDENPOLIZEI BASEL-STADT, Akte von Mathilde Schmidt, Basel 1928–1945; StABS PD-REG 3a 208746, KANTONALE FREMDENPOLIZEI BASEL-STADT, Akte von Fritz Reger (seit 1945 Ehemann von Mathilde Schmidt), Basel 1945–1953.

<sup>60</sup> CH BAR E4300B#1000/846#249\*, SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DEN HAUSDIENT, Merkblatt für Arbeitgeberinnen im Hausdienst, Zürich [1954], S. 3.

<sup>61</sup> Der Hausdienst in der Schweiz. Bericht an das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit über die heutigen Verhältnisse im Hausdienst und Vorschläge für Sanierungsmaßnahmen, hg. von der SCHWEIZERISCHEN STUDIENKOMMISSION FÜR HAUSDIENTSTFRAGEN, Zürich 1932, S. 8.

Wurden 1932 die angeblich mangelhaften beruflichen Fähigkeiten der zugewanderten Frauen mit den Folgen der Weltwirtschaftskrise begründet, vermuteten Hausdienstexpertinnen deren Ursprung nach dem Zweiten Weltkrieg in der Kriegswirtschaft der Herkunftsländer.<sup>62</sup> Das Urteil blieb gleich: Die deutschen Hausangestellten seien „nichts mehr wert“, wie es eine Solothurner Hausfrau in einem Brief an die Mutter einer ehemaligen österreichischen Angestellten nicht besonders charmant zusammenfasst: „Ich gestatte mir nun, an Sie zu gelangen mit dem Anliegen: Schicken Sie mir Marianne wieder oder eine Tochter aus Ihrem Bekanntenkreis. [...] Ich hatte soeben eine deutsche Hausangestellte. Die deutschen Mädchen sind aber heute nichts mehr wert.“<sup>63</sup>

Auf Bestreben der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, die eng mit den Bundesbehörden zusammenarbeitete, mussten einwandernde Hausangestellte neben einem Gesundheits- und einem Leumundszeugnis auch ein Arbeitszeugnis über ihre hauswirtschaftliche Tüchtigkeit vorweisen, um eine Einreiseerlaubnis zu erhalten. Denn mangelhaft qualifizierte Hausangestellte, so die Argumentation, würden den schweizerischen Arbeitsmarkt belasten.<sup>64</sup>

Dass manchmal etwas geschummelt wurde, um den Anforderungen gerecht zu werden, berichtet beispielsweise Agnes Hauser im Interview:

AH: „Man musste ein Zeugnis bringen, dass man schon irgendwo im Haushalt gearbeitet hat. Und der Mann meiner Cousine hat mir dann einfach ein Zeugnis geschrieben, dass ich bei Ihnen als Hausangestellte gearbeitet habe.“

AA: „Obwohl Sie noch gar nie in einem Haushalt gearbeitet haben?“

AH: „Ja, ja. Das ist verlangt worden und das hat man halt dann einfach geschwindelt. Ein Arbeitszeugnis musste man haben und dann wollten sie einen Heimatschein, einen Lebenslauf und alles Mögliche haben. Und zur Grenzsanität mussten wir, uns durchleuchten lassen, ob wir nicht krank sind. Wenn man etwas gehabt hätte, hätte man wieder nach Hause gehen müssen.“<sup>65</sup>

In der Akte, die die Fremdenpolizei Basel-Stadt über Agnes Hauser angelegt hat, findet sich der im Interviewzitat genannte Lebenslauf. Darin ist zu lesen: „Vom 15. Januar 1954 bis am 1. Juli 1954 war ich in der Familie Oswald Obert als Hausgehilfin tätig.“<sup>66</sup> Auch wenn diese Angabe so nicht stimmt, ist sie für das Verständnis der hier untersuchten Migrationsbewegung von Bedeutung. Zeigt sie doch, dass Migrantinnen wie Agnes Hauser den strikten Einwanderungsbestimmungen, der auf Abwehr und Kontrolle ausgerichteten schweizerischen Migrationspolitik, mit einer gesunden Portion kreativer Widerständigkeit begegneten.

<sup>62</sup> Hausdienstfragen (wie Anm. 14), S. 217.

<sup>63</sup> PAA, G. V.-S., Brief an H. N., Hertenstein 23.07.1962.

<sup>64</sup> CH BAR E4300B#1000/846#249\*, SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DEN HAUSDIENT, Schreiben an die eidgenössische Fremdenpolizei betreffend Einreisebestimmungen für Ausländerinnen im Hausdienst, Zürich 04.09.1952.

<sup>65</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 01:37:12.

<sup>66</sup> StABS PD-REG 3a 125 296, AGNES HAUSER, Lebenslauf. Beilage zum Einreisegesuch, um 1954.

## Grenzerfahrungen und erste Eindrücke

Dank der kleinen Lüge über ihre hauswirtschaftliche Berufserfahrung erfüllte Agnes Hauser die fremdenpolizeilichen Bestimmungen und erhielt eine „Zusicherung zur Aufenthaltsbewilligung“, mit der sie einreisen durfte. Agnes Hauser erwähnt zwar, wie im obigen Interviewzitat anklingt, die gesundheitlichen Untersuchungen an der Grenze, jedoch nur am Rande und in relativ nüchternem Tonfall. Damit unterscheidet sie sich von zahlreichen weiteren Erzählerinnen, die die Bluttests, das Lungenröntgen und die allfälligen Desinfektionen an der Grenze als einschneidendes, „unangenehmes“,<sup>67</sup> „demütigendes“<sup>68</sup> oder „deprimierendes“<sup>69</sup> Erlebnis erinnern.<sup>70</sup> Egal ob nüchtern oder emotional geschildert, auffällig ist, dass die Frauen, die nach 1946 einreisten – also nach Einführung der Grenzsanität – den Grenzübertritt fast alle zum Thema machen. Die Personen meines Samples, die in der Zwischenkriegszeit eingereist sind, erwähnen die Landesgrenze mit keinem Wort.<sup>71</sup> Das verweist darauf, dass die Gesundheitsuntersuchungen die Grenze in den Köpfen der Menschen festigten. Studien, die sich mit dem südwestdeutsch-schweizerischen Raum zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigen, legen dar, dass zu der Zeit das Gebiet am Oberrhein als ein Wirtschaftsraum und eine kulturelle Einheit wahrgenommen wurde.<sup>72</sup> Die Einführung der grenzsanitarischen Untersuchungen nach dem Zweiten Weltkrieg definierte nun alle *Ausländer\_innen* als potentielle Bedrohung für die *Inländer\_innen* (auch wenn sie nur aus dem Schwarzwald nach Basel migrierten). Diese Praxis der In- und Exklusion verkörperte im wahrsten Sinn des Wortes nationale Unterschiede und stellte sie über regionale Gemeinsamkeiten.

Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass die Ankunftserzählungen vieler Interviewpartnerinnen, die nach 1945 eingereist sind, stark von Vergleichen geprägt sind. In einer komparativen Erzählweise werden – national argumentierte – Gegensätze zwischen Hier und Dort (Innen und Außen) aufgebaut. Die aus einem bäuerlich-ländlichen Milieu stammende Gerda Falter, die 1954 in die Schweiz ging, schildert ihre ersten Eindrücke folgendermaßen: „Alles [war] eleganter, besser als wie bei uns *herinnen*, nicht? Bei uns nach dem Krieg, das war schon ein Unterschied zu *draußen*, da hat man schon viel mehr Sachen gekriegt [Herv. AA].“<sup>73</sup> In diesem Zitat zeigt sich ein weiterer wesentlicher Grund für die Gegenüberstellungen. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen dienen vielen Erzählerinnen als narrative Kontrastfolie bei der Schilderung ihrer ersten Eindrücke. Mit dem Grenzübertritt sei man in eine „andere Welt“ gekommen,

<sup>67</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Maria Zich (Alias), 16.08.2011, 01:21:56 oder Interview Fellner (wie Anm. 33), 02:39:41.

<sup>68</sup> PAA, GERDA PAPP (Alias), *Meine Jahre in der Schweiz*, 2012, S. 1.

<sup>69</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Elisabeth Vogel (Alias), 12.09.2011, 01:29:27.

<sup>70</sup> Zur Geschichte und Ausprägung der Grenzsanität allgemein vgl. ALTHAUS, *Vom Glück* (wie Anm. 3), S. 106–110.

<sup>71</sup> Vgl. u.a. Sammlung Frauennachlässe (SFN) NL 42/6, FRANZISKA WASTL, Brief an ihre Mutter Irene Wastl in Wien, Zürich 10.04.1919, S. 3. Oder Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg / Werkstatt der Erinnerung (FZH/WdE) 16, LIANE SCHENCKENDORF [Alias], *Lebensgeschichtliches Tagebuch*, [Hamburg] 1917–1943, Eintrag zum Jahr 1938 [ohne Seitenangabe].

<sup>72</sup> MADELYN HOLMES, *Forgotten migrants. Foreign Workers in Switzerland before World War I*, Rutherford 1988, S. 44; JEAN-FRANÇOIS BERGIER, *Erschwerte Nachbarschaft*, in: *Die Schweiz und der deutsche Südwesten. Wahrnehmung, Nähe und Distanz im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von URI KAUFMANN, Ostfildern 2006, S. 74.

<sup>73</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Gerda Falter (Alias), 16.05.2012, 01:47:08.

wie eine Interviewpartnerin ausführte: „Man fuhr mit dem Zug über [...] die Grenze [und] es war eine andere Welt! [...] In der Schweiz ist ja nie was kaputtgegangen, nicht?“<sup>74</sup>

## Beziehungen zur Arbeitgeberin und Bewertung der Arbeit

Auch für Agnes Hauser begann mit ihrer Ankunft in der Schweiz ein neues Leben. Unvergesslich bleibt ihr das erste Abendessen: „Es gab Heidelbeerwähe. Ich habe gedacht, so etwas Gutes habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gegessen.“<sup>75</sup> Vom ersten Moment an fühlte sie sich wohl an ihrem neuen Wohn- und Arbeitsort. Mit ihrer Arbeitgeberfamilie, einem jüdischen Ehepaar mit erwachsenen Kindern, habe sie „sauviel Glück“ gehabt, wie sie mehrfach betont.<sup>76</sup> Es war zwar klar, dass sie als Angestellte in der Küche essen musste, trotzdem wurde die Arbeitgeberin zu einer wichtigen Bezugsperson, mit der Agnes Hauser ein Leben lang Kontakt hielt. Ihre Chef-in habe ihr ermöglicht, in der Freizeit Sprachkurse zu besuchen und damit etwas nachzuholen, was ihr in der Jugend verwehrt worden war. Zahlreiche weitere Erzählerinnen schreiben ihren Schweizer Arbeitgeberinnen eine zentrale Rolle auf dem Weg zu einem selbstbestimmten Leben zu. Sie werden als „zweite Mutter“ oder als „Vorbild“ erinnert, die – wie bei Hauser – Bildungswünsche ermöglichten,<sup>77</sup> durch eine wertschätzende Behandlung ihr Selbstvertrauen stärkten<sup>78</sup> oder in anregenden Gesprächen neue Werte vermittelten.<sup>79</sup> Von einer guten Beziehung mit ihrer Vorgesetzten berichten insbesondere die Erzählerinnen, deren Arbeitgeberinnen berufstätig waren. Das war meist in den Familien der Fall, die ein Gewerbe- oder Handwerksunternehmen führten oder eine Arztpraxis betrieben. Dort konnten die Hausangestellten „schalten und walten“, wie sie wollten, und – ähnlich einer Hausfrau – selbstständig den Haushalt führen.<sup>80</sup> Je mehr die Erzählerinnen das Gefühl hatten, wirklich gebraucht zu werden, desto besser verstanden sie sich mit ihrer Arbeitgeberin und desto positiver erinnern sie die zu verrichtende Arbeit. In negativer Erinnerung blieben vor allem die Arbeitsverhältnisse in großbürgerlichen Häusern, in denen die aufgetragenen Aufgaben weniger einer hauswirtschaftlichen Notwendigkeit als vielmehr dem Her- und Klarstellen von Standesunterschieden dienten. Beispielhaft gezeigt werden kann das am Bericht von Ingeborg Grebel, die in den frühen 1960er Jahren zunächst in einem Schloss und anschließend in einem Geschäftshaushalt tätig war:

„Die [zweite Arbeitgeberfamilie] hatte eine Samenhandlung und die haben jemanden gesucht für den Haushalt, weil die Dame war auch mit im Büro beschäftigt und da haben sie halt einfach jemand gebraucht. [...] Die waren sehr fair zu mir und anständig, da bin ich mir wirklich nicht wie Personal vorgekommen. Ich hab gern geschafft, weil sie haben mich auch als Mensch behandelt. Gut, ich war Hausangestellte, aber ich war nicht zweiter Klasse. [...] Im Unterschied [dazu] war man im Schloss Eigenthal immer so ein bisschen- ja, die Dame

<sup>74</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview II mit Maja Oban (Alias), 26.08.2011, 02:01:36.

<sup>75</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 01:14:19.

<sup>76</sup> Ebd., 00:01:00; 02:25:57.

<sup>77</sup> PAA, JACOB SIEBLER, Interview mit Hanna Havur (Alias), 24.01.2012, 00:52:21; PAA, MORITZ HOLTZ, Interview mit Wilhelmine Eglöf (Alias), 20.01.2012, 01:00:05; Interview Ertel (wie Anm. 29), 00:19:44.

<sup>78</sup> PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Marga Jaggi (Alias), 21.11.2011, 01:03:59; 02:37:51 und 02:46:06.

<sup>79</sup> Interview Zich (wie Anm. 67), 01:59:38.

<sup>80</sup> PAA, ANGELA WIDDER, Interview mit Ingeborg Grebel (Alias), 21.01.2012, 00:10:31.

war die Frau Doktor und wir waren nur das Personal (lacht). [...] Das war ein 18 Zimmer Schloss, das die beiden alten Leute bewohnt haben [...] und sie hatten sechs Mann Personal. Da war ich engagiert als Zimmermädchen praktisch für die Dame. [...] Mensch, es war halt eine Klasse. Wir haben spezielle Kleidung bekommen. [...] Und die Dame war sehr streng. Einmal hatte ich vergessen, den Papierkorb auszuleeren in ihrem Boudoir [...], da hatte sie eine Handvoll Nusschalen drin und die hatte ich vergessen auszuleeren. Die hat mich runterkapitelt, ich bin heulend davongerannt.“<sup>81</sup>

Grebels Schilderungen über das Schloss Eigenthal machen deutlich, dass es bei der bezahlten Hausarbeit im Allgemeinen und in großbürgerlichen Haushalten im Speziellen nie nur ums Putzen, Kochen oder Waschen ging. Hier wurden (und werden) immer auch soziale Ungleichheiten zwischen Frauen unterschiedlicher gesellschaftlicher Zugehörigkeit pro- und reproduziert.<sup>82</sup>

Bei der Bewertung der Hausarbeit spielt noch ein weiterer Faktor eine große Rolle, wie erneut am Beispiel von Agnes Hauser dargelegt werden kann. Die Arbeitsbelastung sei viel geringer gewesen als zu Hause:

„Die hatten ein Geschäft. Ich musste einfach den Haushalt machen und im gleichen Haus war das Geschäft. Also ich sage das jetzt mal so: Ich habe gemeint, ich sei dort in den Ferien, weil vorher habe ich zehn Stunden arbeiten müssen in der Fabrik und abends hat meine Mutter die Arbeit bereitgehakt für mich, im Haushalt zu helfen und zu schaffen. Und dort musste ich nur Haushalt machen!“<sup>83</sup>

Obwohl Agnes Hauser alleine einen bürgerlichen Haushalt besorgen musste, kam es ihr vor wie Ferien. Und das trotz einer knapp bemessenen Freizeit und körperlich anstrengender Hausarbeit. Agnes Hausers Arbeitgeberfamilie hatte beispielsweise noch keine Waschmaschine, was das Waschen zu einer aufwändigen und kräftezehrenden Aufgabe machte.<sup>84</sup> Eine Arbeitsbereitschaft von 14 Stunden war normal. Frei hatte sie Mittwoch- und Samstagnachmittag.<sup>85</sup> Die Bewertung der Zeit als Hausangestellte in der Schweiz als Ferienzeit ist nur verständlich vor dem Hintergrund ihrer Arbeitserfahrungen in der Kindheit – was sie in der zitierten Passage auch ganz explizit äußert. Damit ist Agnes Hauser nicht alleine. Insbesondere die Erzählerinnen, die in einem bürgerlichen Milieu aufgewachsen sind, betonen die wenige Arbeit in der Schweiz und kontrastieren dies mit dem „immer arbeiten müssen“ in der Jugend. So meint auch die Bauerntochter Gerda Falter (Jg. 1931) gleich zu Beginn des Interviews: „Draußen [in der Schweiz] haben wir irgendwie im Verhältnis mehr Freizeit gehabt als hier.“<sup>86</sup> Vor ihrer Migration hatte Gerda Falter als „Magd“ auf einem Bauernhof gearbeitet. Dort habe sie bis auf wenige Stunden am Sonntag nie

<sup>81</sup> Ebd., 00:00:39; 00:10:31 und 00:36:02.

<sup>82</sup> Zur Produktion von sozialer Ungleichheit zwischen Frauen im intersektionalen Zusammenspiel von „race, class und gender“ vgl. IRIS BEDNARZ-BRAUN / ULRIKE HESS-MEINING, Migration, Ethnie, Geschlecht. Theorieansätze, Forschungsstand, Forschungsperspektiven, Wiesbaden '2004, S. 31–38.

<sup>83</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:02:02.

<sup>84</sup> Ebd., 01:14:19.

<sup>85</sup> Die von Agnes Hauser erzählten Arbeitsbedingungen entsprechen den rechtlichen Vorgaben, wie sie in den Normalarbeitsverträgen für Hausangestellte formuliert waren: CH SWA Vo M 43–27, Normalarbeitsvertrag für Hausangestellte im Kanton Basel-Stadt vom 11.12.1942.

<sup>86</sup> Interview Falter (wie Anm. 73), 00:04:08.

frei gehabt. Die zwei freien Nachmittage, die ihr als Hausangestellte in Basel zustanden, bewertet sie retrospektiv als „so viel Freizeit“, dass ihr „oft langweilig“ gewesen sei. Ihr Aufenthalt in der Schweiz sei deshalb die „ruhigste Zeit“ ihres Lebens gewesen.<sup>87</sup> Nach ihrer Rückkehr heiratete Gerda Falter einen Bauern und führte als Landwirtin, Hausfrau und Mutter dreier Kinder ein arbeitsintensives Leben.

Gänzlich anders schätzt die in großbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsene Hamburger Fabrikantentochter Ilse Heß die Arbeitsbelastung in einem Schweizer Privathaushalt ein. In einem Brief an ihre Eltern schreibt sie im Dezember 1949:

„Jetzt ist es wohl an der Zeit Euch einen Weihnachtsbrief zu schreiben, aber ich weiß nicht, ob es viel werden wird, denn ich habe von 7h – ½ 1h gearbeitet. Zum Schluss musste ich noch mit der K.Schwester [Kinderschwester] die schweren Aschkübel an die Ecke schleppen.“<sup>88</sup>

Sogar an ihrem Geburtstag habe sie 14 Stunden lang „in einem durch“ von sieben Uhr früh bis abends um neun Uhr „gründlich putzen“ müssen.<sup>89</sup> Am Beispiel der Arbeitsbelastung kann aufgezeigt werden, dass bei der Interpretation von (Migrations-)Erzählungen nicht nur der historische, sondern insbesondere auch der lebensgeschichtliche Kontext berücksichtigt werden sollte, um eine verkürzte Gleichsetzung von Erzählung mit Erfahrung zu verhindern.

## Stadtluft macht frei? Emanzipationsgeschichten

Agnes Hauser bewertet den Beginn ihres Schweizaufenthaltes auch aufgrund der Stadtlage besonders positiv: „Und das Beste daran war noch, es war mitten in der Stadt. Vom Dorf, wo man nie irgendwo gewesen ist, in die Stadt. Ein paar Schritte vom Rhein entfernt, ein paar Schritte vom Marktplatz entfernt, es war einfach herrlich.“<sup>90</sup> Die neue Freiheit, die das Basler Stadtleben versprach, blieb jedoch vorerst noch begrenzt. Anders als die meisten Erzählerinnen musste Agnes Hauser den Großteil ihres Lohns nach Hause schicken. Den Geldtransfer zu ihren Eltern übernahm ihre Cousine, die ebenfalls in Basel arbeitete, aber regelmäßig in ihr Heimatdorf fuhr, weil sie dort einen Freund hatte. Sie habe aber nicht nur das Geld überbracht, sondern ihren Eltern auch „brühwarm“ erzählt, was Agnes Hauser alles „anstelle“:

AH: „Und dann ist sie [die Cousine] nach Hause und hat mich da ausgemacht zu Hause, gell, was ich alles für Sachen anstelle da, ja.“

AA: „(lacht) Was haben Sie denn alles angestellt?“

AH: „Mein [späterer] Mann hat mir jeweils Zigaretten mitgebracht, das hat sie mal gesehen in meiner Tasche, musste sie das zu Hause erzählen, dass ich rauche. [...] Das war natürlich Katastrophe wiederum. Und dann hat mein Mann mich animiert, [die] Haare kurz zu

<sup>87</sup> Ebd., 00:06:53, 00:09:24, 00:12:46 und 00:13:29.

<sup>88</sup> Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH-Archiv), NL Heß, ILSE HESS, Brief an Familie Heß, Erlenbach (Zürich), 19.12.1949.

<sup>89</sup> FZH-Archiv, NL Heß, ILSE HESS, Brief an Familie Heß, Erlenbach (Zürich), 16.03.1950.

<sup>90</sup> Interview Hauser (wie Anm. 1), 00:02:02.

schneiden. Hat sie erzählt, ich laufe herum wie die schlechten Mädchen mit kurzgeschnittenen Haaren. So Zeugs hat sie dann daheim erzählt.“<sup>91</sup>

Die Cousine verlängerte den langen Arm elterlicher und sozialer Kontrolle von der Ortenau bis nach Basel. Frei von der dörflichen Kontrolle in der Stadt wurde sie erst, als ihre Cousine heiratete und nach Deutschland zurückkehrte. Von dem Moment an habe sie leben können, wie sie wollte, ohne Angst haben zu müssen, verpetzt zu werden. Sie stellte auch die Geldsendungen ein und konnte nun voll über ihren Lohn verfügen.<sup>92</sup>

Nach fünf Jahren im Hausdienst heiratete Agnes Hauser einen Schweizer Chemielaboranten und blieb für immer in der Region Basel. Im lebensgeschichtlichen Rückblick weist sie dieser Entscheidung eine wegweisende Bedeutung für ihr Leben zu:



Abb. 4: Agnes Hauser in Basel, um 1956.

AA: „Was, würden Sie sagen, ist die Bedeutung von diesem In-die-Schweiz-Gehen für Sie, für Ihr Leben?“

AH: „Entscheidend würde ich sagen, ja. Ich denke immer, wenn ich zu Hause [Heimatsdorf] bin, wie wäre mein Leben abgelaufen, wenn ich dort geblieben wäre [...] Ich sehe meine Schulkollegen, wie die leben, dann sage ich zu mir, ich möchte das auf keinen Fall. Ich gehe heute auch so weit, dass ich sage, ich denke, vielleicht würde ich nicht einmal mehr leben.“

AA: „Was ist denn so der größte Unterschied, würden Sie sagen [...]?“

AH: „Ich fühle mich einfach wahnsinnig frei. Sehr frei, ich bin niemandem verpflichtet, ich bin von nichts abhängig und das ist der Hauptgrund. Dort [...] passt einer auf den anderen auf und so. [...] Und ich würde wahrscheinlich, ich weiß nicht, ich hätte vielleicht schon mitgemacht, nehme ich an, mit den anderen. Ob ich dort wirklich ausgeschert wäre und vielleicht nicht so weitergemacht hätte? Aber man hat ja nichts anderes gewusst, dann wäre man vielleicht auch ins gleiche Fahrwasser [geraten].“<sup>93</sup>

In die Schweiz zu gehen und dort zu bleiben, das sei ihr „Glück“ gewesen.<sup>94</sup> Nur dank ihrer Auswanderung habe sie ein selbstbestimmtes Leben führen können. Agnes Hauser erzählt eine an die Migrationserfahrung gekoppelte Emanzipationsgeschichte. Sich mit der Migration in die Schweiz befreit zu haben, erzählt etwa jede Vierte meines Samples. Es sind zum Großteil die Frauen, die

<sup>91</sup> Ebd., 02:14:16.

<sup>92</sup> Ebd., 02:13:48.

<sup>93</sup> Ebd., 02:57:31.

<sup>94</sup> Ebd., 03:01:19.



in ihrer Kindheit viel arbeiten mussten und von einer strengen, autoritären Erziehung berichten. Das Weggehen wird – wie bei Agnes Hauser – als Loslösung von elterlichen und gesellschaftlichen Normen dargestellt und als narrativer Startpunkt für die Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit erzählt. Auffällig ist, dass solche Emanzipationsgeschichten insbesondere von den Frauen erzählt werden, die für immer in der Schweiz geblieben sind. Es scheint so, als ob sie das mit der Migration gewonnene Selbstvertrauen und die erweiterten Handlungsspielräume durch die permanente Auswanderung sichern konnten.

Von den 79 Erzählerinnen meines Samples sind 16 für immer in der Schweiz geblieben. Die meisten von ihnen heirateten einen Schweizer. Fast alle – Agnes Hauser stellt hier eine Ausnahme dar – berichten davon, dass sie anfänglich von der Familie ihres Mannes angefeindet worden seien. Sie hätten zu spüren bekommen, dass sie als Ausländerinnen unerwünscht seien.<sup>95</sup> Den Grund für diese Animositäten bringt Elsa Zeller, die 1958 in die Schweiz ging und dort heiratete, auf den Punkt. Sie sei für ihre zukünftige Familie eine „absolute Katastrophe“ gewesen. Nicht nur, weil sie katholisch war und als Frau Hosen trug. Ganz besonders gestört habe ihre Schwiegereltern, dass ihr Sohn eine „Ausländerin“ nach Hause brachte. Es sei ja bekannt, dass „die sowieso nur Schweizer heiraten wollen“.<sup>96</sup> Das Vorurteil, dass deutsche Hausangestellte nur zum ‚Männerfangen‘ in die Schweiz kämen, wirkte sich also auf die Lebensrealitäten der Frauen aus, die tatsächlich einen Schweizer heirateten.

Die Hochzeit mit einem Schweizer hatte auch große Auswirkungen auf ihre beruflichen Möglichkeiten, denn mit der Eheschließung wurden sie automatisch eingebürgert. Hatten sie als sogenannte „kontrollpflichtige Ausländerinnen“ nur im Hausdienst arbeiten dürfen, stand ihnen als Schweizerinnen der ganze Arbeitsmarkt offen. Die Chance auf einen Berufswechsel nutzten die meisten der 16 befragten Frauen, die für immer in der Schweiz blieben. Agnes Hauser arbeitete beispielsweise nach der Hochzeit im Chemielabor ihres Mannes. Nach zwei Jahren bekam sie einen Sohn, zwei weitere Kinder folgten. Von da an blieb sie als Hausfrau und Mutter zu Hause.

## Schöne Zeiten: Die Bewertung des Schweizaufenthaltes im lebensgeschichtlichen Rückblick

Egal, ob die Erzählerinnen in der Schweiz blieben oder wieder zurückkehrten, die überwiegende Mehrheit bewertet ihren Aufenthalt als Hausangestellte in der Schweiz äußerst positiv: „Rückblickend war es die schönste Zeit in meinem Leben“,<sup>97</sup> bilanziert etwa Selma Schwarz, die sieben Jahre in Münchenbuchsee bei Bern arbeitete. In besonders guter Erinnerung hat sie die vielen Ausflüge, die sie in ihrer Freizeit unternommen hat. Auch Wilhelmine Egolf, die sich aufgrund von Streitigkeiten mit ihrer Mutter 1959 für eine Migration in die Schweiz entschieden hatte, verknüpft ihre positive Bewertung der Zeit in der Schweiz mit der Möglichkeit, ‚ausfliegen‘ zu können:

<sup>95</sup> Bspw. PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Lisbeth Reichenbach (Alias), 28.09.2011, 02:24:25 oder PAA, ANDREA ALTHAUS, Interview mit Hedwig Benn (Alias), Teil II, 17.11.2011, 00:09:15.

<sup>96</sup> Interview Zeller (wie Anm. 26), 01:54:11.

<sup>97</sup> SCHWARZ, Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen (wie Anm. 11), S. 4.

„Wir [sind] jedes Wochenende fortgefahren [...], also ich habe wahnsinnig viel gesehen. [...] War wirklich eine sehr, sehr schöne Zeit, ja. [...] Es war einfach wie eine Loslösung vom alten Leben, es war ein neues Leben [...] mit viel Abwechslung und wirklich schönen Zeiten.“<sup>98</sup>

Die Beurteilung des Schweizeraufenthaltes als „schöne Zeit“ hängt nicht nur mit tollen Freizeit-erlebnissen zusammen. Bei den meisten Erzählerinnen umfassen die Jahre als Hausangestellte in der Schweiz den Lebensabschnitt zwischen dem Erwachsenwerden und der Hochzeit – Jahre, in denen sie bereits losgelöst von der elterlichen Kontrolle, aber noch ledig der Sorgen eines späteren Erwachsenenlebens und der Gebundenheit als verheiratete Frau waren. In lebensgeschichtlicher Hinsicht war der Aufenthalt als Hausangestellte in der Schweiz also eine besonders selbstbestimmte und sorgenfreie Zeit, die von den meisten als Moment der biografischen Selbstermächtigung erinnert wird. Einige heben wie Agnes Hauser die Entwicklung einer freien und unabhängigen Persönlichkeit hervor. Andere definieren den Schweizeraufenthalt als wichtige Lernzeit oder verorten den Beginn eines beruflichen oder sozialen Aufstiegs mit ihrer Ankunft in der Schweiz. Die unterschiedlichen Bewertungen korrespondieren mit der Art und Weise, wie die Lebensgeschichte zu einem Ganzen verknüpft wird. Die Entwicklung einer selbstbestimmten Persönlichkeit wird insbesondere von den Erzählerinnen betont, die eine Emanzipationsgeschichte erzählen. Den Schweizeraufenthalt als wichtige Lernzeit interpretieren die Personen, die ihre biografische Gesamterzählung auf das Nachholen einer in der Jugend verhinderten Schul- oder Berufsausbildung ausrichten. Mit der Migration in die Schweiz den Grundstein zu einem sozialen Aufstieg gelegt zu haben, erzählen diejenigen, die ihre Lebensgeschichte als sozio-ökonomische Erfolgsgeschichte komponieren. Kurz: die Erzählinhalte sind abhängig davon, welche Art von Geschichte erzählt wird.<sup>99</sup> Dieser augenfällige Zusammenhang lenkt den Blick darauf, dass lebensgeschichtliche Erzählungen nicht nur in ihrem historischen, sondern auch ihrem biografischen Kontext gelesen werden sollten. Strukturelle Bedingungen – wie arbeitsmarktliche Voraussetzungen, migrationspolitische Bestimmungen oder gesellschaftliche Diskurse – prägen das Erleben einer Migration genauso wie biografische Erfahrungen vor, während und nach der Migration. In der lebensgeschichtlichen Erzählung werden diese Erfahrungen zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben in einer spezifischen Erzählsituation aktualisiert und in eine narrative Logik gebracht. Migrationserzählungen haben deshalb, so das Fazit, immer eine geschichtliche und eine lebensgeschichtliche Dimension.

---

<sup>98</sup> Interview Eglof (wie Anm. 77), 00:18:22.

<sup>99</sup> Vgl. ANDREA ALTHAUS, Vom Glück in der Schweiz. Erfolgs- und Aufstiegs-erzählungen in Migrationsbiografien, in: Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, hg. von KNUD ANDRESEN, LINDE APEL und KIRSTEN HEINSOHN, Göttingen 2015, S. 24–42.

# *Amerika ist ein freies Land, wehr keinen Schuh hat geht bahr Fuß*

## Die Auswanderung aus Winzeln (Kr. Rottweil) nach Amerika

*Birgit Tuchen*

### Einleitung

Im 19. Jahrhundert wanderten Millionen deutscher Staatsangehöriger nach Amerika aus. Die staatliche Steuerbehörde der USA verzeichnete für die Jahre 1831–1900 eine Gesamtzahl von mehr als 5 Millionen deutscher Einwanderer, die einen Anteil von 25–34 % der Gesamteinwanderung ausmachten.<sup>1</sup> Unter ihnen waren auch über 600 Auswanderer aus der ehemaligen Gemeinde Winzeln (heute Fluorn-Winzeln) im Landkreis Rottweil.<sup>2</sup> Durch Auswanderung, später auch durch Abwanderung in die Industriestandorte Oberndorf und Schramberg, sank die Bevölkerungszahl von 1.396 Einwohnern im Jahr 1841 auf 756 im Jahr 1887. Die meisten Menschen wanderten in den Zeitabschnitten zwischen 1852–1854, 1865–1869 und 1882–1883 aus.

### Die Quellen

Erste Anhaltspunkte liefern Auswandererverzeichnisse des für Winzeln zuständigen Oberamtsbezirks Oberndorf für die Jahre 1858–1872, die heute im Staatsarchiv Sigmaringen verwahrt werden.<sup>3</sup> Dort finden sich auch Auswanderungsgenehmigungen und Urkunden für den Bürgerrechtsverzicht.<sup>4</sup>

Ein wertvolles Dokument für die örtliche Auswanderungsgeschichte ist das „Verzeichnis über die aus hiesiger Gemeinde ausgewanderten Personen“ für die Jahre 1865–1892 im Ortsteilarchiv (OA) Winzeln des Gemeindearchivs Fluorn-Winzeln.<sup>5</sup> Es enthält – außer dem Namen des Auswanderers – Angaben zu Beruf (bei Männern) bzw. Familienstand (bei Frauen und ledigen Männern), Anzahl der mitreisenden Familienmitglieder und Reiseziel. Hinweise auf den Verbleib und das weitere Schicksal der Auswanderer finden sich in den Pflegerechnungen. Diese mussten im Auftrag der Gemeinde immer dann angelegt werden, wenn ein Gemeindeglied – z. B. durch Abwesenheit – nicht in der Lage war, sein im Ort verbliebenes Vermögen bzw. sein Erbe selbst zu verwalten. In Winzeln wurden für insgesamt 183 Auswanderer Pflegerechnungen geführt, von denen 165 nach Nordamerika ausgewandert waren. Die Pflegschaft endete, sobald der Verbleib des

<sup>1</sup> Vgl. US Bureau of the Census, *Historical Statistics of the United States: Colonial Times to 1970*, Washington 1971, S. 105 f.

<sup>2</sup> Vgl. Ortsbuch Fluorn-Winzeln, hg. von HEINZ E. WALTER, Heilbronn-Leingarten 1992, S. 351–358.

<sup>3</sup> Staatsarchiv Sigmaringen (STA Sigmaringen), Wü 65/24 T 1-2, Nr. 340–348.

<sup>4</sup> STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 122.

<sup>5</sup> OA Winzeln, Nr. 3261.

Ausgewanderten und dessen Wunsch zur Verwendung seines Erbteils bekannt sowie das Geld in seinem Sinne ausbezahlt war. Als Beilagen zu den Pflegerechnungen verwahrte man alle Schriftstücke, die Aussagen über die geplante Nutzung des verwalteten Vermögens enthielten. Erhalten haben sich 60 Vollmachten und 32 Briefe. Letztere sind besonders interessant, da die Schreiber darin auch über ihre Lebensumstände und Erfahrungen in der neuen Heimat berichteten. Weitere Auswandererbriefe ehemaliger Winzler Bürger befinden sich in der Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt<sup>6</sup> und in Privatbesitz<sup>7</sup>.

Sind Namen und Auswanderungsjahr bekannt, bietet das Internet eine Fülle weiterer Recherchemöglichkeiten: Passagierlisten von Auswandererschiffen, Namenslisten der Einwanderungsbehörden in New York „Castle Garden“ bzw. „Ellis Island“ sowie Steuerverzeichnisse der amerikanischen Steuerbehörden sind inzwischen leicht abrufbar.<sup>8</sup> Für Winzler war die Suche nach einzelnen Personen erfreulich ergiebig – die Kombination vergleichsweise seltener Nachnamen (z. B. Kreuzberger) mit „katholischen“ Vornamen wie Bartholomäus oder Crescentia erwies sich als günstig. Im Vergleich dazu „verschwinden“ die aus dem Nachbarort Fluorn ausgewanderten Kaufmanns oder Lehmanns mit ihren weithin gebräuchlichen „evangelischen“ Vornamen Andreas oder Anna in einer Flut Gleichnamiger in den Auswandererlisten.

## Der lange Weg nach Amerika

### Gründe für die Auswanderung

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verließen tausende Württemberger ihre Heimat, um in Amerika oder Russland ihr Glück zu suchen. Um die Ursachen dieser Massenauswanderung zu ergründen, beauftragte die Regierung in Stuttgart im Frühjahr 1817 den Rechnungsrat Friedrich List mit einer Befragung der Auswanderungswilligen. Sein Fazit: *„Einstimmig haben sie sich hierauf über Mangel an Arbeit und über große Theuerung der Lebens Mittel, über allzu große Abgaben, über Bedrückungen der Beamten und Schultheißen beklagt.“*<sup>9</sup>

Seit dem 18. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung Württembergs im Schnitt jährlich um ein halbes Prozent<sup>10</sup> – insgesamt wuchs die Einwohnerzahl von 1,3 Millionen im Jahr 1812 auf 1,7 Millionen im Jahr 1849 und 2,1 Millionen im Jahr 1900.<sup>11</sup> Nicht zuletzt durch Verbesserungen im Gesundheitswesen (z. B. Impfungen) überlebten immer mehr Menschen, die nun ihr Auskommen suchten – die meisten von ihnen auf dem Land, wo der Bevölkerungsanstieg bald zu einem gravierenden Mangel an Arbeit führte. Ein wesentlicher Grund hierfür lag in der Pra-

<sup>6</sup> Bestand „NABS Walter“, 7 Briefe, 1895–1927.

<sup>7</sup> Hans Martin Hezel, Winzler. 5 Briefe, 1875–1922.

<sup>8</sup> Als besonders hilfreich erwiesen sich die Seiten [www.immigrantships.net](http://www.immigrantships.net) (Passagierlisten), [www.castlegarden.org](http://www.castlegarden.org) bzw. [www.ellisland.org](http://www.ellisland.org) (Listen der New Yorker Einwanderungsbehörden) sowie [www.familysearch.org](http://www.familysearch.org) (Steuerverzeichnisse).

<sup>9</sup> Zitiert nach HEINRICH KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? 300 Jahre Auswanderung nach Amerika, Bergisch-Gladbach 1992, S. 72.

<sup>10</sup> Vgl. WOLFGANG VON HIPPEL, Am Ende des Alten Reiches. Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, in: Die Geschichte Baden-Württembergs, hg. von REINER RINKER, Stuttgart 1986, S. 201–210, hier S. 202.

<sup>11</sup> Vgl. WILLI A. BOELCKE, Sozialgeschichte Württembergs 1800–1989, Stuttgart 1989, S. 16.

xis der Realteilung, die in Altwürttemberg bereits seit Jahrhunderten üblich war und sich in den Rottweiler Dörfern (u. a. Winzeln) seit dem 18. Jahrhundert allmählich durchsetzte.<sup>12</sup> Da sämtliche Nachkommen erberechtigt waren, teilte man den Besitz in immer kleinere Parzellen auf. Irgendwann reichten die kleinen Ackerflächen dann nicht mehr aus, um den Lebensunterhalt für eine Familie zu bestreiten.<sup>13</sup> Immer mehr Landwirte mussten sich eine zusätzliche Arbeit suchen, häufig als Kleinhandwerker oder Tagelöhner. Diese Tätigkeiten waren jedoch nicht immer gefragt und – bei wachsender Bevölkerung – auch nicht für alle Arbeitssuchenden in ausreichendem Umfang vorhanden. Die Arbeitslosigkeit führte zu Verschuldung und Armut. Zwar konnte man in der Regel im elterlichen Haus wohnen, doch es fehlte an Geld für Lebensmittel und Kleidung. Viele sahen dann in der Auswanderung den einzigen Ausweg aus ihrer Not.

In einer von der Landwirtschaft geprägten Region war man zudem in besonderem Maße vom Wetter abhängig. Besonders für die arme Landbevölkerung war es fatal, wenn durch ungünstige Witterungsverhältnisse die Erträge ihrer schmalen Ackerparzellen geringer oder ganz ausfielen und die Preise für Lebensmittel sowie Saatgut stiegen. Gerade das 19. Jahrhundert zeichnete sich durch extreme Klimaschwankungen aus.<sup>14</sup> Nachdem bereits im ersten Jahrzehnt die Winter sehr kalt und schneereich gewesen waren, kam ab 1812 eine Reihe kalter und nasser Sommer mit Missernten hinzu. Am 5. April 1815 brach der Vulkan Tambora auf den Sundainseln aus; die Vulkanasche verbreitete sich mehrere Jahre lang um die Erde. Dies führte auch in Europa zu besonders kalten, nassen Jahren und in der Folge zu massiven Ernteausfällen. Im Jahr 1816 gab es eine so große Hungersnot, dass man nicht davor zurückschreckte, Katzen und Hunde zu schlachten oder das Saatgut für das kommende Frühjahr anzugreifen. Auch im Zeitraum von etwa 1843 bis 1856 führten Hagelstürme und Unwetter zu beträchtlichen Ernteausfällen. Ein großes Problem war die Kartoffelfäule, die durch einen aus Amerika eingeschleppten Pilz verursacht wurde und 1845 erstmals in Europa auftrat. In den letzten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts schwankten die Temperaturen stark – günstige und schlechte Witterungsverhältnisse bzw. Ernten wechselten sich ab.

Bei der 1817 durchgeführten Befragung der Auswanderungswilligen hatten diese auch über die große Steuer- und Abgabenlast geklagt, die zur Verarmung der Landbevölkerung beitrug.<sup>15</sup> Bis zur Ablösung der Lasten um die Mitte des 19. Jahrhunderts mussten Gülten (Pachtzinsen) an den Grundherrn entrichtet werden. Außerdem war der Zehnt fällig – es gab einen Großzehnt auf Getreide und Großvieh, den Kleinzehnt auf andere Feldfrüchte und Kleinvieh, den Heuzehnt, Holzzehnt, Fleischzehnt oder den Neubruchzehnt auf neu gerodetes Land. Ferner mussten Frondienste geleistet oder im Ausgleich bezahlt werden. Hinzu kamen Landessteuern und Gemeindeabgaben. In Kriegszeiten waren zudem Einquartierungen und Naturalleistungen zu erdulden.

Auch die Flucht vor den *Bedrückungen der Beamten und Schultheißen* mag den einen oder anderen zur Auswanderung bewogen haben, denn *Amerika ist ein freies Land, wehr keinen Schuh hat geht bahr Fuß*.<sup>16</sup> Der 1855 ausgewanderte Schmied Caspar Schweikert konstatierte nach

<sup>12</sup> Vgl. WOLFGANG ZIMMERMANN, Leben und Arbeiten in der Agrargesellschaft, in: Der Landkreis Rottweil, Bd. I, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Sigmaringen 2003, S. 153–167, hier S. 156 f.

<sup>13</sup> Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 77 f.

<sup>14</sup> Vgl. WALTRAUD DÜWEL-HÖSSELBARTH, Ernteglück und Hungersnot. 800 Jahre Klima und Leben in Württemberg, Stuttgart 2002, S. 90–99.

<sup>15</sup> Vgl. RUDOLPH MOSER, Die bäuerlichen Lasten der Würtemberger, insbesondere die Grundgefälle. Die Entstehung der letzteren, ihre Schädlichkeit und die Mittel zur Abhilfe, Stuttgart 1832.

<sup>16</sup> Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860, OA Winzeln, Nr. 1581.

wenigen Jahren in Amerika: *Ich hoffe das noch fihle von Winzeln hier sain werden, den in dießen Land hat ain jeder sain aigenen wihlen, bei euch ist ain armer Mann ain Sglave, wie ihr es selbst wissen. Ich wolde in Winzeln nicht mehr wohnen, wen Ich das halbe Ord besizen würde, den ain deutscher Bürger ist zufihl Gesez untherworfen [...].*<sup>17</sup> Auch die Aussicht auf die freie Ausübung eines Gewerbes war verlockend: *Es ist jedem Gelegenheit geboten, [...] das Ziel nach dem man strebt zu erreichen, was in der alten Heimat fühlbar mangelt.*<sup>18</sup>

Die Auswanderung nach Amerika konnte auch ein Weg sein, sich der Militärpflicht oder dem Kriegsdienst zu entziehen. Gegen den 1847 ausgewanderten Jakob Graf hatte man auf Beschluss des Gemeinderats *als widerspenstigen Militairpflichten im Jahre 1853 [...] Vermögensbeschlagnahme und steckbriefliche Verfolgung* angeordnet, die erst 1870 aufgehoben wurde.<sup>19</sup> Am 6. April 1870 schrieb Josepha Schmid aus Amerika: *Einen Grus von dem Lorenz, sein Vatter hat ihm geschrieben er soll kommen, aber er meint es wär noch gefährlich, wegen dem Soldatsein, er kommt wieder hinaus, aber jetzt noch nicht gleich.*<sup>20</sup> Ein weiser Entschluss, wie sich bald zeigen sollte: Im Sommer desselben Jahres begann der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71!

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man noch befürchtet, durch Massenauswanderungen billige Arbeitskräfte zu verlieren und diese durch Einschränkungen und Verbote zu verhindern gesucht.<sup>21</sup> Später hingegen – besonders in den Notjahren 1846 bis 1855 – bot man Auswanderungswilligen sogar die Übernahme der Reisekosten an. Die Versorgung bedürftiger Gemeindeangehöriger überstieg nicht selten die finanziellen Mittel einer Gemeinde. So beschlossen Gemeinderat und Bürgerausschuss der Gemeinde Winzeln am 4. September 1847, *jedem auswanderungslustigen Bürger ohne Ausnahme auf Vermögen u. Stand von Seite der Gemeinde 100 fl zu diesem Vorhaben beizutragen, wenn der Auswanderungslustige nachweist, daß ihm sein Vorhaben nicht vereitelt, u. eintheils durch eigenes Vermögen, oder durch Beihilife anderer dieses bewerkstelligen kann.*<sup>22</sup> Um eine Rückkehr bzw. zukünftige Ansprüche auf finanzielle Unterstützung seitens der Gemeinde oder des Staates auszuschließen, musste der Auswandernde in der Regel auf sein Bürgerrecht verzichten: So gewährte der Gemeinderat am 27. Juli 1882 dem Maurer Adolf Ruf einen *Beitrag zu den Reisemitteln von 300 M aus der Gemeindegasse [...] unter der Bedingung, daß er mit Familie unter Verzicht auf das diesseitige Gemeinde- u. Staatsbürgerrecht förmlich auswandert.*<sup>23</sup>

## Die Reise

Für diejenigen Auswanderungswilligen, die sich auf den Weg in eine ungewisse Zukunft machten, war vorab vieles zu regeln. Zunächst war die Frage zu klären, ob man sich die Reise aus eigener Kraft leisten konnte oder ein Zuschuss bei der Gemeinde beantragt werden musste. Dabei galt es zu berücksichtigen, dass der Auswanderer zusätzlich zu den Reisekosten *von seinem apportie-*

<sup>17</sup> Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860, OA Winzeln, Nr. 1847.

<sup>18</sup> Brief Bernhard Laufer vom 10.11.1857, OA Winzeln, Nr. 1676.

<sup>19</sup> STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 122.

<sup>20</sup> Gemeint ist der 1867 ausgewanderte Zimmermann Lorenz Schmid. Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870, Privatbesitz Hans Martin Hezel, Winzeln.

<sup>21</sup> Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 69 f.

<sup>22</sup> OA Winzeln, Nr. 2559, Bl. 173 r.

<sup>23</sup> OA Winzeln, Nr. 2565, Bl. 244.

renden [auszuführenden] Vermögen aber zehn Prozent Nachsteuer zu entrichten hatte, wie es in der Auswanderungsgenehmigung für Martin Schweikert von 1817 heißt.<sup>24</sup> Dieser Betrag wurde fällig, um Steuern und Abgaben an den württembergischen Staat abzugelten. Als Sicherheit für etwaige Nachforderungen seitens der Gemeinde oder von privaten Schuldnern musste vor Antritt der Reise außerdem ein Bürge benannt werden, der im Zweifel für offene Verbindlichkeiten einzustehen hatte.

Mit der Reiseplanung wurde häufig ein Auswanderungsagent betraut, beispielsweise der im Auswanderungsverzeichnis 1858/59 des Oberamts Oberndorf verzeichnete *Auswanderungsagent J[ohann] Legler in Oberndorf*.<sup>25</sup> Direkt in Winzeln ansässig war der Zimmermann und Bauunternehmer Xaver Kopp, der für die „Compagnie générale transatlantique in Paris und Havre“ als Unteragent des in Straßburg ansässigen Bevollmächtigten Eugen Schwarzmann tätig war.<sup>26</sup> Auch einige der bereits in Amerika angekommenen Auswanderer empfahlen den Nachkommenden, ihre Reise über einen Auswanderungsagenten in Deutschland zu buchen: *Ich rathe keinem ohne Akort nach Amerika zu reißen, wen einer seine Reise plant [...] so soll er bei dem Agent, wo er akortiert die ganze Reise [...] verakortieren, dan wirt man am wenigsten betrogen, und kann sein Gelt am besten spahren*.<sup>27</sup> Waren die Vermögensangelegenheiten geregelt und die Reiseplanung abgeschlossen, mussten die erforderlichen Pässe und eine behördliche Auswanderungsgenehmigung eingeholt werden. Diese beinhaltete den Verzicht auf das württembergische Bürgerrecht und – bei Männern im wehrfähigen Alter – die Verpflichtung, im Zeitraum von einem Jahr nach Wegzug im Ausland keinen Wehrdienst zu leisten.

Hatte man alle vorgeschriebenen Papiere beisammen, die Vermögensangelegenheiten geregelt und seine Habseligkeiten gepackt, konnte die Reise beginnen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts schiffte sich die überwiegende Mehrheit der württembergischen Auswanderer für die Überfahrt nach Amerika im französischen Le Havre ein. Ein entscheidender Vorteil des dortigen Hafens bestand darin, dass – im Gegensatz zu den weiter östlich gelegenen holländischen oder deutschen Seehäfen – die Schiffspassage über Nordsee bzw. Ärmelkanal entfiel. Dies reduzierte die Reisekosten und – was sicher nicht unwillkommen war – die Aufenthaltsdauer an Bord. Die später bevorzugten Abfahrtsorte Hamburg und Bremen sowie das erst 1827 gegründete Bremerhaven spielten für die Auswanderung aus Süddeutschland daher zunächst keine Rolle. Noch 1852 beklagte die in Bremen erscheinende „Deutsche Auswanderer-Zeitung“, die für Le Havre tätigen Agenten hielten *die Tradition der früheren Reisebeschwerlichkeiten ohne Eisenbahn und Dampfschiffe [...] rege, als ob die deutschen Häfen als Einschiffungsplatz für Auswanderer aus der Pfalz etc. außer allem Bereich lägen*.<sup>28</sup> Die Tatsache, dass zu dieser Zeit bereits eine nahezu vollständig ausgebaute Eisenbahnstrecke von Stuttgart bis Hamburg und Bremen existierte,<sup>29</sup> interessierte erst einmal wenig. Le Havre kannte man, also reiste man über Le Havre!

<sup>24</sup> STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 122.

<sup>25</sup> STA Sigmaringen, Wü 65/24 T 1-2, Nr. 340.

<sup>26</sup> Da die Tätigkeit von Unteragenten jedoch unzulässig war, erklärte das Oberamt Oberndorf in einem Schreiben vom 27.05.1898 die weitere Arbeit Kopp's für beendet. Staatsarchiv Sigmaringen, Bestand Wü 65/24 T 3, Nr. 375.

<sup>27</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860, OA Winzeln, Nr. 1895.

<sup>28</sup> Ausgabe vom 1. Juni 1852, Nr. 44.

<sup>29</sup> Einen Überblick über das deutsche Eisenbahnnetz um 1850 gibt die „Übersichtskarte der Eisenbahnen und Haupt-Orts-Entfernungen“ im Heft „Deutschlands Eisenbahnen“, München 1856.

Die Reise begann auf dem Landweg in Karren, (Post-)Kutschen oder zu Fuß; ein flächendeckendes Eisenbahnnetz existierte damals nicht. Um 1850 gab es kaum mehr als die Hauptlinie Freiburg-Bruchsal-Mannheim in Baden bzw. die Strecke Friedrichshafen-Ulm-Stuttgart-Bruchsal in Württemberg.<sup>30</sup> Von Straßburg verkehrten seit 1835 regelmäßig Dampfboote rheinabwärts bis Köln, und von dort ging es mit der Eisenbahn weiter, die ab 1850 über Paris bis Le Havre führte.<sup>31</sup>

Beschwerlich war der Weg bis zum Einschiffungshafen dennoch: *Ihr habt sehr wohl unangenehmes bis zur See Stadt, mit euren Kindern u Kisten, das ihr nichts verliert, das ihr keines verliert, das ihr nicht zu stark betrogen werdet [...].*<sup>32</sup> Und auch in Le Havre war die Gefahr groß, auf zwielichtige Makler, habgierige Händler und schlechte Unterkünfte zu treffen. Kilian Ruf, der 1860 mit Familie und Bekannten aus Winzeln aufbrach, riet daher: *Im Gasthof zur Stadt Stutgart oder bei Hermann sind die Loschien gut, sie geben auch guten Rath, wen man in Verlegenheit kommt, die es auf solcher Reise leicht gibt.*<sup>33</sup>

Für ihre Verpflegung während der Überfahrt mussten die Reisenden selbst sorgen. Ein Werbeblatt der Agentur C. Stähle in Heilbronn von 1849 listete für eine Reise nach New York folgende Vorräte für zwölf Wochen auf: 40 Pfund Schiffszwieback, 10 Pfund frisches Brot, 8 Pfund geräuchertes oder 15 Pfund gesalzenes Fleisch, 6 Pfund Schmalz, 45 Pfund Mehl oder getrocknetes Gemüse, 150 Pfund Kartoffeln, 2 Maß Essig sowie 2 Pfund Salz.<sup>34</sup> Christian Eith riet seinem auswanderungswilligen Bruder: *Die nöthigsten Lebensmittel sind, ohne Kartoffen, Mehl, Reis, od Gerste Zwibak od getörtes Brot, gut gereicherter Spek, Schmalz, Butter, Zucker, Kaffe, The, [...] Wein, Essig, absonder gutt Brantwein, Zwetgesch, einige gut lekenbissen für Kinder, u das Blecherne Kochgeschirr könt ihr hier wieder alles brauchen.*<sup>35</sup> Empfohlen wurde, die Lebensmittel von zuhause mitzunehmen und möglichst nicht am Einschiffungshafen oder an Bord zu kaufen: *Ich rathe jedem, der nach Amerika auswandert, daß er die Seekost, wie die Vorschrift lautet, alle pünktlich von Haus mitzunehmen, es ist beser etwaß mehr als weniger [...].*<sup>36</sup> Fehlte doch etwas, war es ratsam, dieses *in der Stadt bei den Kaufleuten* zu besorgen und nicht *in dem Magazin oder Räuberhölle* am Hafen, denn *dort stehlet sie dem armen Auswanderer gewaltsamer weiß das Geld ab*. Vor der Bordverpflegung wurde eindringlich gewarnt: *Behüt Gott jeden Menschen vor dem Zwieback, Schinken in Essig. Die mehresten, die Schiffskost hatten, haben alles ins Wasser geworfen.*

Lange Zeit überquerten die Auswanderer den Atlantik auf Segelschiffen. Sie blieben – auch nach dem Aufkommen der Dampfschiffe ab 1840 – besonders bei ärmeren Bevölkerungskreisen das bevorzugte Reisemittel, da die Überfahrtskosten nur die Hälfte betrug. Erst nach 1870 setzten sich die Dampfschiffe endgültig durch, auch wegen der deutlich kürzeren Reisezeit, die im Idealfall nur noch acht Tage betrug.<sup>37</sup>

<sup>30</sup> WERNER WALZ, Die Eisenbahn in Baden-Württemberg. Geschichte der Bahnen in Baden und Württemberg 1840 bis heute, Stuttgart 1980.

<sup>31</sup> Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 67.

<sup>32</sup> Brief Christian Eith vom 17.12.1857, OA Winzeln, Nr. 3044, Fasz. Nr. 483.

<sup>33</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>34</sup> OA Fluorn, Nr. 1241.

<sup>35</sup> Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

<sup>36</sup> Dieses und die folgenden Zitate: Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>37</sup> Vgl. BERND BRUNNER, Nach Amerika. Die Geschichte der deutschen Auswanderung, München 2009, S. 77.



Nähere Einzelheiten sind über die Atlantiküberfahrt des Wagners Kilian Ruf bekannt.<sup>38</sup> Am 21. April 1860 bestieg der damals 45-Jährige mit Frau (35) und Sohn (9 Monate) das Segelschiff „Hemisphere“, das unter Kapitän John S. Sayler von Le Havre nach New York fuhr. An Bord waren insgesamt 445 Passagiere, davon 406 Erwachsene, 30 Kinder und 9 Säuglinge. Das Schiff mit einer Ladung von 1.023 Tonnen legte um 10 Uhr morgens ab. *Die Fahrt ging die 3 ersten Tage ganz gut, doch ists noch beßer gegangen aus dem Magen durch den Hals. Alles hat gekozt, keiner wollte daß schlechteste sein.* Kein Wunder – die „Landratten“ vom Oberen Neckar hatten mit Sicherheit zuvor nie ein schwankendes Schiffsdeck betreten. Die beengten Verhältnisse förderten die Ausbreitung von Krankheiten und führten zu Streitigkeiten, z. B. um einen Platz an den wenigen Kochgelegenheiten: *Auf dem Meer ist es zufall, wenn auch nur eines gesund bleibt. Es ist oft gut genug, wenn nur Eines von einer 6 Glidrigen Familie Im Stand bleibt, die Schiffstiege Täglich merere Mahl zubesteigen kann. – Um etwas warmes für die Kränklichen zu bekommen, und wen er selbst kaum laufen kann, so muß ers noch mit Streit u Händel oft nur warm machen können, bey so fühlen Leuten, bei so fühlen Nationen, gleichwohl du auf dem Wasser bist, hast 2tens noch oft Wassernoth zum trinken, wen einer also nicht gnug Gut eingerichtet ist mit Wein Essig u Brandwein, das er durstlöschende Getränke bereiten kann, so mus ein Krankes wie Gundes oft grose Noth leiden.*<sup>39</sup>

Bei einer Überfahrt von mehreren Wochen Dauer sahen sich die Auswanderer nicht nur mit Hunger und Durst, mit der Enge des Schiffs und der damit verbundenen Ansteckungsgefahr durch kranke Mitreisende konfrontiert. Immer wieder kam es zu Unglücksfällen auf hoher See: So erreichte das *Dampfschiff Austeria* 1859 nie sein Ziel, da es *den 14. September auf hoher See mitt 500 Menschenleben verbrante*.<sup>40</sup> Unvorhersehbar war auch das Wetter – Sturm oder Flaute setzten dem Schiff und den Reisenden zu. Glücklicherweise konnte sich schätzen, wer mit dem Segelschiff schon nach drei Wochen sein Ziel erreichte, wie Kilian Ruf, dessen Schiff am Himmelfahrtstag des Jahres 1860 im Hafen von New York einlief.

## Die Ankunft in Amerika

Die Mehrzahl der Auswanderungsschiffe aus Le Havre landete in New York. Eine offizielle Anlaufstelle zur Betreuung der Neuankömmlinge gab es dort zunächst nicht, sodass diese nicht selten auf zwielichtige Makler hereinfließen, die sogenannten „runner“.<sup>41</sup> Um solchen Missständen Abhilfe zu schaffen und die ungeheuren Massen an Einwanderern besser zu bewältigen, richtete die Stadt New York im Jahr 1855 auf der Südspitze der Halbinsel Manhattan ein Landungsdepot ein – das umgebaute Opern- und Konzerthaus „Castle Garden“ wurde zur ersten Station auf dem Weg in die neue Heimat.<sup>42</sup> Hier sollten alle Einwanderer kontrolliert und registriert werden, bis das Einwanderungswesen 1892 in bundesstaatliche Verantwortung übergang und ein neuer Gebäudekomplex auf Ellis Island errichtet wurde. Auch Kilian Ruf und die übrigen Reisenden der „Hemisphere“ wurden nach ihrer Ankunft am 17. Mai 1860 über „Castle Garden“ ins Land

<sup>38</sup> Einen ausführlichen Bericht von der Reise liefert der Brief des Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27); die Angaben zum Schiff „Hemisphere“ finden sich bei [immigrantships.net](http://immigrantships.net).

<sup>39</sup> Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

<sup>40</sup> Brief Lorenz Gaus vom 1.5.1859, OA Winzeln, Nr. 1581.

<sup>41</sup> Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 287 ff.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 296–301.

geschleust: *Wir mußten alle in Keßelgarten, dort wurten wir fßidiert, wegen Krez oder sonstigen Krankheiten, wir alle wurden nach dem Namen, Stand, Wohnort, Land, Alter, u ob man aus eigenen Mittel oder ob man von der Gemeinde fort gelifert worden sei, gefragt, dies wurde alles aufgeschriben, keiner durfte hinaus eh dies geschehen ist.*<sup>43</sup>

Viele Auswanderer blieben nach ihrer Ankunft in Amerika direkt in New York, andere zogen weiter. Besonders beliebt bei den Exil-Württembergern waren die Bundesstaaten Illinois und Missouri – die etwa 1.400 Kilometer westlich von New York gelegenen Regionen waren um 1850 neu erschlossen worden und boten den Neuankömmlingen günstige Bedingungen zur Ansiedlung.<sup>44</sup> Auch Kilian Ruf hielt es nicht in der Stadt: *Ich hät in New York Arbeit bekommen, ich wollte aber nicht, denn in New York gefül es mir gar nicht.*<sup>45</sup> Schon am folgenden Tag brach er mit Familie und zwei Mitreisenden auf in das 650 Kilometer entfernte Buffalo im Bundesstaat New York. Von dort aus ging es weiter nach Dayton (Ohio). Schon damals gab es nützliche Hinweise, Zusatzkosten für Gepäck einzusparen: *Die Reise von New York nach Dajton kostet die Person 9 Dollar, 80 lb Gepäk sind frey, wen man mehr als 80 lb hat kostet der Zentner 4 Doll. Eh man aussteigt aus dem Schiff muß man Kleider anziehen so viel daß einer tragen kann u noch ein Pak an die Hand nehmen, daß das Koffer leicht wirt waß einer tragt das kostet nichts.*<sup>46</sup>

Auf ihrer viele Tage oder gar Wochen dauernden Reise durch Amerika legten viele Auswanderer einen Zwischenstopp bei Verwandten und Bekannten ein, die schon länger im Land lebten. Sie brachten Neuigkeiten aus der alten Heimat und bekamen dafür Ratschläge und ein warmes Essen. Ob man sich kannte, spielte dabei keine Rolle – die Herkunft aus dem Heimatort allein reichte aus, um Gastfreundschaft zu gewähren. So übergaben 1853 *des Schwarzen Kinder* der in Dayton (Ohio) lebenden Maria Beh einen Brief ihrer deutschen Verwandtschaft – *ich habe aber keins gekant, ich habe inen ein Mitagessen gegeben.*<sup>47</sup>

Auch die Wahl des künftigen Wohnortes in Amerika hing nicht selten davon ab, ob dort bereits Verwandte oder Bekannte aus der alten Heimat lebten. Diese erleichterten die Eingewöhnungszeit, indem sie Arbeitsplätze und Unterkunft entweder selbst stellen oder bei der Suche behilflich sein konnten. Auch das Heimweh ließ sich auf diese Weise sicher leichter ertragen, hatte man doch die Möglichkeit, sich über Vertrautes und in der eigenen Sprache zu unterhalten. So schrieb Anastasia Ruf 1860 an ihre Schwester: *Ich habe es gut u bin recht gern in Amerika, ich hate das Heimweh noch keine Viertel Stunde gehabt [...]. Ich bin auch wider in ein land gekommen, wo ich meine Geschwisterte und bekante getroffen habe.*<sup>48</sup>

## Das Leben in der neuen Heimat

Wer sein Reiseziel in Amerika erreicht hatte, musste sich in der Folgezeit eine neue Existenz aufbauen. Die Auswanderer trafen hier auf Verhältnisse, die ihrem Leben in der alten Heimat teils vergleichbar waren, aber auch vollkommen neu und ungewohnt sein konnten. *Es geht ganz anders zu, als man es sich in vorstellungen nur bringen kann,* schrieb Josepha Schmid am 6.4.1870

<sup>43</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>44</sup> Vgl. KROHN, Und warum habt ihr Deutschland verlassen? (wie Anm. 9), S. 301.

<sup>45</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> Brief Maria Beh 1853, OA Winzeln, Nr. 1522.

<sup>48</sup> Brief Anastasia Ruf 1860, OA Winzeln, Nr. 1895.

an ihren Bruder.<sup>49</sup> Nach ihrer Ankunft am künftigen Wohnort mussten die Neuankömmlinge zunächst eine Unterkunft finden – entweder allein oder mit der Hilfe von Verwandten oder Bekannten. In der Anfangszeit lebten die meisten erst einmal zur Miete. In St. Louis zahlte Christian Eith 1857 für ein Zimmer eine monatliche Miete von 4–5 Dollar bei einem Anfangsgehalt von 20 Dollar.<sup>50</sup> Günstiger war in Dayton (Ohio) etwas zu haben: Kilian Ruf hatte 1860 *eine Loschie gemüthet, 2 schöne Zimmer, eine Sommerküche, Plaz im Keller und geschloßener Holzplatz, des Monats für 2 Thaler*.<sup>51</sup> Für viele der auf dem Land lebenden Auswanderer erfüllte sich nach einiger Zeit der Traum vom Eigenheim, das sich nach den eigenen Vorstellungen gestalten ließ: *Hier ist auch kein Gesez über die Bauart. Es kann jeder auf seinem Eigenthum bauen, wie er will, und wohin er will*.<sup>52</sup> Im Idealfall konnte man neben dem eigenen Haus ein weiteres für Mieter bauen und von den Einkünften leben: *Wir haben im Sinn, dies nächste Frühjahr wider ein Haus zu bauen, die Mütthe ist theuer und kennen 20 Thaler den Monath bekommen. Wir können noch ein Haus neben das alte stellen, dan braucht mein Man nicht mehr schaffen, dan können wir leben*.<sup>53</sup>

## Arbeit

Außer um eine Unterkunft mussten die Neueinwanderer, sofern sie nicht über größere Ersparnisse verfügten, sich möglichst rasch um Arbeit bemühen. Die Männer arbeiteten – wie auch schon in ihrer alten Heimat – überwiegend in der Landwirtschaft oder als Handwerker. Karriere gemacht hatte der Zimmermann Simon Bach – er arbeitete in Nanticoke (Pennsylvania) für *eine gewisse Susguhanna-Kohlen-Kompanie, welche grose Steinkohlen-Werke und Eisenbahnen-Verkehr dreiben. Ich habe Eisenbahn briken, Schaft Gebeude und Fabriken, in welchen die Kohlen bei Maschineri klein gebrochen und sortiert werden, zu bauen*.<sup>54</sup> Er war sichtlich stolz auf das Erreichte: *Ich wünschte blos, du und Leo kennten meine Gebeude und Briken sehen, die ich die letsten 6 Jahre gebaut habe. Ich kann mich noch sehr erinnern, wo ich mit meinem Bruder Leo in Mihilhausen als Lehrjung arbeitete. Wenn er mir sagte, das ich in meinem Leben kein Zimmermann werde. [...] Du kannst ihm schreiben, das ich ihn heute lernen könnte in Zeichnung und Arbeit [...]*.<sup>55</sup> Die beiden 1854 ausgewanderten Brüder Lorenz und Xaver Gaus lebten und arbeiteten in bzw. in der Nähe von Lincoln (Illinois). Wie Lorenz Gaus am 14. August 1860 an seinen Lehrer berichtete, besaß der Bruder *ein Haus und zwei Aker Land, und macht gut aus mit einer Baksteinjard [Ziegelei]. [...] ferner haben wir 50 Aker Land gerint [von engl. „rent“ = pachten], wo wir 40 in Welschkorn [= Mais] haben, daß andere in Haber, Karkohl, Hungerien, es verspricht eine reichliche Ernte, nebst dem dreib ich die Schusterei mit einem Gesellen*.<sup>56</sup> Sein Fazit: *Wir leben wirklich recht glücklich und zufrieden*.

Gute Verdienstmöglichkeiten waren auch in Amerika die Grundlage für wirtschaftlichen Aufstieg und Wohlstand; fehlende Arbeit führte auch hier zu Armut und Not. Bei vielen Auswan-

<sup>49</sup> Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

<sup>50</sup> Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

<sup>51</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>52</sup> Ebd.

<sup>53</sup> Brief Sophia Graf vom 10.11.1869, OA Winzeln, Nr. 1599.

<sup>54</sup> Brief Simon Bach vom 27.2.1881, OA Winzeln, Nr. 1513.

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

derern wechselten sich gute und schlechte Zeiten ab, nicht selten beeinflusst durch Krankheit. Georg Hetzel schrieb um 1855: *Hate zunächst keine Arbeit, auch wurde ich bald darauf krank, hat während meiner Krankheit wenig Hilfe [...] ich bin jetzt gesund, habe guten Verdienst [...].*<sup>57</sup> In konjunkturell ungünstigen Phasen kam es auch zu Konkurrenz unter den Auswanderern, wie Barbara Schmid in einem Brief vom 27. Februar 1921 aus New York berichtete: *Wie ich dir schon schrieb, gehen die Geschäfte hier auch sehr schlecht, viele Leute sind außer Arbeit. Von Italien und überall her kommen so viele Einwanderer, das machts noch schlimmer, die arbeiten so billig, dann können die hiesigen nichts bekommen, denn so billig leben wie die Italiener können nicht alle.*<sup>58</sup>

Eine charakteristische Beschäftigung für Frauen in Amerika war die Arbeit als Dienst- oder Zimmermädchen. Agatha Schmid schrieb am 1. November 1883 aus New York an ihre Mutter und die Geschwister. Die bereits in New York lebende Schwester Therese *ist in einem Bodinghaus* [engl. boarding house = Hotel], *sie haben 40 Personen zum Essen u Schlafen u sie muß aufwarten, da bekommt sie 16 Thlr [...]* *da mußte ich helfen Geschirr waschen u noch nidere Sachen thun.*<sup>59</sup> Auch bei der nachfolgenden Tätigkeit als Dienstmädchen *muß ich arg arbeiten [...]. Da bekam ich als Heimweh nach dem Feldgeschäft, denn hir muß ich jede Woche waschen u bügeln.* Agathas Nichte hatte 1921 schon einen „modernen“ Beruf – sie arbeitete nicht mehr als Zimmermädchen oder Haushaltshilfe, sondern bekam als *Maschinenschreiberin 16 Thaler die Woche.*<sup>60</sup>

In Amerika konnte Frauen aber auch der eigenständige wirtschaftliche Aufstieg gelingen. So berichtete Josepha Schmid am 27. April 1875 an ihren Bruder über die in St. Louis lebende Verwandte Kleopha: *Sie hat ein Kramladen, Zuckersachen, Körb und Regenschirm, Kinderspielsachen und einiges zum verkaufen, sie macht viel Geld.*<sup>61</sup> Viel Zeit für den Haushalt blieb Kleopha jedoch nicht, weshalb sie Josephas Tochter eine Stelle anbot: *Darum hat sie mir um mein Mädchen geschrieben, sie kann es gut brauchen, sie hat blos 2 Buben und sie ist auch immer viel kränklich [...]* *sie hat meinem Mädchen 4 Dollar Lohn den Monat versprochen und die Kleider, was es braucht.* Außer im Einzelhandel waren Frauen auch in anderen Bereichen erfolgreich – beispielsweise als Schneiderin: *Die Hanna Gebel ist reich von lauter nähen, sie macht Kleider, wo eines 6 bis 8 Dollar kostet, blos das machen, sie ist die älteste Kleidermacherin in Fort Wayne.*

Die meisten Frauen waren jedoch von ihren Ehemännern abhängig und von deren Erfolg oder Misserfolg. Wie unterschiedlich ihre finanzielle Lage sein konnte, zeigt ein Beispiel aus den 1880er Jahren: Adelheid Eith und ihr Mann Johann Erlenwein waren hoch verschuldet, Adelheid litt außerdem unter Heimweh. Auf Anraten ihres Bruders, sich Geld für eine Rückreise nach Deutschland zu leihen, schrieb sie an *Sekunda Hettrich [...]* *wegen dem Reisegelt for mich zu geben.*<sup>62</sup> Diese lehnte jedoch ab mit der Bemerkung, *sie habe einen Spazier Wagen for 100 Thaler und eine Nähmaschine for 75 Thaler gekauft.* Adelheid Eith war *erschreckt [...]*, *denn sie weis nicht mer wie es den armen Leiten get, den sie hat von Anfang an immer genug Geld in ihrer Hand gehabt.*

Auch Kinder und Jugendliche wurden zur Arbeit herangezogen. Spätestens im Alter von 13 oder 14 Jahren verließen die meisten die Schule und begannen, zum Familieneinkommen beizu-

<sup>57</sup> Brief Georg Hetzel um 1855, OA Winzeln, Nr. 1629.

<sup>58</sup> Brief Barbara Schmid vom 27.2.1921, Privatbesitz Hans Martin Hezel, Winzeln.

<sup>59</sup> Brief Agatha Schmid vom 1.11.1883, ebd.

<sup>60</sup> Brief Barbara Schmid vom 28.2.1921, ebd.

<sup>61</sup> Brief Josepha Schmid vom 27.4.1875, ebd.

<sup>62</sup> Brief Adelheid Eith vom 5.3.1886, OA Winzeln, Nr. 1539.

tragen. So berichtete die in Birmingham (Ohio) lebende Sophia Pott über ihren Sohn Jakob: *Er ist nun 13 Jahre alt und aus der Schule, und geht nur noch in die Nachtschule, bei Tag geht er schaffen in Glasfabrike, [...] er verdient 6 Thaler und 5 Sent die Woche.*<sup>63</sup> Nur in den Sommerferien durfte der 11-jährige Johannes arbeiten, gegen den Widerstand seines Vaters Simon Bach: *Ich wollte in nicht arbeiten gehen laßen, konnte ihn aber nicht abhalten.*<sup>64</sup>

## Alltagsleben

In den Auswandererbriefen überwiegen die Berichte über die eigenen Lebensbedingungen – Arbeits- und Einkommensverhältnisse, familiäre und gesundheitliche Umstände sowie Erfahrungen und daraus resultierende Ratschläge für andere Auswanderungswillige. Als interessantes Thema erschienen jedoch auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen alter und neuer Heimat.

Wer aus der dicht besiedelten Landschaft am Oberen Neckar kam, wo die Dörfer nah beieinander liegen und die Felder klein sind, muss beeindruckt gewesen sein von der Größe und Weite Amerikas. Nahezu unverständlich war es wohl für alle, die es nicht gesehen hatten: *Bei euch heißt es, Amerika müsse ganz angefüllt sein, wegen dem vielen Auswandern [...] Amerika ist noch lang nicht angefüllt. Große volkreiche Städte sind hier, aber 10 bis 12 Stund von einander entfernt, dazwischen trifft man einige Bauernhöf. Auf einem Plaz wie die Waldmößinger und Winzler Markung sieht man 1 oder 2 Häuser, bei den man wenig gebautes Feld sihet, mehrsten theils Waidgang, daß ander ist lauter Wildniß und Waldung.*<sup>65</sup>

Je nach Lage des Wohnortes in Amerika mussten sich die Neuankömmlinge unter Umständen auch auf völlig andere klimatische Verhältnisse einstellen. Von geradezu paradiesischen Wetterverhältnissen berichtete Caspar Schweikert im Jahr 1860 aus Kalifornien: *Das Glimah ist hier so schön und gesund, wie ich es noch nie gefunden habe, denn Regen hat man von April bis November kain mehr. Es ist nicht fihl wärmer als bei euch, und hat sehr gutes Waser. Pflanzen kann man, was man wihl, alles wachst.*<sup>66</sup> Hingegen berichtete Christian Eith 1857 aus St. Louis: *Im Allgemeinen ist das Klima hier etwas ungesunder als bei euch traussen. Der gesunde Mensch kann wirklich nicht so fihl ertragen wie bei euch. Sommerzeit ist die Wärme oft bereiz unmöglich zu ertragen, z. B. diesen Sumer hat es 4 Monath 96 bis 106 Grahd [Fahrenheit = um 40° Celsius] hiz gehabt, ohne Regen.*<sup>67</sup> Maria Beh berichtete im Jahr 1853: *das Gälbe fieber herrscht so in Neuolins [New Orleans], es sind schon in einem Tag 150 gestorben, es ist sehr schlecht vir frische einwanderer.*<sup>68</sup> Und Adelheid Eith wurde 1887 *gar fergiftet von einer Giftschlange beim arbeiten im Feld, so daß ich beinahe nichtens sehen konnte.*<sup>69</sup>

Auch über die Kleidung schreibt man fleißig: *Hier ist alles Modi. Schuh und Stifel, Hüt und Kaben [Kappen] von allen Faßeren und Farben, es wirt alles gethragen wie bei euch, nur nicht Bäuerisch. So ists auch bei den Weibsleuten. Diße tragen auch auf Stoff von allen Farben Kleider*

<sup>63</sup> Brief Sophia Pott vom 10.11.1869, OA Winzeln, Nr. 1599.

<sup>64</sup> Brief Simon Bach vom 27.2.1881 (wie Anm. 54).

<sup>65</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>66</sup> Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

<sup>67</sup> Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

<sup>68</sup> Brief Maria Beh 1853 (wie Anm. 47).

<sup>69</sup> Brief Adelheid Eith vom 17.10.1887, OA Winzeln, Nr. 1539.

wie bei euch. Wenn man irgentwo ist, wo viel Weibs leut bei einandert sind, gleicht es einem Papeientheater, in den Kleiter und Sprachen.<sup>70</sup> Die Mädchen sollen in Deutschland Kleiderzeug kaufen, Wollenatlas und schwarzen Oxlian und große Halstücher. Von allen Farben kann mans tragen. Sie sollen auch Nähseiden von allen Farben mitnehmen, auch Betten und Leine Tuch, flächtes oder Hänfthernes [aus Flachs oder Hanf], aber kein Baumwollen darin. Josepha Schmid empfahl ihrem Bruder, dass seine Frau den Töchtern das Nähen und Stricken beibringen sollte: *Es kommt einem so gut, wenn man alles ein wenig kann. In Amerika näheth mann das meiste selber, man hat keinen Schneider und kein Schuhmacher und keine Näherin im Haus, wie in Deutschland.*<sup>71</sup> In der Großstadt New York waren die Verhältnisse andere – Agatha Schmid konnte zunächst kein Geld nach Deutschland schicken, weil ich alles noch brauch zum Kleider kaufen. Denn hir kann ich die Kleider nicht tragen. Es würd uns alle Kinder immer Grünhorn rufen, wie sie es auch mir und der Luise gemacht haben, wenn wir miteinander ausgingen.<sup>72</sup>

Vollkommen ungewohnt mussten den aus einem einheitlich katholisch geprägten Umfeld stammenden Auswanderern aus Winzeln die religiösen Verhältnisse erscheinen. In Fort Wayne, Indiana, hatte man Glück. Josepha Schmid schrieb 1870: *Wir haben auch einen deutschen Pfarrer, er ist aus Westphalen, einen guten ordentlichen Pfarrer, er hat schon vieles bei uns eingeführt, wie es in Deutschland gehalten wird.*<sup>73</sup> Dies scheint allerdings nicht ganz einfach gewesen zu sein, denn er thät noch mehr, aber es sind so viele Andersgläubige in der Stadt, da würd so viel gespottet darüber. Aus New York berichtete Agatha Schmid im Jahr 1883, dass der Kirchgang keineswegs so geläufig ist wie in der alten Heimat: *Hier muss man 5 Cents bezahlen, wenn man in die Kirche gehen will. Da denkt manches, ich kanns zu etwas anders verwenden.*<sup>74</sup>

In Sachen Schulbildung riet Josepha Schmid ihrem Bruder: *Schick Deine Kinder auch fleißig in die Schul [...], laß sie gut unterrichten, die Schule ist nirgends so gut als bei uns in Deutschland, ich hab meinen Kindern schon vielmal müßen helfen, im Rechnen, in Aufsätzen.*<sup>75</sup> Über die Schulbildung in Amerika schrieb sie erneut in einem späteren Brief: *Wie weit ist Amerika zurück im Lernen, die Kinder werden lang nicht so gut unterrichtet wie in Deutschland.*<sup>76</sup>

Vereinzelt finden sich in den Briefen auch Angaben, wie es mit der Verständigung in Amerika klappte. Der aus Fluorn ausgewanderte Andreas Hornberger schrieb 1865: *Ihr schreibt auch, wie es mir gegangen sei mit der Sprache. Wo man hinkommt, sind Deutsche und die englische Sprache lernt man auch mit der Zeit.*<sup>77</sup> Während seiner Zeit als Cowboy hatte er in drei Monaten nicht viel deutsches sprechen gehört. *Es ist blos ein Deutscher bei mir gewesen unter 20 Mann.* Auch wenn viele deutsche Auswanderer in Amerika unter ihresgleichen lebten, konnten sich mangelnde Sprachkenntnisse dennoch als Problem erweisen. So war es in der Stadt offensichtlich nicht möglich – oder zumindest nicht ratsam – sich selbständig zu machen, ohne der englischen Sprache mächtig zu sein. So schrieb Christian Eith 1857 an seinen Bruder, dass er nach ein bis zwei Jahren in Amerika möglicherweise genug Geld gespart hätte, um *irgent eine Werkstätte zu*

<sup>70</sup> Brief Kilian Ruf vom 17.7.1860 (wie Anm. 27).

<sup>71</sup> Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

<sup>72</sup> Brief Agatha Schmid vom 1.11.1883 (wie Anm. 59).

<sup>73</sup> Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

<sup>74</sup> Brief Agatha Schmid vom 1.11.1883 (wie Anm. 59).

<sup>75</sup> Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

<sup>76</sup> Brief Josepha Schmid vom 27.4.1875 (wie Anm. 61).

<sup>77</sup> Brief Andreas Hornberger vom 4.2.1865, OA Fluorn, Nr. 730.

mieten.<sup>78</sup> Allerdings hielt er ihn offenbar für wenig sprachbegabt, weshalb nur eine Werkstatt auf dem Land in Frage kam: *Wen es der Englischen Sprache halber nicht sein kann in der Stadt, so ist es auf dem Land, denn Englisch lernen fällt bei dir fort.*

Deutsch blieb für die meisten Auswanderer die wichtigste und in vielen Fällen wohl zeitlessly die einzige Sprache. Caspar Schweikert sprach auch mit seiner amerikanischen Frau zuhause Deutsch: *Deutsch sprächen kann sie zimmlich.*<sup>79</sup> Im Laufe der Zeit schlichen sich jedoch vermehrt englische Ausdrücke oder ein deutsch-englischer Sprachmix in die Briefe ein, was von den Verwandten in Deutschland daheim sicher nicht immer verstanden wurde. Man musste es sich schon aus dem Zusammenhang erschließen, dass die *Baksteinjard* [von engl. „brickyard“] des Xaver Gaus eine Ziegelei sein musste und sein Bruder Lorenz 50 Morgen Land gepachtet [*gerint*, von engl. „to rent“ = pachten] hatte.<sup>80</sup> Ob man jedoch ahnte, dass Georg Hetzel in seiner *bekery* [Bäckerei] außer Zucker, Kaffee und Fischen auch *crakers* [Kekse] verkaufte<sup>81</sup> und Josepha Schmid's Mann vom *karpetweben* [Teppichweben] lebte<sup>82</sup>?

Für die Menschen am Oberen Neckar ebenfalls unbekannt – und vielleicht deshalb umso lesenswerter – war das Thema Frauenmangel in Amerika. Caspar Schweikert berichtete davon im Jahr 1860 aus Kalifornien, das erst kurz zuvor von Weißen besiedelt worden war. Und zwar überwiegend von alleinstehenden Männern, die nun auf der Suche nach Ehefrauen waren: *Ich winschte, daß alle ledigen Mädchen hieher kommen, denn solche, welche bei euch kaine Männer bekommen können, hier werden sie bald gelegenheit haben zu heuraden. An ledigen Mädchen ist hier noch sehr großer Mangel.*<sup>83</sup>

Die politische Lage in Amerika wird nur selten thematisiert. Eine Ausnahme bilden zwei Briefe von Lorenz Gaus und Bernhard Laufer, die über den Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) berichteten. Beide lebten in Bundesstaaten (Illinois, Missouri), die auf Seiten der Nordstaaten (Union) standen. Aus der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Krieges stammt ein Brief von Lorenz Gaus an seinen ehemaligen Lehrer in Deutschland. Am 1. Juli 1861 berichtete er vom Zusammenbruch mehrerer Banken in Illinois, die *ihr Kapital alles in der Southern Staad* hatten, *welche sich von den Northern drinnen wollen, waß auch der Krieg verursachen und die schlechten zeiten [...]. Wieh es enden wird, können wir selbst noch nicht sagen, doch glaubt man allgemein zu Gunsten der Northen. Erstens ist es die mehrheit und haben auch daß Recht in den Händen. An Lebensmittel, Geld und Leut fehlt es nicht.*<sup>84</sup> Es sollte eine Armee von 500.000 Soldaten aufgestellt werden – aus Freiwilligen oder, wenn nötig, durch Rekrutierung. Noch war der Krieg nicht offen ausgebrochen, die Lage aber angespannt: *Diese Woche wird der Senat oder Landstand in Washington zusammen kommen, wen sieh nicht underhandlen können, so wird es dießes Spätjahr Gewalt dahinter geben, dan kann man später von Schlachten hören. Bis jetzt haben sie nur so kleine Scharmützel, es ist auch zu warm, und die Leute sind noch nicht einexerziert. Der Handel kam zum Erliegen, die Seehäven sind blogiert und im Land die Eisenbahnen, Canal und Flüße desgleichen. Es sind 140 Kriegsschiffe von der Northseite vor blokieren gerichtet. Es war hier bei uns still wegen dem Krieg. Zuweilen hört man die Tromele Hura vor die Union.*

<sup>78</sup> Brief Christian Eith vom 17.12.1857 (wie Anm. 32).

<sup>79</sup> Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

<sup>80</sup> Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

<sup>81</sup> Brief Georg Hetzel vom 17.9.1856, OA Winzeln, Nr. 1629.

<sup>82</sup> Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

<sup>83</sup> Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

<sup>84</sup> Brief Lorenz Gaus vom 1.7.1861, OA Winzeln, Nr. 1581.

In Missouri hingegen hatte es bei Ronville kurz zuvor eine erste Schlacht gegeben, bei der *die Rebbeiler mit samt dem Governor verjagt worden und 300 Rebellen gedödet und 600 Gefangene gemacht worden waren.*

Der Bürgerkrieg dauerte bereits zweieinhalb Jahre an, als Bernhard Laufer aus St. Louis (Missouri) am 28. Januar 1864 seinem Pfleger in Deutschland einen ausführlichen Lagebericht gab: *Ihr wundert euch auch, wie es hier mit dem Krieg aussieht, da sind wir jetzt selbst zimlich arm an Neuigkeiten, indem bereits sämtliche Armeen ihr Winterquartier bezogen haben. Im übrigen steht aber die Sache der Union gegenwärtig in einem zimlich günstigen Zustande, es wurden im leztjährigen Feldzug bedeutend glänzende aber sehr blutige Siege erfochten, und nun ist der Krieg lange nicht zu ende, denn das Feld das noch zu ordnen ist, ist zu groß, und die Verräther werden zu gelind behandelt. Wir sind aber der besten Zuversicht, daß auch diesem Uebelstand abgeholfen wird.*<sup>85</sup>

Auch wenn Laufer nicht unmittelbar am Kampfgeschehen teilnahm, betraf der Krieg indirekt auch ihn. Er hatte die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen und war zum Militärdienst eingezogen werden, da nicht mehr ausreichend Freiwillige rekrutiert werden konnten: *Die Landesregierung hat jetzt wieder mit der Anwerbung von 300000 Mann begonnen, um die Lücken, die es in der Armee gegeben hat, wieder auszufüllen. Jeder gediente Soldat erhält 400 Dollar Handgeld und die Rekruten 300, und sollten diese dreimal hunderttausend Mann nicht durch Freiwillige aufgebracht werden können, so werden sie durch Conscription gezogen. Nicht-Bürger sind aber von der Ziehung ausgeschlossen, es ist hier jeder Bürger von 18 bis 45 Jahren militairpflichtig. Hier in unserem Staate wurden wir unter obigem Alter schon bereits vor 1 ½ Jahren zur vertheidigung unsers Staats conscriptiert, in hiesiger Stadt allein bei 25 Regimenten, wo ich natürlich auch nicht verschont wurde. Mein Regiment, zu dem ich eingereicht wurde, wurde blos für die Stand angenchert [= engagiert] und also, wenn Mangel an Bundestruppen ist, dessen Stelle zu vertreten, Kriegsgefangene zu bewachen usw., bis man wieder von solchen abgelöst wird. Die übrigen Missouri-Regimenten haben sich wieder so gut wie aufgelöst, das meinige aber besteht noch und haben noch immer jede Woche, wenn wir nicht im Dienst, Exerzierübungen. Für Bernhard Laufer eine offensichtlich lästige Zusatzaufgabe, die von der eigentlichen Arbeit abhielt: *Es ging zwar schon, wann man sonst nichts zu thun hätte und davon leben könnte. Insgesamt, so Laufers Fazit, wird aber die Sache der Union als nicht mehr gefährlich betrachtet, es wird wohl noch einige heiße Hauptschlachten zu schlagen geben, aber das geschieht im Centrum der Rebellion, u die Armee der Rebellen ist durch Noth u Mangel an allen Bedürfnissen schon stark demoralisiert.**

## Neue Heimat – alte Heimat

Viele Auswanderer hielten den Kontakt nach Deutschland – sie schrieben bzw. erhielten Briefe und ließen sich von Neuankömmlingen alles Wissenswerte aus der alten Heimat berichten. Zumindest am Anfang dürften die meisten Sehnsucht nach der Familie, den Freunden und dem einstigen Wohnort gehabt haben. Manche wurden in Amerika zeitlebens nicht heimisch, so wie Adelheid Eith, die mehr als 20 Jahre nach ihrer Auswanderung an den Bruder schrieb: [...] *das Heimweh nach meinem Vaterland nemt kein Einde, so lang wie ich lebe und es ist ein naggender*

---

<sup>85</sup> Brief Bernhard Laufer vom 28.1.1864, OA Winzeln, Nr. 1676.



*Wurm in meinem Herzen.*<sup>86</sup> Caspar Schweikert hingegen fand in Kalifornien Trost durch eine glückliche Heirat, *uhm fir mich aine aigene haimad zu verschaffen.*<sup>87</sup> Und Josepha Schmid fand im Glauben Halt: *Seitdem ich von der Heimath fort bin, habe ich nie eine Ahnung, vielweniger einen Gedanken, von heimathlichen Gefühlen geplagt zu werden. Ich habe mich immer in den Willen Gottes ergeben und dabei gedenkt: Ich bin in der Welt verlassen und denke nicht blos meines Stand und Beruf, sondern auch in Anschauung und Gesinnung und Bedürfnisse meines zeitlichen ewiges Leben.*<sup>88</sup>

Vielfach war das eigene Schicksal ein wesentlicher Gradmesser dafür, ob ein Auswanderer seine Entscheidung für ein Leben in Amerika positiv beurteilte oder bereute. Je besser das Urteil ausfiel, desto eher wurde auch den Daheimgebliebenen zur Auswanderung geraten. Und wer es zu etwas gebracht hatte, konnte Auswanderungswillige auch finanziell unterstützen, beispielsweise, indem man aus seinem Vermögen einen Reisekostenzuschuss zur Verfügung stellte. Die in Lincoln (Illinois) lebenden Brüder Lorenz und Xaver Gaus waren als Bauer bzw. Ziegler erfolgreich genug, um mehreren Auswanderungswilligen aus Winzeln ein Reisedarlehen aus ihrem elterlichen Vermögen ausbezahlen zu lassen. Im August 1860 schrieb Lorenz Gaus an seinen Pfleger: *Rosina Schweikert bittet um die vorstregung von Reisegeld, welches Sieh ihr ausbezahlt, auf meine Bevollmächtigung.*<sup>89</sup> Ein Jahr später wurde Letzterer ermächtigt, auch Romana Danneker das benötigte Reisegeld aus dem Vermögen des Bruders Xaver zu geben.<sup>90</sup>

Wie schwierig die Entscheidung sein konnte, den Familienangehörigen aus der Ferne unter die Arme zu greifen, zeigt der Fall der Geschwister Beh. Während Joseph und Maria um 1852 nach Amerika ausgewandert waren und dort ihr Auskommen hatten, lebte der Bruder Johannes als Witwer mit 5 kleinen Kindern im elterlichen Haus in Winzeln und war hoch verschuldet. Joseph wollte ihm Geld schicken, *zum nach Amerika zu kommen oder zum draußen bleiben, aber so viel kann ich dir nicht schiken, das dir draußen gut thut und nach Amerika kommen lassen ist noch harter, denn [...] es stellt sich kein Mensch vor, [...] wie beschwerlich es ist, nach Amerika zu gehen mit einer Vamille.*<sup>91</sup>

Ein weiteres Problem war die gerechte Verteilung des elterlichen Erbes. Joseph war bereit, auf seinen Anteil am Elternhaus zu verzichten. Der Ehemann seiner Schwester Maria forderte hingegen den Verkauf des Hauses und die Auszahlung des Erlöses. Joseph berichtete in einem Brief vom 20. Juli 1853 verzweifelt von seinen vergeblichen Vermittlungsversuchen: *Da ist mein Bitten und Sprechen vor dich umsonst, der Schwager Mege's thut nichts und die Schwester Maria kann ohne seinen Willen nichts.*<sup>92</sup> Maria verteidigte ihren Ehemann zunächst: *Wir haben wol so viel Gelt, aber wier haben es auch nicht gerade an der Hand u wissen auch nicht, wie es uns noch ket, wir sind wilens was anzufangen.*<sup>93</sup> Später war sie aber immerhin bereit, dass sie dem Bruder *den rikständigen Zins so wie den zukünftigen nach lassen will,*<sup>94</sup> um seinen Ruin und den Verlust des Elternhauses zu verhindern.

<sup>86</sup> Brief Adelheid Eith vom 27.2.1877, OA Winzeln, Nr. 1539.

<sup>87</sup> Brief Caspar Schweikert vom 10.9.1860 (wie Anm. 17).

<sup>88</sup> Brief Josepha Schmid vom 10.10.1872, Privatbesitz Hans Martin Hezel, Winzeln.

<sup>89</sup> Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

<sup>90</sup> Brief Lorenz Gaus vom 1.7.1861 (wie Anm. 84).

<sup>91</sup> Brief Joseph Beh vom 20.7.1853, OA Winzeln, Nr. 1520.

<sup>92</sup> Brief Joseph Beh vom 20.7.1853 (wie Anm. 91).

<sup>93</sup> Brief Maria Beh 1853 (wie Anm. 47).

<sup>94</sup> Brief Maria Beh 1858, OA Winzeln, Nr. 1522.

Als Frau war Maria nicht geschäftsfähig, und ihr Mann hinterging sie. Während sie auf einen guten Ausgang für den Bruder in Winzeln hoffte, erfuhr sie, *der Meges soll einen Brief an das Gericht geschrieben haben, um die Sache zu verkaufen*. Ihrem Pfleger Anton Schmid schrieb sie: *Ich kann aber auch nicht begreifen, wie es kommt, daß meinem Bruder das Haus verkauft werden soll, denn ich habe meine Einwilligung nicht dazu gegeben [...]. Sollte mein Mann Joseph Meges eine Vollmacht oder dergleichen verfertigen haben lassen, so ist es ohne mein Wissen und Willen geschehen, es schmerzt mich, daß ich auf diese Weise hingegangen worden bin*. Dem Brief beigelegt war ein notariell beglaubigtes Schreiben vom 25. Januar 1858, das Johannes Beh vier Jahre Zahlungsaufschub für den an seine Schwester zu zahlenden Erbteil gewährt. Zehn Tage zuvor hatte Joseph sein elterliches Erbe an die Kinder seines Bruders übertragen. Im beiliegenden Brief an Anton Schmid in Winzeln erläuterte er seinen Schritt: *Ich habe aus Briefen erfahren, daß meine Schwester Maria hier nicht nachgibt, ihr Vermögen zu erhalten, was meinen Bruder wahrscheinlich ruinieren wird, deshalb machte ich diese Schenkungsurkunde, an die Kinder meines Bruder*.<sup>95</sup> Da keine späteren Briefe der beiden Geschwister vorhanden sind, bleibt offen, ob sie sich wieder versöhnten. Unklar ist auch, ob Johannes Beh mit seinen Kindern auswanderte oder nicht. Die Ehe zwischen Maria und Joseph Meges hingegen scheint unrettbar zerrüttet gewesen zu sein. Vorausgesetzt, Letzterer ist nicht vorher verstorben, sieht alles nach einer Scheidung aus: Eine Vollmacht vom 4. Januar 1862 nennt nun als Ehemann nämlich nicht mehr Joseph Meges, sondern Owen Thomas.<sup>96</sup>

Häufig kam es vor, dass ein verheirateter Mann sich zunächst allein auf die Reise nach Amerika machte. Ehefrau und Kinder blieben zurück, in der Hoffnung, dass man sie nachholen oder der Ehemann und Vater zurückkommen würde. Doch nicht immer kam es dazu. 1860 bat Lorenz Gaus seinen Pfleger um Auskunft *wegen der Agatha Schweikert, früher meines Bruders Frau. Mein Bruder will nichts mehr von ihr wissen [...] so glaube ich wehr es am besten sieh während geschieden [...] kommen brauch sieh nicht, wenn sieh nicht will unglücklich sein*.<sup>97</sup> Der Bruder, Ziegeleibesitzer Xaver Gaus, ging wenig später eine neue Ehe ein mit Rosine Schweikert. Offenbar mit Unterstützung von Lorenz, der die Überfahrt bezahlt hatte, und zum Missfallen der in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten: *Von meinen Geschwistern kann ich kein Brief mehr bekommen. Ich weiß nicht, wollen sieh nicht oder mögen sieh nicht*.<sup>98</sup> Übrigens verließen nicht nur Ehemänner ihre Frauen – es gab auch den umgekehrten Fall. So berichtete der in St. Louis lebende Schneider Jakob Schweikert über seinen verstorbenen Kunden Christian Schubert, der aus dem Oberamt Freudenstadt stammte: *Dießer Kristian ist als verheiratheter Mann nach Amerika, und hat seine Frau in Deutschland gelaßen, welche aber später auch nach Amerika gereißt ist, nur nicht zu Ihrem Mann, weil sie schon einen anderen liebte, bis sie in Amerika ankam*.<sup>99</sup>

Doch auch wenn eine Familienzusammenführung wirklich erwünscht war, konnte es Probleme geben. So verweigerten die amerikanischen Behörden alten und mittellosen Personen die Einreise, wenn nicht in Amerika lebende Verwandte eine Sicherheit stellen konnten. In einem Brief vom 15. Mai 1854 berichtete Samuel Eith an den Gemeinderat in Winzeln: *Wir würden unsern Vater schon längst zu uns genommen haben. Es hat sich aber immer ein nicht so leicht überwin-*

<sup>95</sup> Brief Joseph Beh vom 15.1.1858, OA Winzeln, Nr. 1520

<sup>96</sup> Vollmacht vom 4.1.1862, OA Winzeln, Nr. 1522.

<sup>97</sup> Brief Lorenz Gaus vom 14.8.1860 (wie Anm. 16).

<sup>98</sup> Brief Lorenz Gaus vom 1.7.1861 (wie Anm. 84).

<sup>99</sup> Brief Jakob Schweikert vom 18.7.1860, OA Winzeln, Nr. 1849.

*denes Hinderniß in den Weg gestellt. Unser Vater ist nemlich schon mehr als sechzig Jahr alt und ohne Vermögen. Deßwegen mus einer von uns beweisen können nach den Vorschriften des hiesigen Einwanderungsgesetzes, daß einer von uns wenigstens ein Vermögen von 500 Dollar besitzt, daß dadurch das Fortkommen unsers alten Vaters gesichert wäre. [...] Es steht wirklich nahe bevor, daß ein jeder, der die Absicht erklärt hat, Vereinigter Staaten Bürger werden zu wollen, unentgeltlich 160 Aker Land erhält und somit wäre dann das letzte Hinderniß beseitigt, denn wier haben wirklich schon alle Recht und auch Pflichten eines Amerikanischen Bürgers.*<sup>100</sup>

Wer es in Amerika nicht zu einem ausreichenden Einkommen geschafft oder seine Ersparnisse durch lange Krankheit verloren hatte, war dankbar, wenn in Deutschland noch ein Erbanteil auszuzahlen war. Den in jungen Jahren ohne Berufsausbildung ausgewanderten Georg Hetzel bewegten eher Gedanken an seine beschwerlichen Anfänge in Amerika – er wollte keinesfalls auf das Vermögen, das meine Eltern vor mich hinterlassen haben verzichten und es dem König hingeben.<sup>101</sup>

Allerdings war es mitunter nicht einfach, an das Geld zu kommen. Nicht wenige hatten aus der Ferne einen langen Kampf auszufechten, bis das ihnen zustehende Vermögen ausbezahlt war. So hatte der im Jahr 1847 nach Kalifornien ausgewanderte Jakob Graf jahrelang vergeblich um das Erbe seiner verstorbenen Tante gekämpft. Schließlich bat er seine auch in Amerika lebende Schwester Sophia um Unterstützung. Als diese ebenfalls keinen Erfolg hatte, machte er ihr Vorwürfe. Sophia schrieb am 10. November 1869 an Vetter und Tante in Winzeln: *Nun gibt er mir Vorwürfe [...] wann ich wollte, könnte ich sein Vermögen schon lange haben und dann ihm zukommen lassen [...]. Er könne sich nicht selbst an Euch wenden. Er hätte gewiß schon 10 Briefe an Euch geschrieben und eine Vollmacht vor 15 Jahren, hätte aber nie keine Antwort erhalten können von Euch.*<sup>102</sup> Auch Georg Hetzel wartete ungeduldig auf sein Erbe. Er hatte einen Laden in Palmyra (Illinois) eröffnet und benötigte dringend Geld: *Ich gedachte, ganz sicher zu sein, mein Erbtheil diesen Sommer in Händen zu haben, es scheint aber bis jetzt noch weit entfernt zu sein.*<sup>103</sup>

Häufig wurde eine Vollmacht aus Amerika angefordert, bevor man das Erbe ausbezahlte. Dies war besonders der Fall bei Frauen, die in Amerika verheiratet und nicht selbst geschäftsfähig waren. Jede Vollmacht kostete jedoch eine Gebühr, die erst einmal aufgebracht werden musste. Besonders schwierig war es, wenn man nicht das eigene Geld, sondern das eines Anderen einforderte. Im Herbst 1854 war die taubstumme Marie Laufer nach Amerika ausgewandert. Ihr Bruder Bernhard hatte sie begleitet und kümmerte sich auch weiterhin um sie. Er bemühte sich auch um das schwesterliche Vermögen, dessen Auszahlung auch 1857 noch verweigert wurde. Offensichtlich berief sich der zuständige Notar auf eine Verzichtsurkunde, mit der Marie Laufer auf ihr Erbe verzichtet habe. Erbost schrieb Bernhard Laufer: *Was das Zurückgelassene meiner Schwester Marie anbetrifft, klingt mir sehr fabelhaft. Der Herr Gerichts-Notar muß wahrscheinlich nicht wissen, daß sie auf Heimath und Vaterland verzichtet hat, und wenn er das weiß, so wird er auch wissen, daß niemand kein Recht hat, ihr das Vermögen zurückzuhalten, und die Verzichtsurkunde ist ungültig.*<sup>104</sup>

<sup>100</sup> Brief Samuel Eith vom 15.5.1854, OA Winzeln, Nr. 1692.

<sup>101</sup> Brief Georg Hetzel um 1856, OA Winzeln, Nr. 1629.

<sup>102</sup> Brief Sophia Graf vom 10.11.1869 (wie Anm. 53).

<sup>103</sup> Brief Georg Hetzel vom 17.9.1856 (wie Anm. 81).

<sup>104</sup> Brief Bernhard Laufer vom 10.11.1857 (wie Anm. 18).

Auch Luise Nibel hatte Probleme, ihrem minderjährigen Sohn Robert Christian zu seinem Erbe zu verhelfen. Ihm stand aus dem elterlichen Vermögen des 1874 in Amerika verstorbenen Vaters Robert noch Geld zu, das von Pfleger Rall in Winzeln verwaltet wurde. Dieser teilte der Witwe mit, dass eine Auszahlung nur möglich sei, *wenn ich Ihnen eine gerichtliche Vollmacht schicke*.<sup>105</sup> Voraussetzung hierfür war allerdings, dass *wir 2 Bürgen, welche ein Vermögen von 3000 Doll(ar) besitzen, beibringen, auch dieselben noch von dem Staate sein müssen, wo wir jetzt wohnen, und wenn wir auch dieselben können, so wollten wir doch Niemand damit belästigen*. Daher bat Luise Nibel den Pfleger, das gesamte Vermögen nicht nach Amerika zu transferieren, sondern in Deutschland *in die Sparcasse zu thun, und dann daß Kapital auf Zinses Zinsen stehen lassen, bis der Junge mündig ist*. Der Pfleger scheint nicht begeistert gewesen zu sein, wie Luise Nibel am 4. Februar 1886 schrieb: *Wir glauben gern, daß Sie lieber die Sache aus den Händen hätten*.<sup>106</sup> Mit dem Versprechen, ihn für seine Mühen angemessen zu entschädigen, willigte er aber offensichtlich ein, sich bis zur Volljährigkeit des Robert Christian Nibel weiterhin um dessen Erbteil in Deutschland zu kümmern. Seiner Aufgabe enthoben wurde er schließlich durch eine Vollmacht des Erben vom 16. Januar 1896.<sup>107</sup>

## Fazit – Glück oder Reue

Welche Bilanz zogen die Auswanderer über ihr Leben? Hatten sie ihr Glück in Amerika gefunden oder bedauerten sie den Schritt, ihre Heimat verlassen zu haben? In den Briefen finden sich ganz unterschiedliche Bewertungen – von positiv über durchwachsen bis negativ ist alles dabei.

*Wolgetröst auf ein beßeres Ziel raiste ich von Euch ab*, schrieb Jakob Graf (Winzeln) im Jahr 1847 aus Le Havre, kurz vor seiner Abfahrt nach Amerika.<sup>108</sup> Obwohl das Geld der kleinen Reisegruppe schon in Frankreich nahezu aufgebraucht war und sich ihre Abreise verzögerte, *hat es noch keines gereuet*. Ob dies auch später noch so war, ist unbekannt. Weder von Jakob Graf noch von seinen Mitreisenden Agnes Aiple und Barbara Galster gibt es Briefe aus Amerika. Von Jakob Graf wissen wir aus einem Brief seiner Schwester Sophia aus dem Jahr 1869 lediglich, dass er in Kalifornien lebte *und müsse hart schaffen*.<sup>109</sup> Der im Mai 1855 ausgewanderte Georg Hetzel schrieb nach etwas mehr als einem Jahr in Amerika: *Ich glaube nicht, daß ich noch einmal nach Deutschland reisen will*.<sup>110</sup> Allerdings haderte er damit, *daß ich so jung von meinem Vaterland fortgerissen wurde, und mußte mein Leben in dem Land Amerika suchen zu machen, wo ich noch keine Profession konnte*. Auch Josepha Schmid berichtete, *an der Arbeit hat es mir noch nie gefehlt, aber doch habe ich es hier in Amerika viel beßer als in den letzten Jahren in Deutschland*.<sup>111</sup>

Es gab den Typus des positiv denkenden Auswanderers, der meinte, es durch harte Arbeit letztendlich zu etwas bringen zu können. Doch es gab auch andere Einschätzungen. Moritz Brogammers Fazit lautete: *Wir sind hier unter Fremden, ohne Hülfe in Krankheit oder ohne Beistand*

---

<sup>105</sup> Dieses und die folgenden beiden Zitate: Brief vom 3.4.1885, OA Winzeln, Nr. 1706.

<sup>106</sup> Brief vom 4.2.1886, OA Winzeln, Nr. 1706.

<sup>107</sup> Vollmacht vom 16.1.1896, OA Winzeln, Nr. 1706.

<sup>108</sup> Brief Jakob Graf 1847, OA Winzeln, Nr. 1597.

<sup>109</sup> Brief Sophia Graf vom 10.11.1869 (wie Anm. 53).

<sup>110</sup> Brief Georg Hetzel vom 17.9.1856 (wie Anm. 81).

<sup>111</sup> Brief Josepha Schmid vom 6.4.1870 (wie Anm. 20).

*und in Unglück [...]. Es ist nicht alles Gold, was glänzt in Amerika.*<sup>112</sup> Auch Adelheid Eith war in der neuen Heimat nicht glücklich geworden. Am 27. Februar 1877 schrieb sie an ihren Bruder: *Du hast ser glug getan, daß du dich nicht länger in Amerika aufgehalten hast, ich winschte, ich hätte es auch so gemacht.*<sup>113</sup>

Andere hatten geglaubt, dass ihr Aufenthalt in Amerika nur von begrenzter Dauer wäre. Im Zusammenhang mit den Streitigkeiten um das elterliche Erbe schrieb Maria Beh an ihren Bruder: *Wenn ich gewust häte, das ich niemer in mein Vatter Land käme und es so viell fertruß machen wird, so hät ich es gleich an ein Ent gemacht an meiner Abraiße.*<sup>114</sup>

---

<sup>112</sup> Brief Moritz Broghammer vom 8.3.1857. OA Winzeln, Nr. 1532.

<sup>113</sup> Brief Adelheid Eith vom 27.2.1877 (wie Anm. 86).

<sup>114</sup> Brief Maria Beh 1857, OA Winzeln, Nr. 1522.



## *... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden*

Außereuropäische Zier- und Nutzpflanzen im Südwesten des Alten Reichs (16.–18. Jahrhundert)

*Michaela Schmölz-Häberlein*

### 1. Fremde Pflanzen in Württemberg: Das Heilbad Boll 1595/96

1643 erschien in Merians *Topographia Sueviae* eine Beschreibung des württembergischen Kurorts Bad Boll: „Ein Fleck, bey einer kleinen Meil von Göppingen, vnd in selbigem Ambt gelegen, so vmbß Jahr 1596 vnd folgende, in die 160. wol erbawte Häuser, mit Schifersteinen bedeckt: sonderlich aber ein schöne, grosse, vnd weite Kirch, zween Prediger, ein Rath- vnd Badhausß, Mühl, vnnnd etliche Wirtshäuser, gehabt. [...] Vnd von diesem Flecken hat das berümbte, vnd bey einer guten viertel Stund davon, gegen Kirchheim vnder Teck / gelegnes Bad / den Nahmen / daß man es ins gemein das Bollerbade nennen thut“.<sup>1</sup> Das östlich von Göppingen gelegene Bad Boll

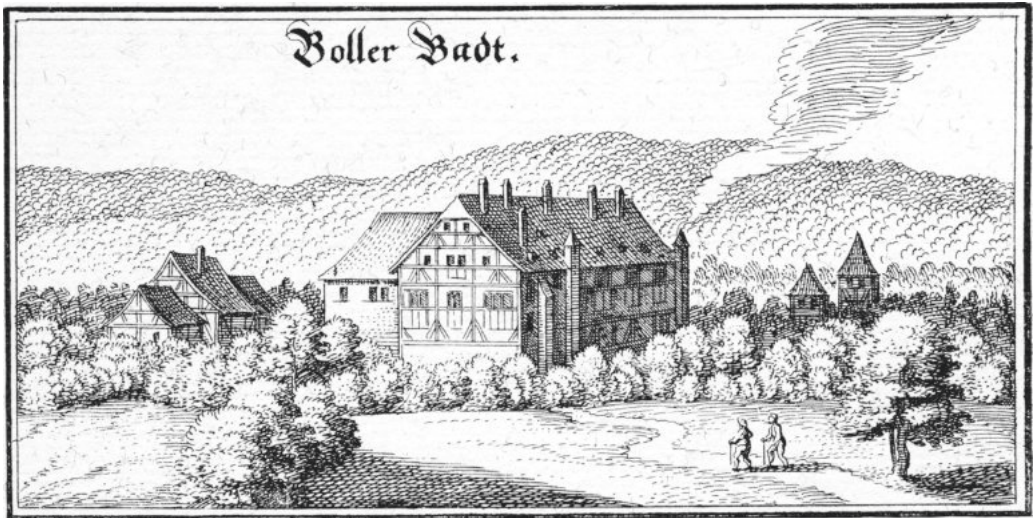


Abb. 1: Boller Bad, aus: MERIAN, *Topographia Sueviae* (wie Anm. 1), S. 84.

<sup>1</sup> MATTHÄUS MERIAN, *Topographia Sueviae*, das ist Beschreib- vnd Aigentliche Abcontrafeitung der fürnembsten Stätt vnd Plätz in Ober vnd Nider Schwaben. Hertzogthum Würtenberg Marggraffschafft Baden vnd andern zu dem Hochlöbl: Schwabischen Craiße gehörigen Landtschafftten vnd Orten, Frankfurt am Main 1643, S. 39 f.

war schon bald Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher, nachdem dort 1595 Schwefel- und Thermalquellen in fossilienreichem Gestein gefunden worden waren, deren Eignung als Mineralbrunnen der Herzog Friedrich I. (1557–1608) von Württemberg sofort erkannte und den Ort zum Heilbad ausbauen ließ. Noch im gleichen Jahr wurde die Quelle gefasst und durch das von dem Renaissancehofbaumeister Heinrich Schickhardt (1558–1635) errichtete Badehaus für den Kurbetrieb nutzbar gemacht.

1596 begann der aus der Schweiz stammende Arzt und Botaniker sowie der Leibarzt des Herzogs Johann Bauhin (1541–1612)<sup>2</sup> mit einer Bestandsaufnahme der Region. Zwei Jahre später erschienen seine Ergebnisse in dem mehrfach aufgelegten Bauhinschen „New Badbuch“ erstmals auf Latein.<sup>3</sup> 1602 wurde das lateinische Werk in deutscher Übersetzung von David Förter aufgelegt.<sup>4</sup> Während sich der erste Teil mit den Gesteinsarten befasst, wendet Bauhin sich im zweiten Teil gesundheitlichen Themen, im dritten der Pflanzenwelt zu und fügt anschließend eine Bestandsaufnahme der dort lebenden Tiere an. In seinem Arteninventar listet er alle vorgefundenen Pflanzen auf, gibt Hinweise auf seltene Arten und ordnet sich in die Klassifikation bekannter Kräuterbücher, insbesondere das des italienischen Botanikers Pietro Andrea Mattioli (1501–1577),<sup>5</sup> sowie in andere wissenschaftliche Werke, die diese beschreiben, ein.<sup>6</sup>

Bereits ein Jahr nach der Gründung des Bades wurde dort ein Lustgarten angelegt, auf dessen Bepflanzung die Beschreibung Bauhins immer wieder hinweist. Die Anlage – vermutlich von ihm selbst und Schickhardt gemeinsam entworfen – war symmetrisch gegliedert und mit der Mittelachse auf das Tor hin ausgerichtet. Landgraf Moritz von Hessen, der das Bad 1629 besuchte, unterteilte den Garten in acht rechteckige, eingezäunte Parzellen. Diesen wies er lateinische Pflanzennamen zu und dokumentierte dabei ein Nebeneinander von Küchen-, Kräuter- und Medizinalgarten.<sup>7</sup>

<sup>2</sup> Johann Bauhin, Schweizer Arzt und Botaniker, studierte unter anderem bei Leonhart Fuchs, Guillaume Rondelet und Ulisse Aldrovandi, dem Begründer des botanischen Gartens von Bologna. Als Stadtarzt von Lyon kam er auch in Kontakt mit Jacques Daléchamps und besuchte Conrad Gesner. Gründete als Leibarzt Herzog Friedrichs I. von Württemberg den botanischen Garten von Mömpelgard.

<sup>3</sup> JOHANN BAUHIN, *Historia Novi Et Admirabilis Fontis Balneique Bollensis In Dvcatu Vvirtembergico ad acudulas Goepingenses: Mandato Illustriss. Principis Ac D.D. Frid. Ducis Wirtemberg. Et Teccensis [...] adornati [...] Adijucuntur plurimae figurae novae variorum fossilium, stirpium & insectorum, quae in & circa hunc fontem reperiuntur*, Mömpelgard 1598.

<sup>4</sup> JOHANN BAUHIN / DAVID FÖRTER, *Ein New Badbuch, Vnd Historische Beschreibung, Von der wunderbaren Krafft vnd würckung, des Wunder Brunnen vnd Heilsamen Bads zu Boll, nicht weit vom Sawrbrunnen zu Göppingen, im Hertzogthumb Württemberg: Auß Beuelch des Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Friderichs, Hertzogen zu Württemberg vnd Teck [...] Zu der Vnderthanen vnd Benachbarten, auch anderer Außlendischen Völcker vnnd Nationen Nutzen, von wegen seiner außbüdigen Krafft vnd Tugendt, erbawen vnd zugerichtet; Vnd ist nicht allein für die jenigen, welche sich dieses Brunnen vnd Bads gebrauchen werden, Sondern auch für die, so andere heilsame Wasser trincken, oder darinnen baden wollen: Wie auch in Heilung vnd vertreibung viler Kranckheiten ausserhalb der Bäder, ein sonderer Nutz hierin zu finden; Mit vielen schönen Figuren,mancherley Erdgewächsen, Sampt beygelegten 6. Landtaffeln, der schönen Gelegenheit vnnd Landschaft vmb Boll, fürgestellt*, Stuttgart 1602 [VD17 12:191790Q].

<sup>5</sup> PIETRO ANDREA MATTIOLI, *Compendium de plantis omnibus, una cum earum iconibus*, Venedig 1571; DERS., *Commentarii in sex libros Pedacii Dioscoridis*, Venedig 1558; DERS., *Kreutterbuch Deß Hochgelehrten vnnd weitberühmten Herrn D. Petri Andreae Matthioli*, übersetzt von JOACHIM CAMERARIUS, Frankfurt am Main 1586.

<sup>6</sup> BAUHIN / FÖRTER, *Ein New Badbuch* (wie Anm. 4) [VD17 12:191790Q].

<sup>7</sup> *Plan der Badeanlagen und des Lustgartens von Bad Boll von Moritz von Hessen-Kassel, 1629, 2° Ms. Hass. 107 [12]*, abzurufen auf: <http://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/image/02009031749876/1/> (Stand: 27.03.2018).



... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

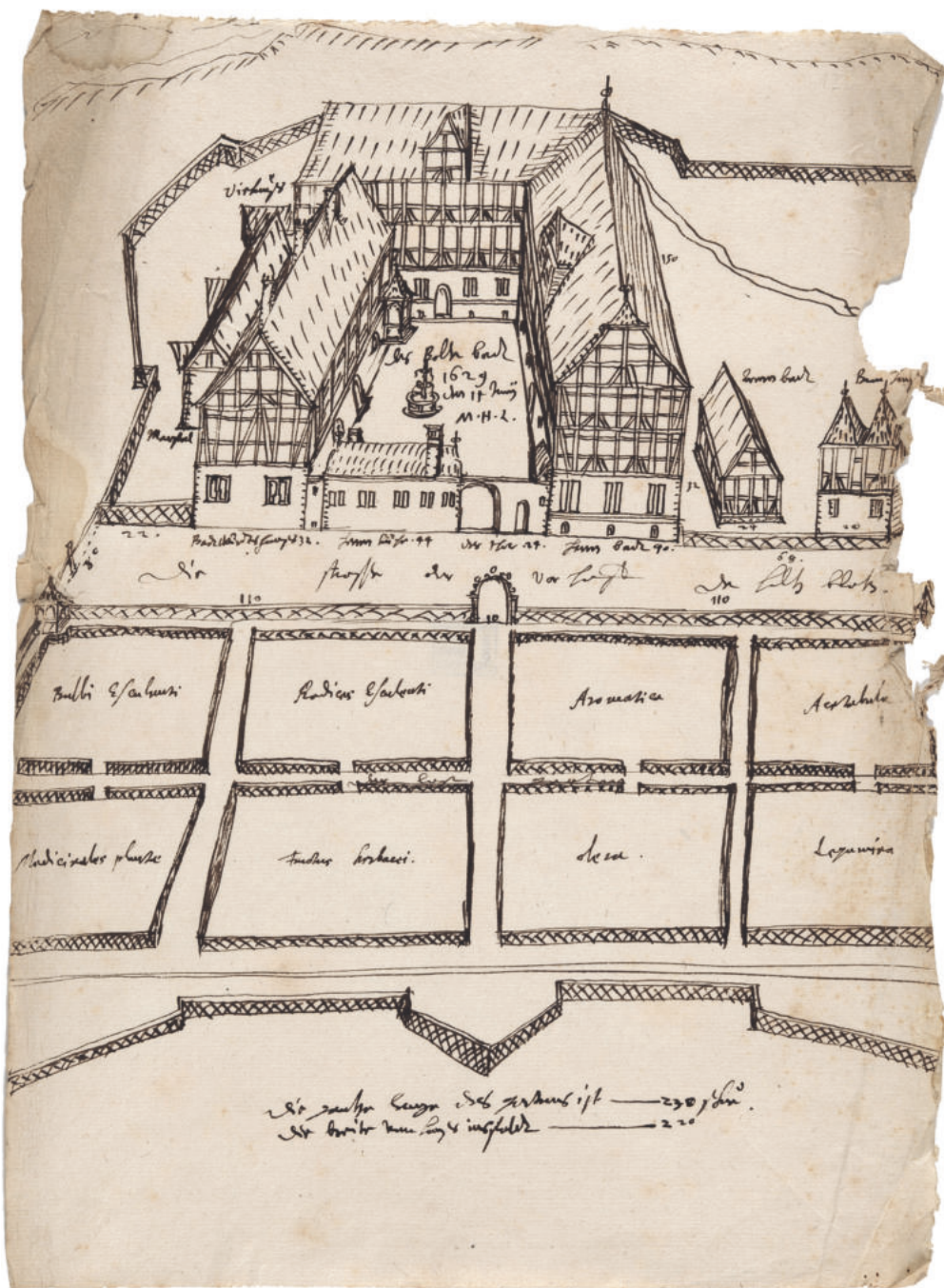


Abb. 2: Plan der Badeanlagen und des Lustgartens von Bad Boll von Moritz von Hessen-Kassel 1629, 2° Ms. Hass. 107 [12], <http://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/image/02009031749876/1/>.

„Last uns jetzt auf der Erden wiederumb herfür kriechen, und auf die Berge und Wissen auch in die schöne Gärten und Lustgärten spazieren gehen, unnd sehen was uns die Natur daselbs für herrliche Güter und Gaben für Augen stellet“,<sup>8</sup> so beginnt Johann Bauhin seine Ortsbeschreibung und schildert anschließend ausführlich die Pflanzen der Region und die fremdartigen Gewächse, die in den Gärten seines Dienstherrn Herzog Friedrich I. in Göppingen und Stuttgart angepflanzt wurden. Bereits dessen Vorgänger Herzog Christoph (1515–1568) hatte den Stuttgarter Garten in den 1550er Jahren erweitern und modernisieren lassen und seit 1566 fügte er einen Irrgarten und ein Feigenhaus sowie den ersten Pomeranzengarten im Reich hinzu.<sup>9</sup> Bauhin geht zudem ausführlich auf den Garten des Apothekers Johann Lutz in Kirchheim unter Teck sowie denjenigen des Graf Rudolf II. von Helfenstein-Wiesensteig (1560–1601) ein, der zeitgleich einen neuen Lustgarten in Wiesensteig anlegen ließ.

Ein Renaissancegarten, wie er nun auch in Boll entstand, zeichnete sich durch eine unbändige Artenvielfalt aus. Neben Apfel- und Birnensorten der Region, die Bauhin auf über 90 Seiten ausführlich beschreibt, findet sich hier ein breites Spektrum an Zitrusfrüchten, die aus dem Nahen Osten stammend im 10. Jahrhundert im Mittelmeerraum heimisch wurden. Ferner beschreibt er Pfirsich-, Mandel- und Granatapfelbäume. Er verweist auf Artischocken, Salbei, Rosmarin<sup>10</sup> und Lavendel. Man findet Rhabarber, Safran, indianischen Pfeffer, Kalmus, aber auch Sonnenblumen, Tagetes, Wunderblumen und natürlich Tulpen. Er führt die ursprünglich aus Indien stammenden Gurken, die in Afrika beheimateten Melonen und aus dem südlichen Nordamerika und Südamerika stammende Kürbisarten an, ebenso wie Kartoffeln und Mais – allerdings noch keine Tomaten. All diese Pflanzen waren bis vor kurzem in Mitteleuropa unbekannt bzw. konnten wie die Pflanzen des Mittelmeerraums nicht im Reich kultiviert werden.<sup>11</sup>

Zwischen 1560 und 1610 werden botanische Raritäten aus aller Welt erstmals in großem Umfang in Europa heimisch. In einem ersten Schritt soll nun das bauhinsche Badbuch in sein zeitgenössisches Umfeld eingeordnet werden. Zweitens sollen exemplarisch einzelne Pflanzen und ihre Ausbreitung im Südwesten anhand von Bauhins New Badbuch aus dem 16. Jahrhundert, dem „Pflantz-Gart“<sup>12</sup> des Schweizer Daniel Rhagor (1577–1648) aus dem Jahre 1639, der ersten deutschsprachigen, systematisch gegliederten Anleitung für Obst-, Gemüse- und Weinbau der Schweiz, und der Beschreibung der Markgrafschaft Hochberg des Emmendinger Arztes Wilhelm

<sup>8</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4) [VD17 12:191790Q].

<sup>9</sup> WERNER FLEISCHHAUER, Renaissance im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1971, S. 36.

<sup>10</sup> Salbei und Rosmarin sind bereits im Mittelalter nördlich der Alpen nachweisbar. Größere Verbreitung fanden sie jedoch erst im 16. Jahrhundert. MANFRED RÖSCH, Gartenpflanzen mediterraner Herkunft in Südwestdeutschland. Ein Überblick von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter, in: Gezähmte Natur. Gartenkultur und Obstbau von der Frühzeit bis zur Gegenwart, hg. von WERNER KONOLD und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Nr. 84), Ostfildern 2017, S. 21–48, hier S. 23; R. JOHANNA REGNATH / KARL SCHMUKI, Gartenbau im Spiegel karolingischer Quellen. *Capitulare de villis*, St. Galler Klosterplan und *Hortulus* des Walahfrid Strabo, in: ebd., S. 49–72, hier S. 60, 62.

<sup>11</sup> MARK HÄBERLEIN / MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Transfer und Aneignung außereuropäischer Pflanzen im Europa des 16. und frühen 17. Jahrhunderts: Akteure, Netzwerke, Wissensorte, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 61, Heft 2 (2013), S. 11–26.

<sup>12</sup> DANIEL RHAGOR, Pflantz-Gart, darinn grundtlicher Bericht zufinden, welcher gestalten 1. Obst-Gärten, 2. Kraut-Gärten, 3. Wein-Gärten, mit Lust unnd Nutz anzustellen, zu bawen und zu erhalten: sampt zu End eines jeden Capitels beygefügtter Verteutschung [...], Bern 1639 [VD17 23:295529W – Universitätsbibliothek Bern, MUE Klein z 424].

... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

Ludwig Willius (1726–1788)<sup>13</sup> untersucht werden. Letzterer lieferte eine umfassende statistische Bestandsaufnahme des Oberamts am Ende der 1770er Jahre.<sup>14</sup>

## 2. Die Inventarisierung der Natur

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden einige – heute würde man sagen – Inventare der Flora und Fauna.<sup>15</sup> Das vorrangige Ziel der Inventarisierung heimischer Gewächse und Wissensbestände war, deren medizinische Anwendung zu erleichtern.<sup>16</sup> Fremde Pflanzen, die schon lange in der Region akklimatisiert waren, wurden dabei häufig als „einheimisch“ wahrgenommen.<sup>17</sup>

Im Gegensatz zu den englischen Beschreibungen der Zeit wurde jedoch die zunehmende Präsenz der ausländischen Gewächse nicht näher thematisiert. 1577 verwies der Pfarrer William Harrison (1534–1593) in seiner Beschreibung Englands auf dieses nun massiv auftretende Phänomen: „It is a world [...] to see how many strange herbs, plants and unusual fruits are daily brought unto us, from the Indies, Americas, Tabrobane [Ceylon], Canarie Iles and all parts of the world. [...] There is not almost one nobleman, gentleman, or merchant that hath not great store of these flowers, which now also do begin to wax so well acquainted with our soils that we may almost account of them as parcel of our own commodities.“<sup>18</sup>

Offen spricht Harrison auch den kommerziellen Nutzen von Pflanzen aus den von den Europäern neu entdeckten Teilen der Welt an. Dieses Vorgehen bezeichnet die amerikanische Wissenschaftshistorikerin Londa Schiebinger als „Bioprospecting“. Dieser Sammelbegriff subsumiert die Entdeckung und Kommerzialisierung von Pflanzen, bei der auch auf das Wissen der Einheimischen in den neu entdeckten Ländern zurückgegriffen wird.<sup>19</sup>

Im Alten Reich ging es vorerst um reine Bestandsaufnahmen und um Bezugsadressen für seltene Pflanzen, die in der Regel Botaniker, Apotheker oder Kaufleute waren. Der Arzt Johannes Thal (1542–1583)<sup>20</sup> verfertigte um 1577 eine Bestandsaufnahme der Vegetation der Harzregion, „Sylva Hercynia“, die nicht nur die medizinischen Pflanzen, sondern erstmals die gesamte Flora einschloss. Trotz fehlender Systematik und Bestimmungsbücher gelang es ihm, die Vegetation, viele Pflanzen zum ersten Mal, zu beschreiben.<sup>21</sup> Dieses grundlegende Werk wurde 1588

---

<sup>13</sup> MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Kleinstadtgesellschaft(en). Weibliche und männliche Lebenswelten im Emendingen des 18. Jahrhunderts* (VSWG-Beihefte, Bd. 220), Stuttgart 2012, S. 26, 53, 55 f., 141, 143, 148, 185, 202, 207, 219, 236, 337 f., 349.

<sup>14</sup> WILHELM LUDWIG WILLIUS, *Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit in der Marggravschaft Hochberg*, Nürnberg 1783.

<sup>15</sup> ALIX COOPER, *Inventing the Indigenous. Local Knowledge and Natural History in Early Modern Europe*, Cambridge 2007, S. 51, 57 f.

<sup>16</sup> Ebd., S. 3, 52.

<sup>17</sup> Ebd., S. 4, 54.

<sup>18</sup> WILLIAM HARRISON, *Of Gardens and Orchards. A Description of Elizabethan England*, London 1587, Buch 2, Kap. 20 und MARGARET WILLES, *The Making of the English Gardener. Plants, Books and Inspiration 1560–1660*, New Haven, London 2011, S. 71.

<sup>19</sup> LONDA SCHIEBINGER, *Plants and Empire. Colonial Bioprospecting in the Atlantic World*, Cambridge (MA), London 2004.

<sup>20</sup> EDUARD JACOBS, Thal, Johann, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 37, Leipzig 1894, S. 642 f.

<sup>21</sup> JOHANNES THAL, *Sylva Hercynia: sive catalogus plantarum sponte nascentium in montibus & locis plerisque Hercyniae Sylvae quae respicit Saxoniam*, Frankfurt am Main 1588.

posthum von Johannes Camerarius d. J. (1534–1598) veröffentlicht. Nur wenige Jahre später setzte der niederländische Gelehrte, Arzt und Botaniker Carolus Clusius (1525–1609) mit seinem 1583 erschienenen Werk über die Flora und Fauna Österreichs „*Atrebatis Rariorum aliquot Stirpium*“<sup>22</sup> neue Standards in der Klassifikation einheimischer Pflanzen. Clusius hatte Jakob III. Fugger 1564 nach Spanien begleitet und dort zahlreiche neue Pflanzen gesammelt und verzeichnet. Als Hofbotaniker Maximilians II. in Wien, wo er einen medizinischen Kräutergarten und das erste Alpinum (also einen Alpengarten) anlegte, und ab 1593 als Professor der Universität Leiden mit dem dortigen botanischen Garten betraut, war er die fachwissenschaftliche Institution Europas. Das Kräuterbuch, das Standardwerk des italienischen Botanikers Pietro Andrea Martioli (1501–1577) in lateinischer Sprache von 1586, lag zwar erst 1611 in einer Übersetzung Johannes Camerarius' vor. Bauhin rekurrierte in seiner Beschreibung Bolls immer wieder auf dessen Klassifikation. Zudem berief sich Bauhin auf die „Väter der deutschsprachigen Botanik“ Otto Brunfels, Hieronymus Bock, Leonhart Fuchs – Letzterer hatte kurz zuvor den botanischen Garten in Tübingen angelegt. Die im 16. Jahrhundert neu angelegten botanischen Gärten waren Orte, die das botanische Wissen bündelten, aber auch ausbauten, und sie vollzogen damit den Weg von einem mittelalterlichen Heilgarten zu einem Laboratorium der Erforschung der Pflanzenwelt.<sup>23</sup> Zugleich waren sie ein gezähmtes Abbild der natürlichen Welt, da durch das Aufbrechen etablierter Vorstellungen räumliche, ethnografische und konzeptionelle Grenzen neu gestaltet wurden.<sup>24</sup>

### 3. Herkunft und Verbreitung

#### 3.1. Zitrusfrüchte und Obstbäume

Mit dem transalpinen Handel von Zitrusfrüchten, der wohl in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts deutlich expandierte, nahmen auch die Kenntnisse über diese Pflanzen zu und man findet sie seit den 1530er Jahren regelmäßig in den Arznei- und Kräuterbüchern. Ihr ganzjähriger Blüten- und Fruchtansatz machte die Bäume attraktiv und da sie zwar nicht winterhart waren, jedoch leichten Frost vertrugen, fand man bald Möglichkeiten, sie in Gewächshäusern zu überwintern.<sup>25</sup> Ebenfalls in den 1530er Jahren wurden diese Orangerien – ein Begriff des 18. Jahrhunderts – als wesentliche Ausstattung von Schlössern, Klosteranlagen und großbürgerlichen Gärten üblich. 1539 finden wir sie im Prager Burggarten mit eigener Überwinterungsmöglichkeit und 1542/49 in Wien wieder. Obwohl Kenntnisse von Botanik und Pflanzenkultivierung sowie gärtnerische Inte-

<sup>22</sup> CAROLUS CLUSIUS, *Atrebatis Rariorum aliquot Stirpium, per Pannoniam, Austriam, & vicinas quasdam Provincias observatarum Historia*, Antwerpen 1583.

<sup>23</sup> MATTEO VERCELLONI / VIRGILIO VERCELLONI, *Geschichte der Gartenkultur. Von der Antike bis heute*, Darmstadt 2010, S. 59; REINHARD WENDT, *Globalisierung von Pflanzen und neue Nahrungsgewohnheiten. Zur Funktion botanischer Gärten bei der Erschließung natürlicher Ressourcen der überseeischen Welt*, in: *Überseegeschichte. Beiträge der jüngeren Forschung. Festschrift anlässlich der Gründung der Forschungsstiftung für vergleichende europäische Überseegeschichte 1999 in Bamberg*, hg. von THOMAS BECK u. a. (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Bd. 75), Stuttgart 1999, S. 206–220.

<sup>24</sup> DENNIS COSGROVE, *Geography and Vision: Seeing, Imagining and Representing the World*, London 2008, S. 53.

<sup>25</sup> *Die Frucht der Verheißung. Zitrusfrüchte in Kunst und Kultur*, bearb. von YASMIN DOOSRY, CHRISTIANE LAUTERBACH und JOHANNES POMMERANZ, hg. vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, Nürnberg 2011, S. 208.

... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

gration der Pflanze in die Vegetation Süddeutschlands im 16. Jahrhundert nachweislich vorhanden waren, kennen wir noch keine Architekturtraktate zum Bau dieser Überwinterungsgebäude.<sup>26</sup>

„Und hab ich den Baum darvon gesehen, wie er aus dem Samen hierfür gewachsen, in des Wohlgeborenen Graffen Rudolff von Helffensteins Lustgarten, den er zu Wisensteig zurichten hat lassen, Zu Stuttgardt waren im Monat November in meines G[nädigsten]. F[ürsten]. und Herrn Lustgarten, viel bäume voller zeitiger unnd unzeitiger Pomeranzen, gar herrlich anzusehen, deren etliche süß, etliche sawer, andere halb unnd halb waren, unterschiedlicher grösse, mit dünner unnd dicker schelfen, bitter doch gut zu essen, etliche mehr als die anderen scharff unnd herb.“<sup>27</sup>

Bauhin führt weiter aus, dass sich dieselben auch in dem 1567 angelegten Lustgarten in Göppingen befunden haben.<sup>28</sup> Ebenso erwähnt er, dass neben Zitronen auch die aus Asien stammenden Zitronatzitronen<sup>29</sup> oder sogenannte *Judenöpfel* in Stuttgart und Göppingen wachsen und dort in der Apotheke käuflich zu erwerben seien. Interessant ist auch kulturgeschichtlich der Hinweis auf die Judenäpfel bzw. Etrogim – Bauhin muss daher die Bedeutung dieser Frucht für das Sukkot-Fest gekannt haben.<sup>30</sup>

Obwohl Zitrusfrüchte noch im 17. Jahrhundert selbst im Adel und in der reichen Kaufmannschaft als selten galten, ist es nicht erstaunlich, dass sich diese in größerem Umfang bereits im 16. Jahrhundert in Württemberg nachweisen lassen. Das Überwintern der empfindlichen Pflanzen gelang dabei nicht immer, selbst in den Orangerien im deutlich wärmeren Zentralspanien scheiterte man in den 1560er Jahren damit.<sup>31</sup> Zu Beginn des 17. Jahrhunderts setzte Sibylla von Württemberg diese Tradition fort und ließ 1609 einen Pomeranzengarten im Renaissance-Stil vor Schloss Leonberg anlegen.<sup>32</sup>

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 271–301.

<sup>27</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 148.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Zur Herkunft vgl. Hortus Eystettensis, Ein vergessener Garten?, hg. von der Bayerischen Schlösserverwaltung, München 2004, S. 20. Sie sind die ersten Zitrusfrüchte, die in Europa angebaut wurden. Vgl. HELENA ATTLEE, The Land Where Lemons Grow: The Story of Italy and its Citrus Fruit, London 2015, S. 177.

<sup>30</sup> Krünitz definiert den Judenapfel als eine „Art der Cedratfrüchte, meistens länglich rund, und von gelblicher oder grünlicher Farbe, auch gemeinlich dicker und ungleicher Schale, welche oberwärts einen oder zwey Eindrücke oder Einbisse haben, als wenn mit den Zähnen darin wäre gebissen worden. Die Juden sind der Meinung, daß es die Frucht sey, welche Vater Adam im Paradiese gegen das Verboth Gottes genoß; daher sie auch Adamsapfel oder Paradiesapfel genannt wird. Aus diesem Grunde verbraucht diese Nation jährlich eine große Menge bey der Feyer ihres Lauberhüttenfestes.“ Vgl. JOHANN GEORG KRÜNITZ, Ökonomische Encyclopädie, Bd. 29, Berlin 1783, S. 394. Zur Bedeutung der Etrogim und zu ihrem Handel vgl. MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Juden in Bamberg (1633 – 1802/03). Lebensverhältnisse und Handlungsspielräume einer städtischen Minderheit (Judentum – Christentum – Islam. Interreligiöse Studien, Bd. 11; zgl. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg, Bd. 18), Würzburg 2014, S. 109 f. Vgl. auch das Kapitel zum Zitronenbaum bei Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften: Gom-Hae. Dreyzehender Band, Band 13, Frankfurt am Main 1788, S. 1365–1367, zu den Etrogim S. 1365.

<sup>31</sup> Frucht der Verheißung (wie Anm. 25), FN 47, S. 321.

<sup>32</sup> ALFONS ELFGANG, Pomeranzengarten Leonberg, in: Gärten und Parks in Stuttgart, hg. von ELISABETH SZYM-CZYK-EGGERT, Stuttgart 1993, S. 169 ff.

Der aus West- und Mittelasien stammende Granatapfelbaum wurde ebenfalls in Württemberg heimisch, ebenso wie der Feigenbaum.<sup>33</sup> Problematisch bei diesen Pflanzen war ebenfalls die Überwinterung. Daher gab der Schweizer Rhagor ausführliche Tipps, „wie die Feigebaum durch den Winter zu bringen, an welchem in unserem ziemlich kalten Lande am meisten gelegen.“<sup>34</sup>

Der ursprünglich aus China stammende und bereits in der Antike im südlichen Europa nachweisbare Pfirsich ist Ende des 16. Jahrhunderts in Göppingen zu finden.<sup>35</sup> Aufgrund der klimatischen Verhältnisse brauchte der Baum sehr viel Pflege und wurde vor allem in den ersten Jahren der Kultivierung häufig nicht sehr alt. Am besten gedeihen Pfirsiche an sonnigen Weinhängen.<sup>36</sup> Ähnliche klimatische Bedingungen brauchen auch die ursprünglich aus Südwestasien stammenden Mandelbäume.<sup>37</sup> Rhagors Pflanzanleitung betont, „dieweil der Mandelbaum unseren kalten Luft nicht wohl erleiden kann, Als muss er mit desto größerem Fleiß gepflanzte und erhalten werden.“ Er schlägt daher vor, ihn unter einem Dach zu ziehen, wie er es auch bei sich zu Hause in Bern tue.<sup>38</sup> Noch 1865 wird in der „Flora und Fauna Württembergs und Hohenzollerns“ darauf verwiesen, dass Pfirsiche und Mandeln „nur eine untergeordnete Rolle in den Gärten und Weinbergen der wärmsten Regionen und Lagen“ spielen; Granatäpfel und Feigen werden nicht einmal erwähnt.<sup>39</sup> Eine Beschreibung Württembergs von 1836 verortet Mandeln und Pfirsiche vor allem im Neckartal und am Rhein<sup>40</sup> und selbstverständlich auch in Baden.<sup>41</sup> Willius betont die Nützlichkeit des Pfirsichbaumes für die Region, da er „uns schönes und gutes Steinobst“ liefert. Pfirsiche würden vor allem in „Emmendingen und in den Orten des Kaiserstuhls, besonders dessen Abendseiten“ gedeihen. Einschränkend fügt er hinzu: „überhaupt aber pflanzt man diese Bäume nicht sehr häufig.“<sup>42</sup>

### 3.2. Gemüse

Im Göttinger Garten soll es Ende des 16. Jahrhunderts bereits aus der neuen Welt stammende Kürbisse gegeben haben.<sup>43</sup> Bauhin merkt dabei an: „Der Gärtner [in Göppingen] sagt, der Same were rot, und hab ich dergleichen Gattung vor der Zeit nit gesehen.“<sup>44</sup> Zudem befinden sich dort Melonen – was genau Bauhin darunter versteht, ist nicht zu ermitteln –, die „auch das folgende

<sup>33</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 149 f.

<sup>34</sup> RHAGOR, Pflanz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 151–153, 230 f.

<sup>35</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 151, 158.

<sup>36</sup> RHAGOR, Pflanz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 179–183, 232.

<sup>37</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 151, 158.

<sup>38</sup> RHAGOR, Pflanz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 189–191, 233.

<sup>39</sup> GEORG VON MARTENS / CARL ALBERT KEMMLER, Flora von Württemberg und Hohenzollern, Tübingen, 2. umgearb. Auflage 1865, S. 46 (Zitat), 148 f.

<sup>40</sup> JOHANN LUDWIG VÖLTER, Geographische Beschreibung von Württemberg, hinsichtlich der Gestalt, seiner Oberfläche, seiner Erzeugnisse und Bewohner: Als Grundlage des ersten geographischen Unterrichts, sowie zur Selbstbelehrung, Stuttgart 1836, S. 75, 217.

<sup>41</sup> ADAM IGNAZ VALENTIN HEUNISCH, Kleine Geographie und Statistik des Großherzogthums Baden: für Freunde des Vaterlandes und besonders zum Gebrauche in Schulen, Karlsruhe 1821, S. 25.

<sup>42</sup> WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit (wie Anm. 14), S. 99.

<sup>43</sup> Flaschenkürbisse sind bereits in der Römerzeit nördlich der Alpen nachgewiesen und waren im Frühmittelalter bereits Bestandteil der Gemüsekulturen in den Gärten. RÖSCH, Gartenpflanzen mediterraner Herkunft (wie Anm. 10), S. 29.

<sup>44</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 164.

... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

Jahr im Garten beim Wunderbrunnen zu finden“ sind.<sup>45</sup> Ein erster Hinweis auf den Verzehr dieser Früchte findet sich in einem Brief des Augsburger Patriziersohns Friedrich Endorfer, den er 1629 an seinen Vater aus Lyon schreibt. Dort verweist er darauf, dass er und sein Bruder dort zu viel Melonen aßen, wodurch sie heftige Bauchschmerzen bekommen hätten.<sup>46</sup> Man geht davon aus, dass die Melonen über Italien nach Frankreich und von da ins Reich gelangt sind.<sup>47</sup> Daniel Rhagor (1577–1648) verweist in seinem „Pflantz-Gart“ darauf, dass man zu dieser Zeit den Melonenanbau in Frankreich und der Schweiz noch für große Gärtnerkunst hielt und man sie am besten der Wärme wegen an Mauern pflanze<sup>48</sup> – ein Hinweis auch darauf, dass sich die Endorfer Brüder in Lyon damit teure und seltene Delikatessen leisteten.

Ebenso finden sich in Wiesensteig, Kirchheim und Göppingen bereits Gurken in den Beeten, ein Begriff, der erst im 16. Jahrhundert auftaucht und da auch Melonen bezeichnen kann,<sup>49</sup> ein Problem, das auch Rhagor für die Schweiz thematisiert.<sup>50</sup> Geschmacklich seien Gurken eher etwas für „starke Mägen, die alles wohl verdauen mögen.“<sup>51</sup> Kürbisse, Melonen und Gurken finden sich wie in der Beschreibung Bauhins auch bei Rhagor und in späteren Werken in einem gemeinsamen Kontext, bei Rhagor wird zudem auf ihre medizinische Wirkung nach Galen hingewiesen.<sup>52</sup>

Die Gemüsesorten wurden schnell in der Region heimisch. In den 1770er Jahren sind sie auch hier in Baden flächendeckend anzutreffen. Willius schreibt, dass es „Kürbisse von unterschiedlicher Farbe, Schöne und Größe“ gäbe, und geht auf die Verwendung von Melonen und Gurken ein:

„Der Landmann pflanzt sie häufig an den abhangenden Rändern der Weinberge und des Ackerfeldes, wo wenig Gras wächst. [...] Für Menschen werden sie wegen vorhandener herrlicher Früchte selten zur Speise gebraucht, sondern dienen nur blos den Schweinen zur Füt-

---

<sup>45</sup> Ebd. Die Melonen verbreiteten sich nicht aufgrund des eher bitter schmeckenden Fruchtfleisches, sondern aufgrund der vielen Samenkerne als Basis für Mehl und Öl auf Schiffen als haltbare Nahrung.

<sup>46</sup> Friedrich Endorfer d. J. an Friedrich Endorfer d. Ä., Augsburg Lyon, 6. September 1626, abgedruckt in: Die Korrespondenz der Augsburger Patrizierfamilie Endorfer 1620–1627. Briefe aus Italien und Frankreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs, hg. von MARK HÄBERLEIN u. a. (Dokumenta Augustana, Bd. 21), Augsburg 2010, S. 248–275, hier S. 251 f.

<sup>47</sup> RHAGOR, Pflantz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 2, S. 122.

<sup>48</sup> Ebd., S. 113–120, bes. 113. Vgl. zur Bedeutung der Schrift GEORGES HERZOG, Daniel Rhagors Pflantz-Gart aus dem Jahre 1639, in: Berns mächtige Zeit. Das 16. und 17. Jahrhundert neu entdeckt, hg. von ANDRÉ HOLENSTEIN (Berner Zeiten, Bd. 3), Bern 2006, S. 406–411.

<sup>49</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 164. FRIEDHELM SAUERHOFF, Etymologisches Wörterbuch der Pflanzennamen, Stuttgart 2003, S. 205. Sehr ausführlich auch mit Etymologie und Sortenkunde ist das Lemma Gurke, in: Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften: Gom-Hae. Dreyzehender Band, Band 1, Frankfurt 1788, S. 553–563.

<sup>50</sup> RHAGOR, Pflantz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 2, S. 126.

<sup>51</sup> Ebd., S. 127.

<sup>52</sup> Ebd., Kapitel 12. Vgl. exempl. das Maria Regina Thomasius gewidmete Werk von HENRI LOUIS DUHAMEL DU MONCEAU, Natur-Geschichte der Bäume: darin von der Zergliederung der Pflanzen und der Einrichtung ihres Wachsens gehandelt wird: als einer Einleitung zur vollständigen Abhandlung von Wäldern und Hölzern; nebst einer Abhandlung über den Nutzen der botanischen Lehr-Arten und einer Erklärung derer in dieser Wissenschaft und bey dem Forst-Wesen gebräuchlichen Kunst-Wörter, Nürnberg 1764, S. 24 f. Maria Regina Thomasius erbt die Bibliothek ihres Vaters Gottfried Thomasius, die für ihre botanischen Werke legendär war. Ihr Großvater war Johann Georg Volckamer d. Ält., ein Naturforscher und bekannt durch seine Abhandlungen über die Hesperidengärten.

terung. Hingegen geben die Gurken oder Cucumern,<sup>53</sup> die in allen Orten unserer Margravenschaft häufig gezogen werden, den Menschen theils als Salat, theils in Brühen beym Fleisch, theils noch klein mit Essig und Gewürzen eingemacht, eine vortreffliche, abkühlende und erquickende Speise. Auch die saftvoll gewürzhaft schmeckenden Melonen mit dem gelben Fleisch können bey uns, ohne Treibhäuser und Glasaufsätze, in offenen Gärten gezogen werden. Nur aber erfordern sie etwas trockenenes und fettes Land, frühes Einlegen der Kerne, und trockenenes Lager der reif werdenden Früchte.“<sup>54</sup>

Die aus dem vorderasiatischen Raum stammende Artischocke, die durch den Florentiner Filippo Strozzi (1428–1491) Mitte des 15. Jahrhunderts aus Sizilien importiert worden war,<sup>55</sup> kam wohl über Frankreich ins Reich und findet sich ebenfalls in den Gärten Kirchheims, Göppingsens, Wiesensteigs und Bolls.<sup>56</sup> Eine umfassende Pflanz- und Pflegeanleitung ist aus dem Jahre 1639 überliefert.<sup>57</sup> Willius betont, dass „wann es die Liebhaber verlangen, die grosse Gartendisteln nemlich die Artischocken, davon die Blätter von den Blumenhäuptern gegessen, und Cardone, deren geschälte Blätterstengel genossen werden“, in „wohlbestellten“ Gärten gedeihen.<sup>58</sup> Der aus dem Himalaya stammende Bergrhabarber, der erstmals von dem Augsburger Arzt Adolph Occo angebaut worden war, findet sich in Göppingen und Kirchheim.<sup>59</sup>

Bauhin weist in einer Beschreibung darauf hin, dass „Türkisch Korn“, also amerikanischer Mais in Boll angebaut werden soll.<sup>60</sup> Bereits 1498 lassen sich die ersten Maispflanzen in Kastilien nachweisen.<sup>61</sup> Im Reich hat Hieronymus Bock in seinem „New Kreuterbuch“, das erstmals 1539 erschien, den Mais erwähnt<sup>62</sup> und Leonhard Fuchs teilte seinen Lesern nur wenige Jahre später mit, dass Mais „nun fast gemein“ sei und „in vilen Gärten gezielt“ würde.<sup>63</sup> Der Mais war also schon am Oberrhein angekommen, und die Kartoffel?

<sup>53</sup> Die in West- und Süddeutschland verbreitete Bezeichnung geht wie italienisch *cocomero*, französisch *concombre* und englisch *cucumber* auf lateinisch *cucumis*, *cucumer* zurück (ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist unbekannt). Gurke, in: FRIEDRICH KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 2002, S. 378; *Gurke*; Kukurmer, in: JACOB UND WILHELM GRIMM, Deutsches Wörterbuch, Bd. 11, München 1999 (= Leipzig 1873), Sp. 2585.

<sup>54</sup> WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit (wie Anm. 14), S. 100 f.

<sup>55</sup> INGBORG WALTER, Die Strozzi: Eine Familie im Florenz der Renaissance, München 2011, S. 111.

<sup>56</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 184.

<sup>57</sup> RHAGOR, Pflanz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 2, S. 334–339.

<sup>58</sup> WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit (wie Anm. 14), S. 110.

<sup>59</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 185 f. Zum Rhabarber und Augsburg vgl. MAGNUS ULRICH FERBER, „Scio multos te amicos habere“. Wissensvermittlung und Wissenssicherung im Späthumanismus am Beispiel des Epostolariums Marx Welsers d. J. (1558–1614) (Documenta Augustana, Bd. 19), Augsburg 2008, S. 332 f. Zu Occo vgl. HERMANN ARTHUR LIER, Occo, in: ADB Bd. 24 (1886), S. 126 f.; OTTO NÜBEL, Das Geschlecht Occo, in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben 10 (1973), S. 77–113.

<sup>60</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 170. Zur Begriffsgeschichte von Türkisch Korn vgl. WERNER TROSSBACH, Mais im 16. Jahrhundert. Ein europäischer Blick auf den Start einer globalen Karriere, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 61, Heft 2 (2013), S. 27–53, hier S. 27 f., 36 f.

<sup>61</sup> TROSSBACH, Mais im 16. Jahrhundert (wie Anm. 60), S. 28 f.

<sup>62</sup> HIERONYMUS BOCK, New Kreüterbuch, darin Unterscheid, Würckung und Namen der Kreüter so in teutschen Landen wachsen, Straßburg, 2. Aufl. 1546, S. 214 f.

<sup>63</sup> LEONHART FUCHS, New Kreuterbuch, in welchem nit allein die gantz historischen, [...] des meysten theyls der Kreuter so in Teutschen und andern Landen wachsen, [...] beschriben, sonder auch aller derselben wurtzel, stengel, [...] abgebildet und contrafayt ist, Basel 1543, Kapitel 320, Abb. 473, S. 812, zitiert nach TROSSBACH, Mais im 16. Jahrhundert (wie Anm. 60), S. 28.



... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

In der botanischen Literatur wurde die Kartoffel zunächst als Zierpflanze, mitunter sogar als Heilpflanze rezipiert. Papst Pius IV. soll die Knolle, die er von Philipp II. von Spanien erhalten hatte, einem erkrankten Kardinal in den südlichen Niederlanden als Heilmittel übersandt haben; Jacobus Tabernaemontanus und John Gerard schrieben ihr sogar potenzsteigernde Wirkung zu. Als Aphrodisiakum lief ihr freilich die häufig als „Liebesapfel“ bezeichnete Tomate den Rang ab.<sup>64</sup> In die Zeit um 1590 fallen die ersten Erwähnungen in den südlichen Niederlanden, Österreich, Deutschland, der Schweiz und Frankreich, ihre Nennung ist daher auch für Bad Boll nicht verwunderlich. Die von Caspar Bauhin 1596 erschienene *Phytopanax* enthält eine Beschreibung der Kartoffel, die der Basler wie andere Zeitgenossen aufgrund der Ähnlichkeit der Knollen mit Trüffeln als „Tartuffoli“ bezeichnete und zutreffend in die Gruppe der Nachtschattengewächse einordnete. Nach eigenen Angaben hatte Caspar Bauhin die Pflanze von dem Breslauer Arzt Lorenz Scholz erhalten.<sup>65</sup> Wenn Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel seinem Bruder 1591 eine Schachtel „Erdtluß, so man Tarathopholi nennent“ schickte, so macht der Zusatz „tragen feinne rotte Blumen“ deutlich, dass Kartoffeln gemeint waren.<sup>66</sup> In der Folgezeit vermehrte sich die Kartoffel in Mitteleuropa so stark, dass Daniel Rhagor sich bereits 1639 über die „Ungelegenheit“ beschwerte, dass „sie mit ihrem überflüssigem ausbreiten und groben hohen Ständlen zu zeiten mehr beschwerlich als angenehm sind.“<sup>67</sup> Allerdings war hier die Kartoffel Zierpflanze. Während die Kartoffel zuerst in den Lustgärten und botanischen Gärten als Rarität Eingang fand, anschließend in den Gärten der arbeitenden Bevölkerung angebaut wurde, um schließlich – wie wir alle wissen – als Nutzpflanze auf den Feldern kultiviert zu werden,<sup>68</sup> war der Mais schnell in den Gärten und auf den Feldern heimisch geworden, da er sich in seinen Varietäten schnell dem hiesigen Klima anpassen konnte.<sup>69</sup> Maisanbau ist für das 18. Jahrhundert in Baden nachgewiesen<sup>70</sup> und auch die Kartoffel war nun längst unter dem Namen „Grundbirn oder Erdäpfel“<sup>71</sup> heimisch geworden. Willius beschreibt zwei Sorten, sogenannte „Mizer“, die zu Beginn des Augusts geerntet werden konnten, sowie eine spätere Sorte. Er betont, dass die Kartoffel für die Region unschätzbar sei, „weil solche überall und auch in den rauhesten Orten wohl gedeihet, keinen vorzüglich guten Boden erfordert, und auf vielfache Art kann genutzt werden.“<sup>72</sup> Interessant ist auch, dass Willius auf eine weitere Pflanze verweist, die er als „Erdapfel“ oder Jerusalemartischocke bezeichnet und „die hin und wieder in den Gärten gefunden wird.“<sup>73</sup> Heute wird die Pflanze als To-

<sup>64</sup> WARWICK BRAY, Crop Plants and Cannibals: Early European Impressions of the New World, in: The Meeting of Two Worlds: Europe and the Americas 1492–1650, hg. von DEMS., Oxford 1993, S. 289–326, hier S. 296; PEER SCHMIDT, Der Anbau mittelamerikanischer Nutzpflanzen in Europa (16.–19. Jahrhundert), in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 32 (1995), S. 57–104, hier S. 66 f.; WILLES, The Making of (wie Anm. 18), S. 186.

<sup>65</sup> SCHMIDT, Der Anbau (wie Anm. 64), S. 63; JOSÉ MARÍA LÓPEZ PIÑERO / MARÍA LUZ LÓPEZ TERRADA, La influencia española en la introducción en Europa de las plantas americanas (1493–1623), Valencia 1997, S. 161; IRMGARD MÜLLER / WERNER DRESSENDÖRFER, Gart der Gesundheit. Botanik im Buchdruck von den Anfängen bis 1800, Halle an der Saale 2011, S. 131.

<sup>66</sup> CHRISTEL KARNEHM, Die Korrespondenz Hans Fuggers von 1566 bis 1594. Regesten der Kopierbücher aus dem Fuggerarchiv, 2 Bde. in 3 Teilbänden, München 2003, S. 773 (Nr. 1772), Anm. 2.

<sup>67</sup> RHAGOR, Pflanz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 108.

<sup>68</sup> SCHMIDT, Der Anbau (wie Anm. 64). Vgl. auch TROSSBACH, Mais im 16. Jahrhundert (wie Anm. 60), S. 28–30.

<sup>69</sup> TROSSBACH, Mais im 16. Jahrhundert (wie Anm. 60), S. 31 f.

<sup>70</sup> WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit (wie Anm. 14), S. 103.

<sup>71</sup> Ebd., S. 112.

<sup>72</sup> Ebd., S. 112 f, Zitat S. 113.

<sup>73</sup> Ebd., S. 114 f.

pinambur – irrtümlich nach einem brasilianischen Indianerstamm, den Tubinamba – bezeichnet und stammt aus dem nördlichen Amerika. Nach Europa kam das zur Gattung der Sonnenblumen gehörende Wurzelgemüse über französische Siedler in Kanada, die einige der unbekanntesten Knollen, der sie unter anderem ihr Überleben im kanadischen Winter verdankten, nach Frankreich exportierten. 1612 zog man sie bereits in Paris sowie in den vatikanischen Gärten, die zu dieser Zeit von dem Bamberger Johannes Faber (1574–1629) geleitet wurden. Hier nannte man die Pflanze „girasole articiocco“ (Sonnenblumen-Artischocke), woraus dann Jerusalem-Artischocke abgeleitet wurde.<sup>74</sup> Vor allem im 17. Jahrhundert angebaut, wurde sie dann im 18. Jahrhundert durch die Kartoffel ersetzt.<sup>75</sup>

### 3.3. Gewürze und Heilpflanzen

Johann Bauhin besuchte 1560 den Hofgarten in Esslingen. Dort war der Apotheker und Mitglied des Rats sowie württembergische Hofapotheker Sebastian Volmar (1551–1607) als Hortulanus für dessen Gestaltung zuständig. Bauhin sah dort viele unbekannte Pflanzen, die Volmar von dem Augsburger Arzt und Orientreisenden Leonard Rauwolf<sup>76</sup> erhalten habe, um sie für den Garten Herzog Ludwigs von Württemberg zu kultivieren.<sup>77</sup> Aus Amerika kamen der „indianische“ Pfeffer sowie der kleine „indianische“ Pfeffer, also der Paprika, nach Württemberg. Bauhin verglich die Sorte in Bad Boll mit derjenigen, die er im Garten des Humanisten Felix Platter in Basel gesehen hatte.<sup>78</sup> Diese Paprika- bzw. Chilisorten sind bereits 1547 in Leonhard Fuchs Kräuterbuch

---

<sup>74</sup> Setzt man diese Bezeichnung mit der Bedeutung der Sonnenblume für die evangelische und katholische Theologie der Zeit sowie der zeitgleich stattfindenden Diskussion über die Passionsblume als Zeichen des christlichen Gottes in Lateinamerika, in die auch Faber involviert war, in Beziehung, so wundert eine derartige Benennung nicht. Vgl. zur theologischen Diskussion über die Bedeutung von Pflanzen MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, *Außereuropäische Pflanzen in realen und imaginären Gärten im 16. Jahrhundert*, in: *Städtische Gartenkulturen im historischen Wandel* (51. Arbeitstagung in Bamberg, 23. bis 25. November 2012), hg. von MARK HÄBERLEIN und ROBERT ZINK (Stadt in der Geschichte, Bd. 40), Ostfildern 2015, S. 39–71, bes. 64–69.

<sup>75</sup> H. L. VILMORIN, *Topinambour*, in: *Les Plantes Potagères. Description et culture des Principaux Légumes des climats tempérés*, Paris, 3. Aufl. 1904, S. 681 f.; F. KELLER / J. LÜTHI / K. RÖTHLISBERGER, *Topinambur*, in: *DIES., 100 Gemüse, Zollikofen* 1986. Zum Anbau vgl. *Das englische Gartenbuch, oder Philipp Millers Gärtner-Lexicon*, 1. Teil, hg. von GEORG LEONHART HUTH, Nürnberg 1750, S. 234 f. Zur Geschichte Kanadas um das Jahr 1610 vgl. WOLFGANG REINHARD, *Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 2: *Die Neue Welt*, Stuttgart 1985, S. 153–158.

<sup>76</sup> Zu Rauwolf vgl. KARL H. DANNENFELDT, *Leonhard Rauwolf. Sixteenth-Century Physician, Botanist, and Traveler*, Cambridge (Mass.) 1968; TILMANN WALTER, *Eine Reise ins (Un-)Bekannte. Grenzräume des Wissens bei Leonhard Rauwolf (1535–1596)*, in: *N.T.M. – Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 17 (2009), S. 359–385; MARK HÄBERLEIN, *Botanisches Wissen, ökonomischer Nutzen und sozialer Aufstieg im 16. Jahrhundert. Der Augsburger Arzt und Orientreisende Leonhard Rauwolf*, in: *Humanismus und Renaissance in Augsburg. Kulturgeschichte einer Stadt zwischen Spätmittelalter und Dreißigjährigem Krieg*, hg. von GERNOT MICHAEL MÜLLER, Berlin/New York 2010, S. 101–116; SIMONE HERDE / TILMANN WALTER, *Neues zur Biographie des Augsburger Arztes und Orientreisenden Leonhard Rauwolf (1535?–1596)*, in: *Sudhoffs Archiv* 94, Heft 2 (2010), S. 129–156. Zur Beziehung zwischen Clusius und Rauwolf vgl. BRIAN W. OGILVIE, *The Science of Describing: Natural History in Renaissance Europe*, Chicago 2006, S. 43, 58, 142 f., 172 f., 209.

<sup>77</sup> *Apothekerzeitung* 1942.

<sup>78</sup> BAUHIN / FÖRTER, *Ein New Badbuch* (wie Anm. 4), S. 184.

... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

beschrieben.<sup>79</sup> Außerdem erwähnte Bauhin, dass in Straßburg die Gewürzkrämer davon säckeweise auf Vorrat hätten. Kritisch merkte er an, „daß man einen solchen gefehrlichen Pfeffer unter die Gewürtz mische, welches ein großer Betrug ist, unnd gar wohl strafwidrig were, weil es dem menschlichen Geschlecht zu Schaden und Nachtheil angesehen ist.“<sup>80</sup>

Im Garten des Apothekers Lutz in Kirchheim wurde der aus Indien stammende Kalmus als Heilpflanze angebaut. Bauhin vermerkte, dass dieser die Wurzel mit Zucker einmachte, also kandierte (was man als deutschen Ingwer bezeichnet). Die Blätter wurden von ihm gedörrt und in Wein angereichert. *Calamus aromaticus*<sup>81</sup> wurde erstmals 1564 von Clusius im Reich kultiviert.<sup>82</sup> Bauhin zog ihn 1590 in Mömpelgart im botanischen Garten des württembergischen Herzogs.<sup>83</sup>

### 3.4. Blumen

Der französische Diplomat Kaiser Karls V. und Botaniker Ogier Ghislain de Busbecq (1522–1592) erhielt von Sultan Süleyman I. (1494/96–1566) einige Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln sowie Fliederpflanzen, die er von Konstantinopel nach Wien brachte. Carolus Clusius sorgte daraufhin für die Verbreitung dieser Pflanzen in Westeuropa.<sup>84</sup> Bereits Ende des 16. Jahrhunderts findet sich der gemeine Flieder oder zeitgenössische Syring in Kirchheim.<sup>85</sup> Bauhin spricht in seinem Arteninventar auch von „konstantinopolitanischen Blumen“, die im August in Göppingen blühen und da auch Samen ausbilden.<sup>86</sup> Krünitz gibt für diese Nelkenart als Herkunft „Constantinopel, in der Tartarey und in ganz Sibirien und Ruß-



Abb 3: Langer Indianischer Pfeffer, aus: FUCHS, Kreuterbuch (wie Anm. 63), S. 419.

<sup>79</sup> FUCHS, Kreuterbuch (wie Anm. 63), Eintrag Langer Indianischer Pfeffer, Abbildung: Seite 727.

<sup>80</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 185.

<sup>81</sup> Ebd., S. 163.

<sup>82</sup> Ebd., S. 175 f.

<sup>83</sup> ERNST LEHMANN, Schwäbische Apotheker und Apothekergeschlechter in ihrer Beziehung zur Botanik: ein Beitrag zur Geschichte des Apothekerberufs, Stuttgart 1951, S. 355.

<sup>84</sup> ANNA PAVORD, The Tulip, London 1999, S. 54.

<sup>85</sup> BAUHIN / FÖRTER, Ein New Badbuch (wie Anm. 4), S. 146.

<sup>86</sup> Ebd., S. 205.

land“ an, wo sie wild wachse, „in Europa wird sie wegen ihrer Schönheit häufig in den Gärten gezogen, und blühet daselbst im Junius und Julius. Sie wird von den Franzosen *Non pareil*, von den Engländern *Nonesuch*, von den Holländern *Konstantinopel* oder *Bloem van Konstantinopel* genannt.“<sup>87</sup> Ebenfalls aus der Türkei und dem Nahen Osten kamen die Tulpen.<sup>88</sup> Der Botaniker Conrad Gesner beschrieb in seinem Werk *De Hortis Germaniae*<sup>89</sup> erstmals eine rote Tulpe, die 1559 im Garten des Augsburger Patriziers Hans Heinrich Herwart blühte,<sup>90</sup> in dem auch der Arzt Leonhard Rauwolf mit seinen in den 1570er Jahren aus dem Orient mitgebrachten Samen experimentierte.<sup>91</sup> Tulpen erlebten zu Beginn des 17. Jahrhunderts einen regelrechten Boom. Sie wurden zu einem der Prestigeobjekte frühneuzeitlicher Eliten und die Spekulationsblase der Tulpomania endete mit einem Börsencrash.<sup>92</sup> Obwohl in der Folgezeit Tulpen deutlich billiger zu haben waren, verloren sie nicht an Faszination. Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach (1679–1738) pflanzte im Karlsruher Schlossgarten 5.000 Tulpensorten und ließ das Karlsruher Tulpenbuch mit vier Bänden anlegen.<sup>93</sup>

Blumen aus der Neuen Welt hingegen waren schnell in Europa heimisch und im Gegensatz zur Tulpe auch bald erschwänglich. Zahlreiche Arten der aus Mittel- und Südamerika stammenden Sonnenblume blühten Ende des 16. Jahrhunderts in Göppingen, Kirchheim und Wiesensteig<sup>94</sup> und Mattioli führt dazu aus: „Vor etlichen Jaren hat man dieses Gewächs aus Amerika von Peru, da es von im selber wächst/ zu uns gebracht/ un[d] ist nun überall in Gärten un[d] für die Fenster bey uns also gemein worden/ dass es fast keine sonderliche Beschreibung bedarf.“<sup>95</sup> Ebenso schnell verbreitete sich die mittelamerikanische *Tagetes* (Studentenblume, Sammetblume) „oder auch indianische Negele, wies etliche nennen“, in Württemberg.<sup>96</sup> Die sogenannte Wunderblume oder „*flos mexicanus*“ mit gelber Blüte wuchs zur selben Zeit in Göppingen. Nachweisbar ist die Pflanze seit 1525 in Europa<sup>97</sup> und sie wird in dem Standardwerk *Pinax theatri* von Bauhins Bruder Caspar ausführlich beschrieben.<sup>98</sup> Eine Darstellung ist uns anlässlich der Taufe der Tochter Elisa-

<sup>87</sup> Lem. *Lychnis*, in: KRÜNITZ, *Ökonomische Encyclopädie* (wie Anm. 30), Bd. 82, S. 96 f.

<sup>88</sup> BAUHIN / FÖRTER, *Ein New Badbuch* (wie Anm. 4), S. 205.

<sup>89</sup> CONRAD GESNER, *DE HORTIS GERMANIAE Liber Recens*, Straßburg 1561.

<sup>90</sup> JOSEF MANČAL, *Tulpe*, in: *Augsburger Stadtlexikon*, hg. von GÜNTHER GRÜNSTEUDEL u.a., Augsburg, 2. Aufl. 1998, S. 879. Mančal verweist darauf, dass diese Tulpe 1959 in Augsburg nachgezüchtet wurde. Das Augsburger Stadtlexikon ist inzwischen online abrufbar unter der Adresse URL: <http://www.stadtlexikon-augsburg.de/index.php>. Vgl. auch ANNE GOLDFGAR, *Tulipmania. Money, Honor, and Knowledge in the Dutch Golden Age*, Chicago/London 2007, S. 32.

<sup>91</sup> HÄBERLEIN, *Botanisches Wissen* (wie Anm. 76), S. 105.

<sup>92</sup> Zur Tulpomania siehe GOLDFGAR, *Tulipmania* (wie Anm. 90). Vgl. den zeitgenössischen Tulpenkatalog mit Preisen bis zu 4.000 Gulden pro Zwiebel: PIETER COS, *Verzameling van een meenigte tulipaanen, naar het leven geteekend met hunne naamen, en swaarte der bollen, zoo als die publicq verkogt zijn, te Haarlem in den jaare A. 1637*, door P. Cos, bloemist te Haarlem, Haarlem 1637.

<sup>93</sup> *Karlsruher Tulpenbücher – Karlsruhe 3301 und 3302*, GLA Karlsruhe Hfk-Hs Nr. 263 und 269.

<sup>94</sup> BAUHIN / FÖRTER, *Ein New Badbuch* (wie Anm. 4), S. 191.

<sup>95</sup> MATTIOLI / CAMERARIUS, *Kreutterbuch* (wie Anm. 5), Buch 3, Kap. 49, pag. 261. Zur Sonnenblume und ihrer Verbreitung vgl. FLORIKE EGMOND, *The World of Carolus Clusius: Natural History in the Making, 1550–1610*, London 2010, S. 18, 40; PINERO / TERRADA, *La influencia española* (wie Anm. 65), S. 52.

<sup>96</sup> BAUHIN / FÖRTER, *Ein New Badbuch* (wie Anm. 4), S. 191.

<sup>97</sup> Ebd., S. 204; *Grosses vollständiges UNIVERSAL LEXICON Aller Wissenschaften und Künste, Welche bis-hero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden [...]* Bd. 9, hg. von JOHANN HEINRICH ZEDLER, Leipzig 1735, Sp. 1362.

<sup>98</sup> CASPAR BAUHIN, *Pinax Theatri Botanici*, Basel 1623, Bd. 4, S. 204.

... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

beth (1596–1625) des Landgrafen Moritz von Hessen (1573–1638) im Jahre 1596 überliefert.<sup>99</sup> Wie allgemein verbreitet die Pflanze in den nächsten hundert Jahren ist, zeigt eine ausführliche Pflanz- und Pfllegeanleitung in einem Standardwerk zur Blumenzucht von 1690<sup>100</sup> und weitere Werke.<sup>101</sup>

In den 1770er Jahren schildert der Emmendinger Arzt Willius Arzneipflanzen und Blumen in den Hochberger Gärten als „Augen und Geruch ergötzendes und erquickendes Blumenwerk.“<sup>102</sup> Unter der Vielzahl der aufgeführten Pflanzen finden sich selbstverständlich die aus dem Mittelmeerraum stammenden Pflanzen wie Lavendel, Melissen, Rosmarin, Salbei und Thymian, der aus Amerika stammende „spanische Pfeffer“,<sup>103</sup> aber auch die aus Asien und dem Mittelmeerraum kommenden Levkoiien sowie „blaue und weiße, einfache und gefüllte Hiacinthen, Taceten, Tulipanen, Narcissen“, Nelken<sup>104</sup> sowie der aus Mexiko stammende Josefsstab.<sup>105</sup>

## Resümee und Ausblick

Die Pflanzen aus dem nichteuropäischen Raum, die seit dem 16. Jahrhundert im alemannischen Raum, im heutigen Baden-Württemberg, in der Schweiz und im angrenzenden Elsass, heimisch geworden sind, in einem Beitrag zu erörtern, ist schlichtweg aufgrund der Masse nicht möglich. Exemplarisch wurden Obstbäume, Kräuter- und Heilpflanzen, Gemüse und Zierpflanzen herausgegriffen und gezeigt, wie sich ihre Bedeutung, ihr Nutzen und ihre Verbreitung veränderten. Erwähnenswert wäre beispielsweise der um 1600 eingeführte Maulbeerbaum,<sup>106</sup> der insbesondere im Baden des 18. Jahrhunderts angebaut wurde, um im Sinne des Kameralismus die Seidenraupenzucht voranzutreiben.<sup>107</sup> Man hätte auch den etwa aus Nordamerika kommenden Tabak untersuchen können, der bereits im 17. Jahrhundert in größeren Flächen angebaut wurde und

<sup>99</sup> WILHELM DILLICH, Historische Beschreibung der Kindtauf des Fräuleins Elisabeth zu Hessen [...] Kassel bzw. Deutschland, 1598–1606. Bayerische Staatsbibliothek München, Cod.icon. 27(1), abzurufen über Bayerische Landesbibliothek Online.

<sup>100</sup> JOHANN-SIGISMUND ELSHOLTZ, Neu angelegter Garten-Baw oder sonderbare Vorstellung wie ein wolerfahrner Gärtner nicht allein die schönsten Lust- Küchen- Baum- und Blumen Gärten auf unserm teutschen Climate füglich anzurichten, sondern auch allerhand rare Blumen, Gewächse und Bäume zu erziehen, warten, und vorzustossende Schaden zu curiren wissen kann, Frankfurt 1690, S. 134. Der Naturforscher Johann Sigismund Elsholtz (1623–1688) arbeitete am Hof Friedrich Wilhelm von Brandenburg und gilt als einer der bedeutendsten deutschen Gelehrten der Naturwissenschaften des 17. Jahrhunderts.

<sup>101</sup> Das mehrere Bände umfassende Werk Hohbergs enthält auch eine botanische Unterweisung für den Adel. Die Erstauflage erschien in den 1690er Jahren. WOLFF HELMHARDT VON HOHBERG, *Georgica curiosa aucta*, das ist umständlicher Bericht und klarer Unterricht oder adelichen Land und Feldebens, 3. Buch, 6. Teil, Nürnberg 1749, S. 608.

<sup>102</sup> WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit (wie Anm. 14), S. 117.

<sup>103</sup> Ebd., S. 116.

<sup>104</sup> Ebd., S. 117 f.

<sup>105</sup> *Agave polianthes* Tuberose oder Josefsstab gehört zu den Agavengewächsen und stammt höchstwahrscheinlich aus Mexiko.

<sup>106</sup> RHAGOR, Pflanz-Gart (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 140–143.

<sup>107</sup> Die schwarze Maulbeere ist auch erwähnt bei WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit (wie Anm. 14), S. 88. Beispielsweise scheitert das Projekt Maulbeerbäume im Kirchhof in Weisweil und die damit verbundene Seidenzucht, u. a. weil sich die Hochberger und Unterländer bei kameralistischen Projekten eher passiv verhielten. Vgl. MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, Die Landwirtschaft von 1700–1945, in: Weisweil. Ein Dorf am Rhein, hg. von GERHARD A. AUER und THOMAS ZOTZ, Weisweil 1995, S. 259–272, hier S. 262.

die Grundlage der badischen Tabakindustrie am Ende des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts legte.<sup>108</sup>

Während Nutzpflanzen wie Kartoffeln, Tomaten, Mais, Topinambur, Paprika, Kürbisse, Melonen, Bohnen, Tabak etc. schnell in Europa heimisch wurden, blieb die Akkulturation von Blumen aus der Neuen Welt doch nur ein vereinzelt Phänomen, auch wenn Sonnenblume, Tagetes oder Wunderblume Gegenteiliges vermuten lassen. Erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts erreichten Samen, Knollen und Ableger amerikanischer Pflanzen wieder nach der Boomphase des 16. Jahrhunderts in großen Mengen die Alte Welt. Expeditionen nach Nordamerika, wie sie der Franzose André und sein Sohn Francois Michaux 1785 machten, dienten wie beispielsweise Expeditionen nach Australien und Japan der „Neu“-Entdeckung von Pflanzen für den europäischen Bedarf, die die Bedeutung der botanischen Gärten erneut aufwerteten und sie zu neuen Forschungszentren werden ließen. 1754 ging der 27-jährige aus Leiden stammende Nicolaus Joseph von Joaquin im Auftrag des Wiener Hofes nach Zentralamerika, um Pflanzen für die Gärten in Schönbrunn zu sammeln. Seine Ergebnisse wurden 1763 in seinem Buch *Selectarum stirpium Americana historia* publiziert – eines der wichtigsten Werke seiner Zeit. 1785 gab der Botaniker Johannes Zorn ein Werk mit dem Titel *Dreyhundert auserlesene amerikanische Gewächse nach linneischer Ordnung* heraus, dessen Zeichnungen auf Joaquins Werk zurückgingen. König Karl III. von Spanien schickte ab 1777 mehrere Expeditionen in die Neue Welt, um eine Bestandsaufnahme der Pflanzen und Heilkräuter seiner Besitzungen machen zu lassen. 1777 startete eine Expedition nach Peru und Chile, die auch Kolumbien und Bolivien berührte. Der Botaniker Vincente Cervantes beschrieb am Ende des 18. Jahrhunderts über 300 Pflanzen neu.<sup>109</sup> 1789 schickte er Knollen und Samen der Dahlie in die Alte Welt, und erstmals 1791 konnte man diese Blume im botanischen Garten von Madrid, der Ausbildungsstätte Cervantes, blühen sehen. Der Botaniker Antonio José Cavanilles, der als erster Spanier das Linnésche System anwandte, beschrieb zu Beginn der 1790er Jahre die Pflanze, die er nach dem Botaniker und Linné-Schüler Andreas Dahl als Dahlie bezeichnete, und zeichnete sie.<sup>110</sup> Die eigentliche Verbreitung der Dahlie begann jedoch erst mit der Rückkehr Alexander von Humboldts 1803/04, der auf seiner Reise von dem Botaniker Aimé Bonpland begleitet wurde. Sie brachten verschiedene Samen mit nach Berlin und Paris, die vor allem in den dortigen botanischen Gärten vermehrt und gezogen wurden. Zu dieser Zeit befand sich der Gartenbau erneut in einer Zeit des Aufbruchs und der Entdeckungen. Die durch den Botaniker Carl Ludwig Willdenow als Georgine bezeichnete Dahlie – ein Irrtum, die Bezeichnung hielt sich jedoch während des 19. Jahrhunderts im nördlichen Mitteleuropa – wurde spätestens durch die Abbildung verschiedener Wildformen im 1804 erstmals erscheinenden Allgemeinen Deutschen Garten-Magazin, das bei Bertuch im Industrie-Comptoir in Weimar verlegt wurde, weit über die Expertenkreise hinaus bekannt.<sup>111</sup> Diese Zeitschrift widmete sich unter der Rubrik

<sup>108</sup> ALBERT STRAUS, *Der Tabakbau im Grossherzogtum Baden und seine natürlichen Vorbedingungen: Landwirtschaftlich-naturwissenschaftliche Untersuchungen*, Halle 1909; HANS-MARTIN SCHWARZMEIER, *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte*, Bd. 5, Stuttgart 2005, S. 117.

<sup>109</sup> JOSÉ LUIS MALDONADO POLO, *La expedición botánica a Nueva España, 1786–1803: El Jardín Botánico y la Cátedra de Botánica*, in: *Historia Mexicana* 1 (2002), S. 5–59.

<sup>110</sup> MARIANNE KLEMUN, *Der Botanische Garten*, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, hg. vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2015-06-22, URL: <http://www.ieg-ego.eu/klemunm-2015-de> URL: urn:nbn:de:0159-2015062221 [2015-08-01].

<sup>111</sup> Zur Geschichte der Dahlie vgl. Art. Blumisterei in: *Teutsches Garten-Magazin* 4 (1804), S. 170–173, Dahlie S. 172.

... un[d] ist nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden

Blumisterei von Anfang an auch den außereuropäischen Pflanzen und berichtete bereits in ihrer ersten Ausgabe „über die Beschreibung und Wartung des amerikanischen Blumenrohr“,<sup>112</sup> eine bereits im Hortus Eystetensis – dem Pflanzenbuch des Gartens in der Bischofsstadt Eichstätt – abgebildete Pflanze. Warum die im 16. Jahrhundert noch als indianisches Blumenrohr bezeichnete Pflanze bereits seit dieser Zeit in Europa gezogen wurde, die Dahlie jedoch nicht, mag verwundern. Das erste Pflanzenbuch Amerikas entstand bereits 1552. Der von dem Indianer Martin de la Cruz auf Nahuatl geschriebene und vom Spanier Juan Badiano (1484–1560) ins Lateinische übersetzte „Codex Badianus“ oder „Libellus de Medicinalibus Indorum Herbis“ zeigt 184 Pflanzen.<sup>113</sup> Die für medizinische Zwecke angefertigte Handschrift enthält bereits eine detailgetreue farbige Zeichnung einer Dahlie. 100 Jahre später erschien ein Bild der Pflanze im Werk des spanischen Arztes und Botanikers Francisco Hernandez de Toledo, der die erste wissenschaftliche Expedition nach Mexiko im Auftrag König Philipps II. von Spanien 1571–1574 leitete, deren Ziel es war, die medizinischen Pflanzen der Region zu katalogisieren.

Von der Beschreibung der Pflanze bis zu ihrer realen Aussaat in Europa konnte durchaus lange Zeit ins Land gehen, bei der Dahlie sind es beinahe 250 Jahre, bei der Fuchsie knapp 100. Die aus Mexiko stammende Jakobsblie (Sprekalia) blühte 1736 erstmals in Stuttgart,<sup>114</sup> und Dahlien 1810 im botanischen Garten Tübingen.<sup>115</sup> Auch das aufkommende Interesse an den asiatischen Ländern führte zu Importen neuer Pflanzen. 1806 blühte die 1788 aus China oder Japan nach Europa eingeführte Hortensie in der Württembergischen Metropole.<sup>116</sup> Viele dieser Pflanzen sind bei uns inzwischen – wie bereits Mattioli im 16. Jahrhundert über die Sonnenblume sagte –, „nun überall in Gärten und für die Fenster bey uns also gemein geworden.“

---

<sup>112</sup> Ebd., S. 162 f.

<sup>113</sup> Das Manuskript lag in der Vatikanischen Bibliothek (Codex Barberini, Latin 241) und wurde dort 1929 wiederentdeckt. 1990 wurde es an Mexiko restituiert und befindet sich heute im Instituto Nacional de Antropologia y Historia. Englische Übersetzung: WILLIAM GATES, *An Aztec Herbal: The Classic Codex of 1552*, o.O. 2000.

<sup>114</sup> N. N. VOLZ, Beiträge zur Geschichte der Zierpflanzen, in: Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 7 (1851), S. 211–246, hier S. 243.

<sup>115</sup> Ebd., S. 244.

<sup>116</sup> Ebd., S. 242.





# „Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

## Zugänge und Perspektiven der Ausstellungs- und Vermittlungspraxis im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm

*Leni Perenčević*

Ein aufgebockter Leiterwagen, dessen Räder fehlen. Zwei gebrannte Lehmziegel aus einem Trümmerhaufen. Und ein Paar unscheinbare Lederstiefel, das bei genauer Betrachtung einen Mikrokosmos an Bedeutungen offenbart. Diese drei Museumsdinge, die sich ihrer Herkunft, Machart und Materialität nach unterscheiden, verbindet manches. Sie befanden sich über Jahrzehnte in Familienbesitz, bevor sie als Schenkungen dem Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm (DZM) anvertraut wurden. Ihre Vorbesitzer\*innen brachten sie aus ihrer alten Heimat im südöstlichen Europa mit in ihre neue Heimat Deutschland. Sie haben heute kaum einen materiellen Wert, aber es haften Erinnerungen, Gefühle und teils traumatische Erlebnisse an ihnen, die bei der Übergabe an das Museum überliefert wurden. Und: Die Objekte und ihre einstigen Eigentümer\*innen haben eine (erzwungene) Migration hinter sich.

Anhand dieser drei Objekte möchte ich in diesem Beitrag auf folgende Aspekte eingehen: Welche Rolle spielen „Heimat“ und „Migration“ für die Ausstellungs- und Sammeltätigkeit des Donauschwäbischen Zentralmuseums? Welchen Widerhall erzeugt der am DZM etablierte Umgang mit den kontroversen und gefühlsbeladenen Begriffen bei den Museumsbesucher\*innen? Und schließlich: Welche Chancen und Grenzen ergeben sich durch die Thematik des Hauses für interkulturelle Vermittlungsformate? Zunächst aber ist zu klären, wen wir überhaupt meinen, wenn wir von „den“ Donauschwaben sprechen.

### Donauschwaben – Schwaben an der Donau?

Als Donauschwaben bezeichnen wir die Nachfahren deutschsprachiger Siedler, die sich vorwiegend als Bauern und Handwerker seit dem späten 17. bis in das 19. Jahrhundert im Königreich Ungarn niederließen. Überbevölkerung, Teuerung, Kriege und Armut im Südwesten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation veranlassten im Verlauf des 18. Jahrhunderts schätzungsweise 400.000 Menschen, einen Neuanfang im „Ungarland“ zu wagen.<sup>1</sup> Dort strebten nach den Kriegen gegen das Osmanische Reich sowohl private Grundherren als auch die Habsburger Kaiser danach, auf ihren weitgehend brachliegenden und oftmals dünn besiedelten Ländereien eine intensive Ackerbauwirtschaft zu etablieren. Am Kolonisationsprozess der von den Osmanen

---

<sup>1</sup> GERHARD SEEWANN, Zur Geschichte der „Schwaben an der Donau“, in: Migration im Donaauraum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen, hg. von CHRISTIAN GLASS, Ulm 2012, S. 20–29, hier S. 20 und 28, Fußnote 3.

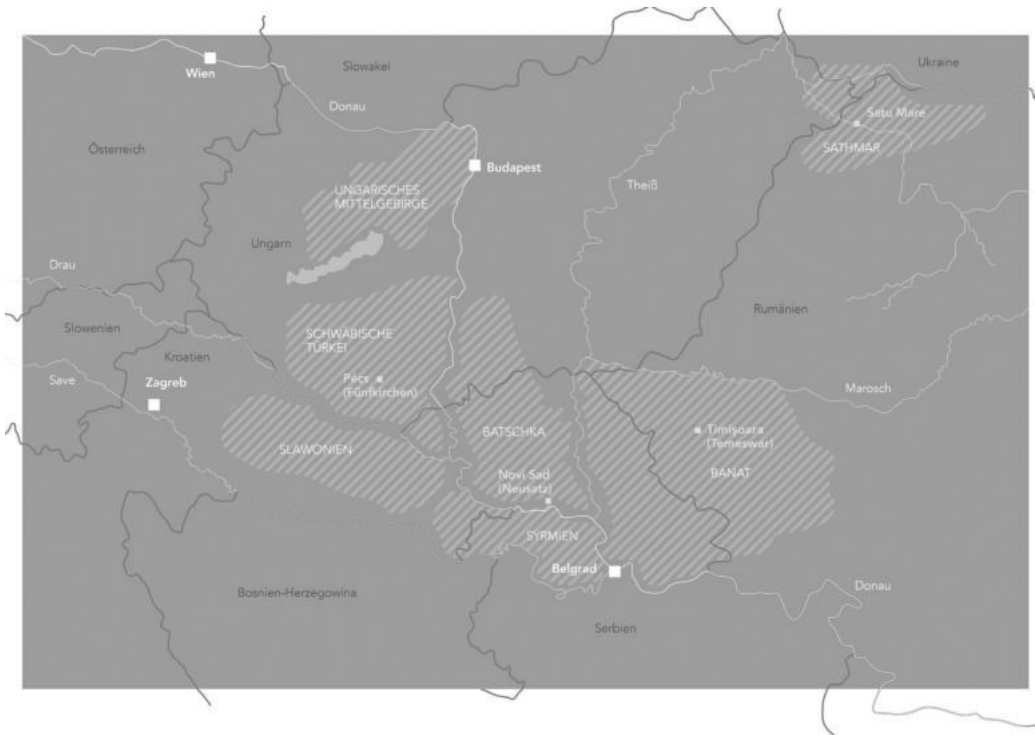


Abb. 1: Die Siedlungsgebiete der Donauschwaben in Südosteuropa. Quelle: DZM.

zurückerobernten Gebiete waren neben deutschsprachigen Siedlern viele andere Ethnien beteiligt, darunter Ungarn, Tschechen, Slowaken, Rumänen und Südslawen.<sup>2</sup> Nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie 1918 durchschnitten die Grenzen der neuen Nationalstaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien das so entstandene Siedlungsgebiet entlang der mittleren Donau. Um die deutschsprachigen Bewohner dieser multi-ethnischen Region zusammenzufassen, schufen die Geografen Robert Sieger und Hermann Rüdiger 1922 die Sammelbezeichnung Donauschwaben.<sup>3</sup> Sie ist heute fest etabliert, obwohl sie in vielerlei Hinsicht problematisch ist. „Der [...] unscharfe, nur eine bestimmte Ansiedlungsepoche (18. Jh.) herausgreifende und damit räumliche wie zeitliche Überschneidungen ignorierende Begriff der Donauschwaben für die aus den heutigen deutschen Bundesländern Baden-Württemberg, Hessen, Bayern, der Pfalz sowie aus Österreich stammenden Kolonisten impliziert Vorstellungen von Homogenität und Gemeinsamkeiten dieser Siedlergruppe, die historisch gesehen keineswegs zutreffen. Nur eine Minderheit der eingewanderten Kolonisten war tatsächlich schwäbischer Herkunft. Sie waren vielmehr ethnisch wie dialektal sehr heterogen, konfessionell gespalten, und auch in ihrer sozialen Schichtung sehr unterschiedlich [...]. Ihre Ansiedlung war regional sehr unterschiedlichen Bedingungen unterworfen und sie selbst waren sich bis zum 20. Jahrhundert keiner Gemeinsamkeit bewußt

<sup>2</sup> Vgl. GERHARD SEEWANN, Donauschwaben, in: Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, hg. von EDGAR HÖSCH, KARL NEHRING und HOLM SUNDHAUSSEN, Stuttgart 2004, S. 201–205, hier S. 202.

<sup>3</sup> Vgl. SEEWANN, Donauschwaben (wie Anm. 2), S. 201.



Abb. 2: Die Kaufleute Feistammel beim Sonntagsspaziergang in Temeswar/Timișoara (Rumänien), um 1938. Quelle: DZM.

und unterhielten kaum Beziehungen zu ihren Herkunftsländern noch untereinander.“<sup>4</sup> Ein Beispiel für die Heterogenität von Lebenswelten, die unter dem Begriff „donauschwäbisch“ subsumiert werden, ist der Stadt-Land-Unterschied. So hatte das deutschsprachige Bürgertum in Temeswar/Timișoara (Rumänien) oder Budapest kaum Berührungspunkte mit der deutschsprachigen Landbevölkerung des Umlandes, vielmehr grenzte man sich voneinander ab. Eindrücklich und nicht ohne Selbstironie beschrieb die deutsch-jüdische Schriftstellerin Wilma von Vukelich die Abgeschlossenheit bürgerlicher Kreise in ihrer Heimatstadt Essek/Osijek (Kroatien): „Kroaten, Serben, Schwaben und Juden saßen [im Casino] Tag für Tag einträchtig beisammen. Es gab keine Rassenvorurteile und keine Stammesanimositäten, sie waren alle Esseker, eingefleischte Lokalpatrioten, für die es außerhalb ihrer Stadt nichts zu suchen gab. Die wirkliche Moral war nur in Essek zu Hause. Nur das war schön und gut, was in Essek dafür galt. Die Esseker Wahrheiten waren über jeden Zweifel erhaben.“<sup>5</sup> Auch in den Dörfern der multi-ethnischen Siedlungsgebiete konnte sich das Zusammenleben der Donauschwaben mit ihren Nachbarn erheblich unterscheiden.

In Ortschaften des Banats oder der Batschka beispielsweise, die im 18. Jahrhundert am Reißbrett in Wien geplant worden waren, siedelte man die verschiedenen ethnischen Gruppen in jeweils eigenen Ortsteilen an. Dies bedeutete zwar nicht, dass es keinerlei Berührungspunkte zwischen den Dorfbewohnern gegeben hätte, doch lebte man mehr neben- als miteinander. „Wir waren die typische Parallelgesellschaft“, erinnerte sich während einer Führung durch unsere Dauerausstellung ein Donauschwabe aus Obrowatz/Obrovac (Serbien). Anders war es in den Dörfern der Regionen Slawonien und Syrmien (Kroatien/Serbien). Hierher kam nur ein Teil der deutschsprachigen Siedler direkt aus deutschen Territorien. Die Mehrzahl war bereits früher in das historische Ungarn übersiedelt und zog seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach günstigem Land und besseren Lebensbedingungen innerhalb der Habsburger Monarchie weiter. Die Binnenwanderer ließen sich in bereits bestehenden Ortschaften nieder, in denen sie oftmals die Minderheit bildeten. Da sie den katholischen Glauben mit ihren kroatischen Nachbarn teilten, assimilierten sie sich in vielen Fällen.

<sup>4</sup> SEEWANN, Donauschwaben (wie Anm. 2), S. 201.

<sup>5</sup> WILMA VON VUKELICH, Spuren der Vergangenheit. Osijek um die Jahrhundertwende, hg. von VLADO OBAD, München 1992, S. 252 f.



Abb. 3: Familie Titz vor ihrem Haus in Hatzfeld/Jimbolia (Rumänien), 1924. Die Fotografie wurde rückseitig beschriftet – in ungarischer Sprache. Quelle: DZM.

Aufkeimender Nationalismus im 19. Jahrhundert, die einschneidende Erfahrung des Ersten Weltkriegs sowie die staatliche Neuordnung Südosteuropas ab 1918 beeinträchtigten das Zusammenleben der Völker Südosteuropas. In den Nationalstaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien gewann der Nationalismus an Boden und führte – trotz minderheitenfreundlicher Gesetzgebung – zur Benachteiligung der Minderheiten. Die Zwischenkriegszeit war geprägt vom Ringen der Donauschwaben um die Einlösung ihrer Minderheitenrechte. In den 1930er Jahren gerieten sie zunehmend unter den politischen Einfluss des Nationalsozialismus. Gesteuert und unterstützt vom Deutschen Reich setzte sich Ende der 1930er Jahre die völkische „Erneuerungsbewegung“ durch. Sie gründete neue Vereinigungen oder unterwanderte die bestehenden und funktionierte sie nach NS-Vorbild zu straff organisierten Volksgruppenorganisationen um. Josef Müller aus India/Indija (Serbien) schrieb rückblickend über diese Zeit: „Wir waren, auf die neuerstandene Macht des Deutschen Reiches vertrauend, grenzenlos optimistisch.“<sup>6</sup> Viele, aber bei weitem nicht alle Donauschwaben erlagen der nationalsozialistischen Propaganda. Doch die Abhängigkeit der Minderheit vom Dritten Reich, die unter NS-Herrschaft verübten Verbrechen an der Zivilbevölkerung sowie der Einsatz von Donauschwaben in Wehrmacht und SS führten am Ende des

<sup>6</sup> JOSEF MÜLLER, Syrmien, Slawonien, Bosnien. Verlorene Heimat deutscher Bauern, Freilassing 1961, S. 16.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

Zweiten Weltkriegs unter kommunistischer Herrschaft zur Stigmatisierung der Donauschwaben als „fünfte Kolonne“ des Dritten Reichs. Wer nicht fliehen konnte oder wollte, war Internierung, Zwangsarbeit und Enteignung schutzlos ausgesetzt. Auch wenn sich ab den 1950er Jahren die Lage allmählich normalisierte, entschied sich die Mehrheit zur Ausreise nach Deutschland oder Österreich. Die wenigen Verbliebenen hatten sich der von oben gelenkten sozialistischen Minderheitenpolitik zu unterwerfen. Viele gingen in die innere Emigration, wobei sie sich äußerlich an die sozialistischen Lebensbedingungen anpassten. Wird die Zahl der Donauschwaben vor dem Zweiten Weltkrieg auf 1,5 Millionen geschätzt, so leben heute in Kroatien noch rund 3.000, in Serbien 4.000, in Ungarn 132.000 und in Rumänien 25.000 Donauschwaben. Nach jahrzehntelangen Einschränkungen gründeten sie nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wieder Vereinigungen, deren wesentliches Ziel die Rückbesinnung auf die eigene Kultur darstellt. Deutsche Sprache und Dialekte, Literatur, Musik und Kunst vermitteln neben den Vereinen die Kindergärten und Schulen der deutschen Minderheiten, aber auch die deutschsprachigen Theater, die es in Rumänien und Ungarn gibt.

Die meisten Donauschwaben leben heute in Deutschland. Sie zählen zu den 14 Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem östlichen Europa, die 1945 in das kriegszerstörte Deutschland strömten. Die Donauschwaben verschlug es in die amerikanische und sowjetische Besatzungszone. Dort ging es zuerst nur um das Nötigste: Unterkünfte, Nahrungsmittel, ärztliche Versorgung. Das unfreiwillige Zusammenleben von Flüchtlingen und Einheimischen bot viel Konfliktstoff. Um die „Neubürger“ zügig einzugliedern, wurden sie weiträumig verteilt. Die Verbindung zwischen den verstreuten Donauschwaben vermittelten zuerst kirchliche Hilfsorganisationen, später die ab 1947 entstehenden Landsmannschaften. Diese boten Rechtsberatung und traten für einen fairen Lastenausgleich ein. Früh engagierten sie sich für die Bewahrung des kulturellen Erbes. Eigene Zeitschriften und regelmäßige Treffen auf Bundes- und Landesebene vermitteln bis heute ein Stück „Heimat in der Fremde“. Die Tatsache, dass es vier Landsmannschaften gibt und sich nur jene für die Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien Landsmannschaft der Donauschwaben nennt, zeigt, dass der Sammelbegriff „Donauschwab“ bis heute eine Fremdbezeichnung geblieben ist. Die aus Rumänien Stammenden nennen sich nach ihren Herkunftsregionen Sathmarer Schwaben und Banater Schwaben, die aus Ungarn Stammenden bezeichnen sich als Ungarndeutsche. Dennoch hat sich die Bezeichnung auf institutioneller Ebene durchgesetzt. In Tübingen gibt es ein Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, in Sindelfingen ein Haus der Donauschwaben und in Ulm ein Donauschwäbisches Zentralmuseum.

## Das Donauschwäbische Zentralmuseum – (k)ein Heimat- oder Migrationsmuseum?

Das DZM wird als Stiftung betrieben, die vom Bund, dem Land Baden-Württemberg, der Stadt Ulm sowie den vier Landsmannschaften getragen wird. Grundlage für die Finanzierung aus öffentlicher Hand bildet § 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes (BVFG), dessen erste Fassung auf das Jahr 1953 zurückgeht. Seither wurde die Konzeption des sogenannten Kulturparagrafen, der Bund und Länder verpflichtet, das Kulturerbe der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem östlichen und südöstlichen Europa zu bewahren, stetig weiterentwickelt

und der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung angepasst.<sup>7</sup> Stand anfangs die Integration der deutschen „Heimatvertriebenen“ in die junge Bundesrepublik im Vordergrund, setzt die letzte Neukonzeption des BVFG, die 2016 im Bundeskabinett beschlossen wurde, auf eine verstärkte Förderung europäischer Kooperationsprojekte, auf zeitgemäße Vermittlungsprojekte, die vor dem Hintergrund des Verschwindens der Erlebnissgeneration den Erinnerungstransfer ermöglichen sollen, auf die Erschließung neuer Zielgruppen (genannt werden die Spätaussiedler) sowie auf die Digitalisierung von Archiven und Sammlungen. Kulturstaatsministerin Monika Grütters, auf deren Initiative die Neukonzeption zurückgeht, erklärte dazu: „Die Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa sind ein elementarer Aspekt unserer Erinnerungskultur. Sie ist getragen von unseren gewachsenen Bindungen in Europa. Sie zu bewahren, zu erforschen und zu vermitteln, ist und bleibt ein wichtiges Anliegen der Bundesregierung.“<sup>8</sup> In den Stiftungsauftrag des Donauschwäbischen Zentralmuseums flossen sowohl die Konzeption des § 96 BVFG ein als auch die Richtlinien des Internationalen Museumsrats ICOM, der die Kernaufgaben von Museen im Sammeln, Bewahren, Erforschen, Zeigen und Vermitteln sieht. „Die Stiftung hat die Aufgabe, [...] die kulturelle Tradition und das Kulturgut der Donauschwaben zu bewahren, indem sie Geschichte, Kultur und Landschaft umfassend dokumentiert, Kulturgut sammelt und präsentiert sowie der landes- und volkskundlichen Forschung über die donauschwäbischen Herkunftsgebiete zugänglich macht. Sie soll zugleich das Wissen über die südöstlichen Nachbarn verbreiten und vertiefen, um auf diese Weise einen Beitrag zur Verständigung in Europa zu leisten.“<sup>9</sup>

Das DZM ist ein „Beschlussmuseum“, eine politisch gewollte Institution, die ihre Gründung einer Pressuregroup, den Landsmannschaften, zu verdanken hat.<sup>10</sup> Lange bevor das DZM eröffnet wurde, hatten Donauschwaben damit begonnen, aus der alten Heimat Mitgebrachtes zu sammeln und in Heimatstuben zu präsentieren.<sup>11</sup> Seit den 1960er Jahren diskutierten die Landsmannschaften verstärkt über ein Zentralmuseum für die Donauschwaben. 1964 formulierte Anton Tafferner, eine Autorität der donauschwäbischen Geschichtsschreibung, erstmals seine Vorstellungen für ein solches Museum. Die Ausstellungserzählung sollte den „Fluch von Trianon“<sup>12</sup> bannen, in-

<sup>7</sup> CHRISTIAN GLASS, Migration – eine taugliche Kategorie für die Museen zur Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa?, in: Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, hg. von HENRIKE HAMPE (Europäische Ethnologie, Bd. 5), Münster 2005, S. 109–117, hier S. 113; Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, auf: <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/kultur-und-wissenschaftsfoerderung-nach-96-bvfg/> (Stand: 10.02.2018).

<sup>8</sup> <https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Pressemitteilungen/BPA/2016/02/2016-02-24-bkm-bundesvertriebenengesetz.html> (Stand: 10.02.2018).

<sup>9</sup> <http://www.dzm-museum.de/ueber-uns/stiftung/>; Ethische Richtlinien für Museen von ICOM, hg. von ICOM – Internationaler Museumsrat, ICOM Schweiz 2010, auf: [http://www.icom-deutschland.de/client/media/570/icom\\_ethische\\_richtlinien\\_d\\_2010.pdf](http://www.icom-deutschland.de/client/media/570/icom_ethische_richtlinien_d_2010.pdf) (Stand: 10.02.2018).

<sup>10</sup> CHRISTIAN GLASS, Zwölf Jahre Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm – ein Wahrnehmungsbericht, in: Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten, hg. von PETR LOZOVYUK (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 26), Dresden 2012, S. 197–209, hier S. 197 f.

<sup>11</sup> Vgl. CORNELIA EISLER, „Ausdruck der Verbundenheit mit dem ganzen deutschen Volke.“ Die Heimatmuseen und -sammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler aus Südosteuropa, in: Museum und Minderheit (Danubiana Carpathica, Bd. 6 [53]), hg. von CHRISTIAN GLASS und HARALD HEPPNER, München 2012, S. 97–125.

<sup>12</sup> ANTON TAFFERNER, Richtlinien für ein Museum der Donauschwaben, in: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 3 (1964), S. 169–173, hier S. 172. Der Friedensvertrag von Trianon (1920) besiegelte den Untergang des König-

dem sie der landsmannschaftlichen Zersplitterung ein gesamt-donauschwäbisches Bewusstsein als „neuester Stamm“<sup>13</sup> des deutschen Volkes entgegensetzt. Dieses Bewusstsein sollte sich vor allem aus der gemeinsamen zivilisatorischen Leistung als „Kolonistenvolk“ speisen. Von den damaligen Vorstellungen blieb rund dreißig Jahre später, als das Donauschwäbische Zentralmuseum geplant wurde, nur der sperrige Museumsname.

Das DZM wurde nach einer Aufbauzeit von nur fünf Jahren am 8. Juli 2000 eröffnet. In dieser Zeit wurde das Reduit der Oberen Donaubastion, in dem sich das Museum befindet, saniert, ein Grundstock an Objekten gesammelt sowie das Konzept der Dauerausstellung in enger Zusammenarbeit mit dem wissenschaftlichen Beirat entwickelt und umgesetzt. Bei der Konzeption der Dauerausstellung galt es eine Reihe von Fragen zu beantworten: An wen richtet sich das Museum? Welche Geschichte(n) will es erzählen? Soll es ein Migrationsmuseum sein? Was wird wie ausgestellt? Gerade bei inhaltlich heiklen Themen wie Flucht und Vertreibung mussten die Beteiligten in langwierigen und teils kontroversen Debatten erst eine gemeinsame Sprache finden.<sup>14</sup> Denn die Vertreter der Landsmannschaften sprachen für die Betroffenen, der wissenschaftliche Beirat hatte die großen Zusammenhänge im Blick und die Museumsexperten das Praktische sowie die Interessen der künftigen Besucher\*innen. Letztlich fanden sich auf all diese Fragen klare Antworten und es wurde eine Dauerausstellung mit dem Titel „Räume – Zeiten – Menschen“ realisiert, deren Grundgerüst auch nach fast zwanzig Jahren immer noch trägt. Der Leitbegriff „Räume“ verweist auf den Anspruch, donauschwäbische Geschichte nicht isoliert zu betrachten, sondern im Kontext der historischen und kulturellen Gegebenheiten der südosteuropäischen Siedlungsregionen.<sup>15</sup> Die europäische Perspektive war eine der Prämissen bei der Museumskonzeption, deren gelungene Umsetzung in wissenschaftlichen Kreisen positiv rezipiert wurde.<sup>16</sup> Die donauschwäbische Geschichte, so Christian Glass, sei eine Fundgrube für europäische Fragen: „Die donauschwäbische Geschichte vom 18. bis ins 21. Jahrhundert ist eng verwoben mit der europäischen Geschichte, und darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von Bezügen zu aktuellen europäischen Fragestellungen: Sei es die Migration im 18. und 19. Jahrhundert [...] in den ungarischen Teil der Habsburgermonarchie, sei es die Frage der Angleichungsprozesse von Minderheiten- und Mehrheitsgesellschaft, oder der weite Themenbereich von multiethnischer Gesellschaft, oder

---

reichs Ungarn, unter dessen Dach die Donauschwaben bis dahin gelebt hatten. An seine Stelle traten neue Nationalstaaten: Ungarn, Rumänien und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (später Königreich Jugoslawien). Während Rumänien sein Territorium durch den Vertrag von Trianon verdoppelte, verlor Ungarn zwei Drittel seines Staatsgebiets. Viele Ungarn waren quasi über Nacht zu einer Minderheit in einem der Nachbarländer geworden. Auch die Donauschwaben waren von den neuen Grenzziehungen betroffen, die ihre historisch gewachsenen Siedlungsgebiete zerschnitten. Das Banat und die Batschka etwa waren nun auf drei Länder verteilt. Wenn Tafferner vom „Fluch von Trianon“ spricht, meint er die Aufteilung der Donauschwaben auf die drei Nationalstaaten Ungarn, Rumänien und Jugoslawien, die seiner Meinung nach die Entwicklung eines gesamt-donauschwäbischen Bewusstseins behindert hat.

<sup>13</sup> TAFFERNER, Richtlinien (wie Anm. 12), S. 169.

<sup>14</sup> HORST FÖRSTER, Museum und Wissenschaft – eine erfolgreiche Verbindung, in: Museum in Europa. Zum zehnjährigen Bestehen des Donauschwäbischen Zentralmuseums Ulm, Ulm 2010, S. 25–30, hier S. 26.

<sup>15</sup> CHRISTIAN GLASS, Räume – Zeiten – Menschen. Konzeption und Praxisbericht eines neuen „ostdeutschen“ Museums, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 43 (2000), S. 143–157, hier S. 152 f.

<sup>16</sup> KARL SCHLÖGL, Nach der Rechthaberei. Umsiedlung und Vertreibung als europäisches Problem, in: Vertreibung europäisch erinnern? Historische Erfahrungen, Vergangenheitspolitik – Zukunftskonzeptionen, hg. von DIETER BIENGEN, WŁODZIMIERZ BORODZIEJ und STEFAN TROEBST (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Bd. 18), Wiesbaden 2003, S. 11–38, hier S. 33 f.

[...] die Nationalstaatsbestrebungen des 19. Jahrhunderts [...].<sup>17</sup> Der zweite Leitbegriff „Zeiten“ rekuriert auf verschiedene Phasen der donauschwäbischen Geschichte, die in der Ausstellung chronologisch präsentiert werden: Von der Auswanderung in das historische Ungarn über die großen historischen Zäsuren des 20. Jahrhunderts folgt der Besucher den Spuren der Donauschwaben bis in die Gegenwart. Von zentraler Bedeutung ist der Leitbegriff „Menschen“, denn es sind vor allem die Donauschwaben selbst, die durch Zitate und Bildreproduktionen zu hören und zu sehen sind. Ihre Lebensgeschichten und Lebenswege machen donauschwäbische Geschichte gerade für Besucher ohne Vorkenntnisse anschaulich.

Wichtige Impulse für die grundsätzliche Ausrichtung gingen von Gottfried Korff aus, der dafür plädierte, das DZM strikt als Migrationsmuseum zu denken: „[D]ie Arbeit des Museums [gewänne] einen historisch und geographisch festen Boden unter den Füßen, der es erlauben würde, den Konstruktionen des Ethnischen, der nationalen Ideologien, der politisch motivierten Selbstbilder sozial- und strukturgeschichtlichen Halt und Fassung zu geben. Es ginge um Migrationsprozesse, die über Jahrhunderte hinweg verfolgt werden könnten, und um die von diesen ausgelösten Formen des Miteinanderlebens unterschiedlicher Gruppenkulturen. [...] Ein auf der Grundidee der Migration basierendes Museum würde, auch wenn der Blick primär nach Südosteuropa gerichtet wäre, eine gesamteuropäische Dimension ins Spiel bringen [...].“<sup>18</sup> Das DZM schlug letztlich einen Mittelweg ein, bei dem Migration zwar eine zentrale, aber eben nicht die einzige Leitkategorie für die Darstellung donauschwäbischer Geschichte und Kultur ist, denn, so Museumsleiter Christian Glass: „Eine Reduzierung auf das Migrationsgeschehen würde eine eingeschränkte Sichtweise bedeuten, die der Bedeutung der Donauschwaben für Wirtschaft, Kultur und Politik der Habsburgermonarchie und in ihren Nachfolgestaaten nicht gerecht wird.“<sup>19</sup>

Die Dauerausstellung zeigt die Migrationen der Donauschwaben in einem größeren Kontext auf: Eine Kofferinstallation im Foyer, die dem Ausstellungsrundgang vorgeschaltet ist und so von allen Besucher\*innen passiert wird, zeigt originale Gepäckstücke, die Donauschwaben bei Migrationen mit sich führten. Zwischen diesen Originalen stehen Stellvertreter, stilisierte Koffer, die beispielsweise an jüdische Flüchtlinge während der NS-Zeit erinnern oder an die Verschleppung und Versklavung von Afrikanern, wodurch donauschwäbische Wanderungsbewegungen eingebettet werden in das „welt- und zeitungspannende Thema Migration.“<sup>20</sup> Beim Eintreten in die Dauerausstellung empfängt die Besucher\*innen ein raumhohes Satellitenbild Europas. Davor erhebt sich vom Boden eine fast raumbreite Platte, auf der in abstrahierter Form das pannonische Becken mit dem Mittellauf der Donau zu sehen ist. Darauf werden verschiedene Migrationsprozesse projiziert, von der sogenannten Landnahme der Magyaren Ende des 9. Jahrhunderts über die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung bis zur Besiedlung der Region durch deutschsprachi-

<sup>17</sup> CHRISTIAN GLASS, Europäische Aspekte in Kultur und Geschichte der Donauschwaben. Minderheiten, multiethnische Gesellschaft und Vertreibung, in: Beiträge des Tages der Landesgeschichte in der Schule vom 22. Oktober 2008 in Ulm, hg. von GERHARD FRITZ und EVA LUISE WITTNEBEN (Landesgeschichte in Forschung und Unterricht, Bd. 5), Stuttgart 2009, S. 93–105, hier S. 97.

<sup>18</sup> GOTTFRIED KORFF, Plädoyer für eine Grundidee. Zur Errichtung eines Donauschwäbischen Zentralmuseums (1996), in: DERS., Museumsdinge deponieren – exponieren, hg. von MARTINA EBERSPÄCHER, GUDRUN MARLENE KÖNIG und BERNHARD TSCHOFEN, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 360–364, hier S. 362.

<sup>19</sup> GLASS, Migration – eine taugliche Kategorie (wie Anm. 6), S. 115.

<sup>20</sup> HENRIKE HAMPE, Wie lässt sich Migration ausstellen? Ein Bericht aus dem Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, in: Zuwandern, Einleben, Erinnern. Beiträge zur historischen Migrationsforschung, hg. von SIEGFRIED BECKER und JOANA M. C. NUNES PIRES TAVARES (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 43), Marburg 2009, S. 236–245, hier S. 238.



„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“



Abb. 4a: Blick in die Abteilung „Die Schwabenzüge – Das Glück in der Fremde suchen“ der DZM-Dauerausstellung „Räume – Zeiten – Menschen“. Quelle: DZM.

ge Ansiedler in der Frühen Neuzeit. Die Auswanderung und Ansiedlung der Donauschwaben seit dem späten 17. Jahrhundert sind zwei zentrale Themen, denen je eine Ausstellungsabteilung gewidmet ist. Hier erfährt der Besucher aber auch, dass in einigen Ortschaften der Ansiedlung von deutschsprachigen Bauern die Umsiedlung beispielsweise serbischsprachiger Dorfbewohner vorausgegangen war. Im Themenraum zur Industrialisierung wird ein weiteres Migrationsgeschehen beleuchtet: die große Auswanderungswelle in die USA. Seit 1880 wanderten vier Millionen Menschen aus Österreich-Ungarn in das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ aus.<sup>21</sup> Zu den Amerika-Wanderern zählten zwischen 1890 und 1914 auch rund 250.000 Donauschwaben, die oft nur eine Zeitlang in den USA arbeiteten, um sich mit dem dort verdienten Lohn in der Heimat eine bessere Existenz aufzubauen. Ein weiterer Migrationsaspekt, dem ein Haupt- und ein Vertiefungsraum gewidmet sind, sind die verschiedenen Formen von Zwangsmigration, die Donauschwaben seit Ende des Zweiten Weltkriegs erlebten: Flucht, Vertreibung, Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion sowie die Internierung der Donauschwaben in Jugoslawien. Auch dieser Teil donauschwäbischer Geschichte wird in der Ausstellung nicht isoliert erzählt, sondern ist eingebettet in eine Vorgeschichte von aufkeimendem Nationalismus, neuen Grenzbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg, nationalsozialistischer Besatzung und Gewaltherrschaft sowie ethnischen Säuberungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie dem türkisch-griechischen „Bevölkerungstransfer“ von Lausanne 1923, der in den folgenden Jahren zu einem Modell für

<sup>21</sup> Vgl. <https://libertyellisfoundation.org/immigration-timeline#1880> (Stand: 10.02.2018).

Bevölkerungsverschiebungen von bis dahin ungekanntem Ausmaß wurde. Und schließlich, gegen Ende des Ausstellungsrundgangs, durchschreiten die Besucher\*innen einen Raum, in dem 15 Stelen verschiedene Themen der schrittweisen Eingliederung der aus Südosteuropa geflüchteten oder vertriebenen Donauschwaben aufgreifen, etwa den Alltag im Flüchtlingslager oder die allmähliche Anpassung der „Neubürger“ in ihren Kleidungsgewohnheiten. Die Integration von Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen gilt im Rückblick als eine der großen Leistungen der Bundesrepublik. Dass diese Integration für die Betroffenen selbst in der Regel ein schwerer, langwieriger und schmerzlicher Prozess war, versinnbildlicht ein auf den Boden eingezeichnetes Gitterraster, in das sich die Stelen nach und nach einordnen.<sup>22</sup>

Beim Rundgang durch die Dauerausstellung lernen die Besucher\*innen am Beispiel der Donauschwaben verschiedene Formen von Migration kennen, die ökonomisch, sozial, politisch, religiös oder individuell motiviert sein können. Bei Führungen erleben wir immer wieder, dass so manche fest in den Köpfen verankerte Vorstellung aufgebrochen wird, etwa, wenn das heutige Baden-Württemberg in der Frühen Neuzeit als typisches Auswanderungsland und das damalige Ungarn als typisches Einwanderungsland beschrieben werden. Das DZM wollte nie ein reines Klientelmuseum, ein Museum nur für die Donauschwaben sein, gleichwohl die Donauschwaben (und heute vor allem die Kinder- und Enkelkinder der Erlebnisgeneration) immer eine wichtige Zielgruppe waren. Das Haus versteht sich als Museum über die Donauschwaben, das einem



Abb. 4b: Heimatszenierung ausgestellt: Die Abteilung „Vergangenes – Bewahren und erinnern“ in einer der Geschützkasematten. Quelle: DZM.

<sup>22</sup> Vgl. HAMPE, Wie lässt sich Migration ausstellen? (wie Anm. 20), S. 242.

breiten Publikum zugewandt ist, dem auch ohne Vorwissen oder biografische Bezüge das Eintauchen in eine vielfältige Lebenswelt an der mittleren Donau ermöglicht werden soll. Das DZM distanziert sich deshalb von einer verklärenden Heimat-(Re-)Inszenierung, was sich etwa in der nüchternen Ausstellungsarchitektur widerspiegelt oder auch darin, dass eine Abteilungsabteilung Trachtenpuppen, Dorfmodelle, Laienmalerei und Heimatstubenpräsentationen als Formen donauschwäbischer Erinnerungskultur (hinter-)fragend musealisiert.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass „Heimat“ und „Migration“ Schlüsselthemen des DZM sind, nicht nur innerhalb der Dauerausstellung, sondern auch in den Wechselausstellungen und im Veranstaltungs- und Vermittlungsprogramm. Der Zugang zu diesen Themenkomplexen ist dabei möglichst vielschichtig, indem die Prozesshaftigkeit von Kultur und der Konstruktcharakter von (nachträglich idealisierter) Heimat sichtbar gemacht werden. Das Museum erzählt deshalb nicht nur vermeintliche oder tatsächliche Erfolgsgeschichten vom multi-ethnischen Zusammenleben in Südosteuropa oder der gelungenen Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in die Bundesrepublik, sondern zeigt auch die Konflikt- und Problemfelder in diesem Zusammenhang auf.<sup>23</sup>

## „Mutter hat ihr Leben nochmal nacherlebt“ – Besucherwahrnehmungen

Der Zuspruch der Besucher\*innen war von Anfang an überwiegend positiv. Doch gerade in den beiden ersten Jahren waren manche donauschwäbische Besucher\*innen enttäuscht. Sie hatten den Aufbau des Museums in der Presse verfolgt, hatten von Sammelaufrufen gelesen und vielleicht sogar selbst für sie bedeutsame Erinnerungsstücke abgegeben und vermissten diese bei ihrem Ausstellungsbesuch. So lautet ein Besucherbucheintrag aus dem Jahr 2000: „Ich habe mir das ganz anderst vorgestellt, wie es überhaupt eingerichtet ist. Schade, daß nur so wenig ausgestellt ist von den vielen gesammelten Sachen. Wir Donauschwaben haben viel mehr zu zeigen.“ Und eine andere Besucherin bemängelte: „Ich bin mit großen Erwartungen hierhergekommen, nachdem ich vorher im Heimatmuseum der ‚Parabutscher‘ [...] war. Es ist nicht ‚lebendig‘ genug. Originalkleidung, die ja sehr schön, ja an Feiertagen sogar prächtig war, vermisse ich [...] und ein ‚Paradebett‘, das ging bei einigermaßen betuchten Leuten bis an die Decke. [...] Trotzdem finde ich es schön, daß es dieses Museum jetzt gibt. – Es kann ja noch erweitert werden und sich entwickeln.“ Viele Besucher\*innen in der Anfangszeit waren in ihren Erwartungen an das DZM von einer großen Heimatstube ausgegangen. Seit den 1960er Jahren waren viele solcher Heimatstuben entstanden, die in der Regel Gegenstände aus einem Ort zeigten und den Menschen von dort einen Ort der Rückbesinnung sowie des Austausches über die alte Heimat boten. In diesen Heimatstuben wurde möglichst alles ausgestellt, das aus der alten Heimat gerettet werden konnte, und die gezeigten Gegenstände bedurften keiner Kontextualisierung – schließlich wussten ja alle, wie es daheim war. Im DZM waren die donauschwäbischen Besucher\*innen nun mit einer kühlen, distanzierten Ausstellungsarchitektur und Exponatpräsentation konfrontiert. Beispielhaft für den Bruch mit tradierten Sehweisen steht ein aufgebockter Leiterwagen am Ende des Ausstellungsrundgangs, mit dem eine Familie aus der Batschka (Serbien) geflüchtet war. Die Räder sind nicht erhalten, sie wurden in den 1960er Jahren abmontiert und als Balkenschmuck

<sup>23</sup> Vgl. JOACHIM BAUR, Migration – Kultur – Integration. Und die Rolle des Museums? Vorläufige Vermessungen eines unwägbaren Terrains, in: *Museumskunde* 75 (2010), S. 12–19, hier S. 18.

verwendet. Ein Heimatstubenbetreuer hätte die Räder ergänzt, damit der Fluchtwagen wieder „wie früher“ aussieht. Dazu Christian Glass: „[A]uch das Fehlen der Räder gehört zur Überlieferungsgeschichte des Exponates, die im Museum gezeigt wird: Aus einem Leiterwagen wird ein Fluchtwagen, aus dessen Rädern Blumenhalter; der Wagen wird 55 Jahre später zum Museumsobjekt und Erinnerungsstück.“<sup>24</sup>

Die starke Orientierung auf die eigene Herkunftsregion und den eigenen Herkunftsort war anfangs sehr ausgeprägt und ist es im Wesentlichen bis heute. So stellen wir bei Veranstaltungen und Ausstellungseröffnung immer wieder fest, dass Ungarndeutsche zu „ihren“ Themen kommen, Banater Schwaben zu rumänischen Schwerpunkten usw. 2000 schrieb ein Besucher: „Bin sehr enttäuscht über das Museum. Fotos von den schönen Gemeinden aus dem Banat fehlen. [...] Wo ist Hatzfeld ‚Die Perle der deutschen Ansiedlung im Banat‘?“

Viele Besucher\*innen – auch donauschwäbische – loben hingegen die nüchterne Gestaltung und objektive Darstellungsweise. „Es hat mir gut gefallen, besonders ansprechend fand ich die sachliche und sehr informative Darstellung ohne ‚Heimattümelei‘.“ Und auch wenn sich die Ausstellung vom Charakter einer Heimatstube abgrenzt, empfinden viele donauschwäbische Besucher\*innen den Museumsbesuch als „Zeitreise“ und stellen fest, dass ihnen vieles „merkwürdig vertraut“ ist und an früher, an die eigenen Erlebnisse oder die Erzählungen der Eltern und Großeltern erinnert: „Wir haben heute sehr viel Zeit im Museum verbracht. Unsere Mutter hat ihr Leben nochmal nacherlebt.“ Für viele Donauschwaben, gerade wenn sie nahe Ulm wohnen, ist das DZM ein Stück Ersatzheimat geworden. Für einige unserer Stammesbesucher\*innen gehört es zum Pflichtprogramm, mit Gästen von auswärts nicht nur das Ulmer Münster zu besichtigen, sondern auch das DZM, um den Gästen zu zeigen, wie es daheim war. „Damit man die alte Heimat nicht ganz vergißt, sollte sich jeder Banater das Museum mit seinen Exponaten anschauen.“ Oftmals ist der Museumsbesuch ein Gemeinschaftserlebnis, das mit Bekannten aus der alten Heimat oder der ganzen Familie unternommen wird. „Uns aus der Erlebnisgeneration sind heute bei der Besichtigung der Ausstellung viele Erinnerungen zurückgekommen. Wir haben hier einige besinnliche Stunden miteinander verbracht.“

Einige Besucher\*innen ziehen nach dem Besuch des DZM Parallelen zur Gegenwart und gewinnen für sich nützliche Erkenntnisse für die Herausforderungen und Chancen der heutigen Zuwanderungsgesellschaft. So lauten Einträge aus dem Besucherbuch 2017/2018: „Gerade in der heutigen Zeit eine wichtige Ausstellung.“ „Informativ, dabei umfangreich in der Themenauswahl. Migration und Integration vergangener Zeiten – heute längst wieder aktuell!!“ „Eine wichtige Ausstellung über die Vergangenheit mit vielen Parallelen zur Gegenwart. Lasst uns daraus lernen.“ „Ein erkenntnisreicher Museumsbesuch hier in Ulm! Migration, freiwillig oder gezwungen, ein Dauerthema der Menschheit.“

Gleichzeitig gibt es aber auch Besucher\*innen, besonders aus der Erlebnisgeneration, die sich selbst nie als Migrant\*innen bezeichnen würden. Lange wehrten sich landsmannschaftliche Repräsentanten vehement gegen die Anwendung der Begriffe „Migranten“ und „Migration“, da bestimmte Gruppen, so Max Matter, „ihre Geschichte, ihr Schicksal als etwas Einmaliges verstanden wissen [wollen] und [sich] dagegen wehren, dass Außenstehende dieses nur ihnen so Widerfah-

---

<sup>24</sup> Räume – Zeiten – Menschen. Führer durch das Donauschwäbische Zentralmuseum, hg. von CHRISTIAN GLASS, Ulm 2000, S. 7.

rene in einen größeren Zusammenhang – den von allgemeiner Migration – stellen wollen.“<sup>25</sup> Die Akzeptanz unter unseren donauschwäbischen Besucher\*innen, das selbst Erlebte als Teil europäischer Migrationsgeschichte zu sehen, ist in den beinahe zwanzig Jahren seit Bestehen des DZM deutlich gestiegen. Heute sind es andere Gruppen, die sich gegen eine vergleichende Perspektive auf (Zwangs-)Migration aussprechen und dies mit ganz anderer Motivation als die Zeitzeugen, die Flucht und Vertreibung erlebten und ein Leben lang mit den physischen und psychischen Folgen zu kämpfen hatten. Eine neue Qualität und Reichweite hat diese Diskussion durch die sozialen Medien erreicht, die das DZM bespielt. Hier sind es in aller Regel nicht Zeitzeugen, die sich zu Wort melden, sondern Einzelne, die glauben, für „die Vertriebenen“ sprechen zu müssen. Stellvertretend seien hier zwei Diskussionen bzw. Kommentare wiedergegeben, die sich nach Posts des DZM bzw. über das DZM im Januar 2018 auf Facebook entsponnen. Am 18. Januar 2018 teilte das DZM einen Video-Clip von Deutschland3000 (produziert von „funk“ im Auftrag von ARD und ZDF) mit dem Titel „Flucht 1945 und heute. Zwei Generationen, ein Schicksal.“ In dem Clip sprechen junge Flüchtlinge aus Syrien mit deutschen Vertriebenen aus Westpreußen und dem Sudetenland. In den Dialogen geht es um geteilte menschliche Erfahrungen, die ein erzwungenes Verlassen der Heimat und der Neuanfang in einem fremden Land mit sich bringen. Während ein Facebook-Nutzer in den Dialogen zwischen Alt und Jung die Geschichten seines Vaters wiedererkennt, der 1944 aus Sekitsch/Lovćenac (Batschka, Serbien) flüchten musste, und für seinen Kommentar kein „Like“ erhält, ereifern sich drei weitere Nutzer und erhalten dafür Zuspruch in Form von „Likes“: „Economic migrants are not refugees“, „Refugee and invader is NOT the same“, „Das sind zwei Paar verschiedene Schuhe!“ Auf der Facebook-Seite der CDU-Fraktion Ulm wurde wenige Tage später der DZM-Besuch des Landtagsabgeordneten Raimund Haser und des CDU Stadtverbands Ulm angekündigt. Darin heißt es unter anderem: „Die Geschichte der Donauschwaben ist ein beeindruckendes Beispiel für europäische Migration und damit von bleibender Aktualität.“ Die AfD Ulm/Alb-Donaukreis kommentierte den Post wie folgt: „Die Geschichte der Donauschwaben ist kein Beispiel für eine ‚europäische Migration‘, denn die Donauschwaben waren Deutsche, die auch auf dem Balkan bis zur Vertreibung 1945 Deutsche blieben. Mit ‚europäischer Migration‘ und ‚bleibender Aktualität‘ hat das gar nichts zu tun. Was soll diese Geschichtsklitterung? Soll das die Gesetzesbrüche von Merkel bei der Öffnung der Grenzen relativieren?“ Das DZM schaltete sich an dieser Stelle ein und lud die AfD dazu ein, sich bei einem Besuch des Museums davon zu überzeugen, dass die Geschichte der Donauschwaben sehr wohl mit europäischer Migration zu tun hat. Ein AfD-Mitglied argumentierte daraufhin, er kenne das Museum und habe es „sogar schon weiterempfohlen“, doch er vermisse die Trennschärfe zwischen „Migration“ und „Vertreibung“. Das beherzte Eingreifen von Raimund Haser beendete schließlich die leicht durchschaubare politische Vereinnahmung der Donauschwaben via Facebook: „Dass sich Leute wie Sie 70 Jahre nach der Flucht meiner Familie erdreisten, den Menschen hier die Leviten lesen zu müssen, ist erschütternd. Ihnen geht es nicht um Differenzierung, Ihnen geht es um Aufmerksamkeit. Niemand, nicht wir und nicht das DZM, werfen Dinge in einen Topf. Aber Flucht ist nun einmal eine Form der Migration, so wie Vertreibung auch eine ist. [...] Als Funktionär im BDV brauchen Sie mich über den Unterschied zwischen heutigen

---

<sup>25</sup> MAX MATTER, Migration als volkskundliches Forschungsthema, in: Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis, hg. von HENRIKE HAMPE (Europäische Ethnologie, Bd. 5), Münster 2005, S. 17–30, hier S. 18.

Flüchtlingen und den Vertriebenen nach 1945 nicht zu belehren. Aber ich spiele Schicksale nicht gegeneinander aus. Und erst recht missbrauche ich sie nicht für politische Zwecke.“

Die Diskussionen auf Facebook und die Einträge im Besucherbuch zeigen, dass auch siebzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Themen Migration und Heimat hitzig diskutiert werden – gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Fluchtbewegungen. Streitpunkt beispielsweise bei Zeitzeugenveranstaltungen im Museum ist dabei immer wieder, ob die Ereignisse von 1945 mit denen von 2015 überhaupt vergleichbar sind. Das Museum vertritt hier den Standpunkt: ja und nein! Denn die Opfer von Zwangsmigration, aber auch Menschen, die „freiwillig“ migrieren, etwa aus ökonomischen Gründen, machen durchaus vergleichbare Erfahrungen: Entwurzelung, Heimatverlust und Heimweh, Fremdheit, Ausgrenzung und irgendwann, wenn die größte Not überwunden ist, ein Leben im Dazwischen – zwischen alter und neuer Heimat. Und gleichzeitig sind die Umstände damals andere als heute. Die Donauschwaben kamen in ein vom Krieg zerstörtes Land, Flüchtlinge und Vertriebene heute kommen aus den ärmsten Regionen der Welt und aus Krisen- und Kriegsgebieten in eine Wohlstandsgesellschaft. Sprachen viele Donauschwaben Dialekte, die für die Einheimischen schwer oder gar nicht verständlich waren, wagten sie es oft nicht, Briefe zu schreiben, da sie in der Schule beispielsweise nur die ungarische Orthografie erlernt hatten, so war Deutsch doch ihre Muttersprache und sie konnten ihre Sprachgewohnheiten mit der Zeit anpassen. Doch gerade wenn aktuelle Zuwanderungsdebatten auf die Kategorien „Fremd und Eigen“ oder „christlich-abendländische Prägung und unaufgeklärter Islam“ eingengt werden, kann ein Blick in die Geschichte guttun. Wenngleich Alt- und Neubürger damals dem Christentum angehörten, stellten die konfessionellen Grenzen zwischen ihnen in weiten Teilen der Bevölkerung eine schier unüberwindbare Barriere dar. Der Zuzug von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem östlichen Europa stellte das konfessionelle Gefüge vielerorts auf den Kopf und veränderte das Land nachhaltig.<sup>26</sup>

Dieser – zugegeben – sehr zugespitzte und nur an der Oberfläche schürfende Vergleich zeigt, dass das Sammeln, Dokumentieren und Vermitteln historischer Erfahrungswerte, wie es das DZM für den donauschwäbischen Bereich tut, zu einem differenzierteren Umgang mit den Herausforderungen und Chancen von Zuwanderung beitragen kann. Stärker als bisher sollte das DZM sein Blickfeld künftig weiten und neben die donauschwäbischen Perspektiven die der west- und ostdeutschen Aufnahmegesellschaft nach 1945 treten lassen sowie die von Ungarn, Kroaten, Serben und Rumänen, mit denen die Donauschwaben beinahe drei Jahrhunderte zusammenlebten. Und nicht zuletzt fordern die Gräben, die sich unter dem Eindruck der „Flüchtlingskrise“ in Europa aufbauten, das Museum dazu heraus, die komplexen gesellschaftlichen und historischen Verhältnisse Südosteuropas aus vielen Blickwinkeln zu beleuchten, denn bis heute ist Südosteuropa weitgehend Terra incognita oder aber das „andere Europa“ – „der Balkan“ eben.

## Das DZM im Jahr 2021 und darüber hinaus – was, wie und für wen?

War die Einbindung der Geschichte der Donauschwaben in europäische Kontexte beim Aufbau des Museums eine neue, ungewohnte Perspektive, so ist sie heute allgemein akzeptiert. Aktuell steht das DZM vor neuen Herausforderungen: Wie kann donauschwäbische Geschichte lebendig

---

<sup>26</sup> Vgl. ANDREAS KOSSERT, *Kalte Heimat. Die Geschichte der Deutschen Vertriebenen nach 1945*, München 2008, S. 229 f.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

an die Nachfolgenerationen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Spätaussiedler\*innen vermittelt werden? Wie muss das Museum künftig aufgestellt sein, um stärker als bisher die internationale Stadtgesellschaft Ulms sowie Besucher\*innen verschiedener Altersgruppen ohne biografische Bezüge zum Donauraum und den Donauschwaben anzusprechen? Das DZM begegnet diesen Herausforderungen mit einer Modernisierung und teilweisen Neukonzeption der Dauerausstellung, die bis 2021 umgesetzt, aber weit über das Jahr 2021 tragen soll.<sup>27</sup> Der chronologisch aufgebaute Ausstellungsrundgang „Räume – Zeiten – Menschen“, der sich aus dreizehn aufeinanderfolgenden Themenräumen zusammensetzt, hat sich bewährt und bleibt weitgehend erhalten. Anstelle der bisherigen Ergänzungsräume in den Geschützkasematten wird jedoch ein neuer Parallelrundgang entstehen, der die Donau als Leitthema aufgreift. Dieser Donaurundgang behandelt Aspekte rund um den europäischen Strom und erweitert das inhaltliche Spektrum mit dem Ziel, künftigen Besucher\*innen ein tieferes Verständnis für den Donauraum in seiner Vielfalt zu vermitteln. Das Leitmotiv des Donaurundgangs lautet „Vielfalt entdecken, erleben, verstehen“ und wird sich durch eine hellere und spielerische Gestaltungs- und Vermittlungssprache vom Rundgang „Räume – Zeiten – Menschen“ abheben.

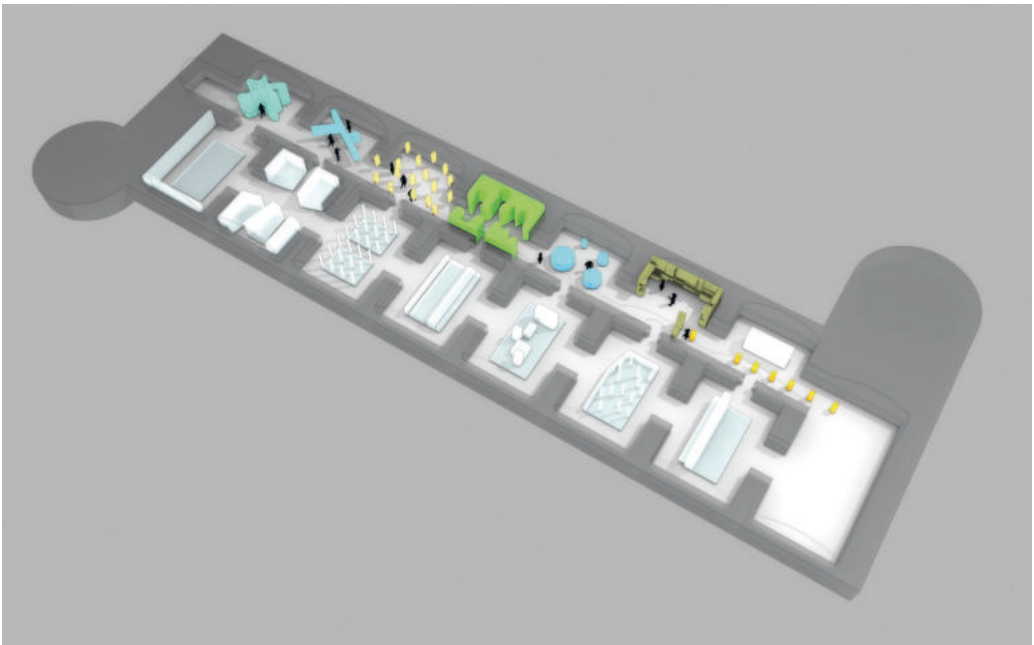


Abb. 5: Erste Visualisierung des parallel zum Rundgang „Räume – Zeiten – Menschen“ verlaufenden, für 2021 geplanten Donaurundgangs. Quelle: DZM.

<sup>27</sup> Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf das nicht veröffentlichte Erstkonzept „DZM 2021. Modernisierung und Aktualisierung der Dauerausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum“, entwickelt von Christian Glass (Museumsleiter), Cornelia Thiele (Projektkoordinatorin), Henrike Hampe und Leni Perenčević (wissenschaftliche Mitarbeiterinnen) sowie Jeannine Engelhardt (Museologin), Ulm 2018.

Das derzeitige Grobkonzept sieht zwei große Themenstränge vor: Der eine steht unter dem Motto „Die Donau – ein europäischer Strom“ und nimmt, nach einer atmosphärischen Einstimmung etwa durch Bild- und Soundcollagen, ausgewählte politische und wirtschaftliche Aspekte in den Blick sowie die Flusslandschaft als herausragenden Naturraum in Europa. Der zweite, schwerer greif- und umsetzbare Strang trägt den Arbeitstitel „Kulturelle Vielfalt des Donaurooms“. Hier sollen Kleidungsverhalten, Sprachen und Konfessionen im Mittelpunkt stehen. Im Donaurundgang steht eine erlebnisorientierte Vermittlung im Vordergrund, bei der nicht das wissende Museum ein unwissendes Publikum belehrt, sondern Museum und Besucher\*innen auf Augenhöhe interagieren. Die Zugänge zu den genannten Themen sind multiperspektivisch, interaktiv und partizipativ, was über drei Vermittlungsformate gelingen soll, die sich als wiederkehrende Elemente durch den Donaurundgang ziehen. Erstens werden an vielen Stellen Filmausschnitte aus Zeitzeugeninterviews gezeigt. Zu unterschiedlichen Themen, etwa „Was bedeutet mir die Donau?“ oder „Alltag im Sozialismus“, kommen dabei verschiedene Zeitzeug\*innen zu Wort, deren Aussagen sich ergänzen, bestärken oder auch widersprechen können. Zweitens ziehen sich als illustriertes Element rund zwanzig Donaukilometer durch den Donaurundgang. Ein Donaukilometer besteht aus der Angabe des jeweiligen Kilometerstands an der Donau, einer thematisch passenden Illustration sowie einem Text. Bedeutende Orte, herausragende Einrichtungen und besondere Ereignisse entlang der Donau, ob historisch oder aktuell, werden so hervorgehoben und näher beleuchtet. Und drittens werden zu jedem Thema innerhalb des Donaurundgangs vertiefende Erlebnisinseln entwickelt, die direkte Anknüpfungspunkte zur Lebenswelt der Besucher\*innen bieten und zum Mitmachen, Reflektieren und Nachdenken anregen.

„Die Donau – politisch“ lautet eines der Themen im Ausstellungsbereich „Die Donau – ein europäischer Strom“. Territorialpolitische Veränderungen entlang der mittleren Donau werden ab der Frühen Neuzeit im Spannungsverhältnis zwischen starren Grenzen und fließenden Räumen vermittelt. Die Besucher\*innen erfahren, wie durch die Jahrhunderte Grenzen gezogen, verschoben und geschliffen werden. Wie durch Kriege, Verträge und Abkommen Räume geschlossen oder neu eröffnet werden, wobei die Donau selbst oftmals Streitpunkt und Verhandlungsmasse ist, zur Grenze zwischen Feinden oder Verbindung zwischen Freunden wird. Der zweite große Erzählstrang der Ausstellung widmet sich kulturellen Aspekten entlang der Donau. In einer Abteilung begeben sich die Besucher\*innen anhand verschiedener Kleidungsstücke auf Spurensuche nach den Bedeutungen der Kleidung im Donauroom. Dabei sollen sie angeregt werden, das Kleidungsverhalten verschiedener Gruppen zu hinterfragen: Was sagt beispielsweise das Sonntagsgewand einer Donauschwäbin über die Trägerin aus? Die Besucher\*innen lernen Sprache und Zeichen des Sich-Kleidens kennen, die sozialen Status, Verhaltensnormen und Werte ausdrücken sowie Eigen- und Fremdzuschreibungen, in denen über Kleidungsverhalten (vermeintlich) Typisches zum Inklusions- respektive Exklusionsfaktor wird. „Wie wir wann mit wem sprechen“ könnte die Überschrift einer weiteren Ausstellungsabteilung lauten: Durch seine wechselvolle Geschichte bietet der Donauroom Heimat für rund vierzig Sprachen und Literaturen. Sprache wird hier als wichtiges Identitätsmerkmal vor allem unter dem Aspekt ihrer Funktionsweisen betrachtet. Im Alltag ist Sprache eine Selbstverständlichkeit, im Gespräch passen wir sie scheinbar mühelos und automatisch an. Die Komplexität der dahinter ablaufenden Mechanismen ist uns dabei kaum bewusst. Anders sieht es aus, wenn wir in eine Situation geworfen sind, in der unser gewohntes Sprechen nicht funktioniert. Anhand ausgewählter Aspekte wird das Thema Sprache im Donauroom aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet: Wer spricht wo wie mit wem und in wie vielen Sprachen? Wie funktioniert Sprache in Gegenwart und Vergangenheit entlang der



mittleren Donau? War und ist Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit? Was passiert, wenn sich das Umfeld einer Sprachgemeinschaft plötzlich ändert? Und schließlich wirft der Donaurundgang einen Blick auf Konfessionen im Donauraum. Das Aufeinandertreffen verschiedenster Einflüsse – von der Habsburger Monarchie mit ihrer katholisch-abendländischen Ausprägung über die byzantinische Orthodoxie bis hin zum Osmanischen Reich – ließ entlang der Donau eine einzigartige Kulturlandschaft entstehen. Die Besucher\*innen erhalten vertiefende Einblicke in religiöses Leben und dessen Ausprägungen. Entlang der wechselvollen Geschichte der Glaubensgemeinschaften im Donauraum werden Fragen des friedlichen Zusammenlebens ebenso in den Blick genommen wie Prozesse der Abgrenzung, Ausgrenzung und Vertreibung. Auf die Frage, wie sich kulturelle Vielfalt ausstellen lässt, ohne Stereotypisierungen und Ethnisierungen fortzuschreiben, gab der wissenschaftliche Beirat den Impuls, die Themen Kleidung, Sprache und Konfessionen unter dem Denkgerüst von Kulturaustausch und Netzwerkbildung aufzubereiten. Ausgehend von Analysen aktueller Migrationsmuseen und den Museumsdingen selbst, hat die Museumsforschung hierzu einige anschlussfähige Strategien aufgezeigt. So regt das internationale Forschungsprojekt „EuroVision – Museums Exhibiting Europe (EMEE)“ an, beim Sammeln, Zeigen und Vermitteln von Museumsobjekten eindimensionale Deutungszusammenhänge aufzubrechen und durch einen multi-perspektivischen Blick ihre vielschichtigen Deutungsebenen wahrnehmbar zu machen.<sup>28</sup> Eine zentrale Forderung lautet, den nationalen Rahmen, in dem Migration im Museum meist repräsentiert wird, zu verlassen und stattdessen Raum für Gegen-erzählungen zu eröffnen, in denen Kulturen nicht als geschlossene Einheiten verstanden, sondern in ihrer transnationalen, globalen und nomadischen Dimension erfasst werden.<sup>29</sup>

Das Exponat der eingangs genannten Lederstiefel zeigt exemplarisch die zahlreichen Perspektiven, die einem Museumsobjekt eingeschrieben sein können. Das auf den ersten Blick unspektakuläre Stiefelpaar gibt bei genauerem Hinsehen erstaunliche Geschichten preis. Zunächst ist es ein Beispiel für die Praxis des interethnischen Kindertauschs, die in Ungarn seit dem 16. Jahrhundert belegt ist. Miteinander bekannte Familien verschiedener Ethnien nahmen wechselseitig ihre Kinder auf, bisweilen über mehrere Generationen hinweg. Besonders häufig fand das zwischen Ungarn und Deutschen statt, die sich davon beiderseits Vorteile für ihre Kinder versprachen. So schickte die donauschwäbische Bauernfamilie Danninger aus Kumbai/Kunbaja



Abb. 6a: Hochzeitsstiefel des Tauschkindes Hieronymus Danninger, hergestellt von seinem ungarischen Tauschvater György Vörös in Tataháza (Ungarn), 1929. Quelle: DZM.

<sup>28</sup> Vgl. Making Europe Visible. Re-Interpretationen von Museumsobjekten und -themen. Ein Handbuch, hg. von ANNA-LENA FUHRMANN u. a. (EMEE Toolkit Reihe, Bd. 1), Wien 2016, S. 13.

<sup>29</sup> Vgl. JOACHIM BAUR, Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation, Bielefeld 2009, S. 16.

1921 ihren damals elfjährigen Sohn Hieronymus zur ungarischen Schuhmacherfamilie Vörös im zehn Kilometer entfernten Tataháza. Die Tauschväter hatten sich während des Militärdienstes kennengelernt und blieben ein Leben lang Freunde. So ist die Vorgeschichte der Lederstiefel auch ein Beleg für die Sozialisation und interethnische Netzwerkbildung in der Habsburgermonarchie. Später wurde Tauschvater Vörös Hieronymus Danningers Firmpate. Und als Hieronymus heiratete, schenkte er ihm selbstgefertigte Lederstiefel, die als äußeres Zeichen eines neuen Lebensabschnitts dienten: den Eintritt in die Welt der Erwachsenen. Selbst die bei den Donauschwaben gebräuchliche Bezeichnung solcher Lederstiefel verweist auf ein komplexes Feld des Kulturaustauschs. Die Donauschwaben nannten sie „Tschismen“, ein Wort, das sie von ihren ungarischen Nachbarn übernommen hatten. Das ungarische Wort „csizma“ (serbisch/kroatisch čizma, rumänisch cizmă) wiederum ist einer von vielen Turzismen in den Sprachen Südosteuropas, ein Erbe der fünf-hundertjährigen Präsenz des Osmanischen Reichs. Und wie kamen die Tschismen nun ins Museum? Familie Danninger musste



Abb. 6b: Hieronymus Danninger heiratet in den Stiefeln seines Tauschvaters, Kumbai/Kunbaja (Ungarn), 1929. Quelle: DZM.

1944 aus Ungarn flüchten und gelangte nach Baden-Württemberg. Als Hieronymus Danningers Tochter Ende der 1990er Jahre vom Aufbau des DZM erfuhr, stiftete sie neben zahlreichen anderen Gegenständen aus dem Fluchtgepäck auch die eingangs erwähnten Hochzeitsstiefel.

## Von Lehmziegeln und mit Heimat gefüllten Koffern – die Entstehung der DZM-Sammlung im Zeitraffer

Der Sammlungsbestand des DZM umfasst heute rund 50.000 Exponate. Den Schwerpunkt bilden Zeugnisse der ländlichen Alltagskultur wie Nutztexilien, Arbeitsgerät oder Fest- und Alltagsbekleidung. Die Sammlungsgenese weist einige Besonderheiten auf. Denn anders als die meisten Museen konnte das DZM nicht auf einem historisch gewachsenen Sammlungsbestand aufbauen. Eine Objektgrundlage musste innerhalb weniger Jahre erst geschaffen werden. Das Land Baden-Württemberg, die Bundesrepublik und die vier Landsmannschaften steuerten erste Dinge bei. Durch Aufrufe in der landsmannschaftlichen Presse wurde der Bestand erweitert. In den 1990er Jahren unternahm Museumsmitarbeiter mehrere Sammelreisen nach Rumänien und Ungarn und befragten dort Pfarrer, Lehrer, Dorfbewohner und Museumskollegen, durchstöberten Dachböden, Flohmärkte und Antiquariate. In den folgenden Jahren wurde ein auf den Aufbau der

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

Dauerausstellung ausgerichtetes Sammlungskonzept entwickelt, das darauf abzielte, Kultur und Lebensweise der Donauschwaben zu dokumentieren und dabei regionaltypische, aber auch berufs- und schichtspezifische Besonderheiten abzudecken. Gesucht wurden vor allem Objekte, die sich als Zeugnisse „kultureller Distanz“ ausstellen lassen: „Das heißt nicht, dass versucht wurde, die donauschwäbische Sachkultur auf exotische Dinge zu beschränken; aber die Mitarbeiter suchten vor allem nach solchen Exponaten, in denen sich donauschwäbische Besonderheiten widerspiegeln und die als geeignet erschienen, die Lebensumstände der deutschen Minderheit in [Südosteuropa] zu dokumentieren.“<sup>30</sup> Eine weitere Besonderheit ist es, dass das DZM mehrere vor Museumsstandort entfernte Sammelgebiete berücksichtigt. Das sind erstens die donauschwäbischen Siedlungsregionen im heutigen Ungarn, Kroatien, Serbien und Rumänien, zweitens Deutschland und Österreich, wo heute die Mehrheit der Donauschwaben lebt, und drittens finden auch Dinge aus den USA, Kanada und Brasilien über dort lebende Donauschwaben ihren Weg in die Sammlung. Das Kernmerkmal der DZM-Sammlung ist jedoch, dass das Gros der Objekte aus privater Hand stammt. Eilig im Fluchtgepäck verstaut, bei Heimatbesuchen über die Grenze geschmuggelt oder im Handgepäck der Spätaussiedlung gelangten sie nach Deutschland. Die oftmals auf abenteuerliche Weise geretteten Stücke werden von Donauschwaben und Donauschwäbinnen der Erlebnisgeneration – heute überwiegend von ihren Nachkommen – dem Museum als Schenkung angeboten. „Alles, was wir mitbrachten, war wichtig. Es war ja die Heimat“, antwortete Katharina Neumayer auf die Frage, welche Dinge aus dem Fluchtgepäck in der Anfangszeit in Deutschland besonders wichtig gewesen seien. Als Vierzehnjährige war sie 1947 mit ihrer Familie aus Ungarn vertrieben worden. Ihre kurze und gleichsam vielschichtige Antwort steht stellvertretend für den starken emotionalen Bezug unserer Stifter\*innen zu den Dingen aus ihrem (Flucht-)Gepäck. „Viele Heimatvertriebene werden ein Leben lang von ihrem Fluchtgepäck begleitet – und das kann heißen belastet. Häufig kommt dann die Übergabe an ein Museum fast einer Erlösung gleich: Man möchte mit der Geschichte abschließen, die Sachzeugen dieser Geschichte aber dennoch an einem ‚sicheren‘ Ort verwahrt sehen.“<sup>31</sup> Henrike Hampe erläuterte die Grenzen und Möglichkeiten, die sich aus Museumsperspektive daraus ergeben. Die Masse an privaten Schenkungen sei insofern auf den ersten Blick ein Nachteil, als die Möglichkeiten aktiver Sammeltätigkeit eingeschränkt würden. Bei genauerem Hinsehen entpuppe sich diese Besonderheit aber „als Chance, das Thema einer (Zwangs-)Migrantenkultur sammelnd und dokumentierend zu erschließen. Es galt, Strategien zu entwickeln im Umgang mit denkbar unscheinbaren, jedoch emotional enorm aufgeladenen Dingen und mit Menschen, vor deren innerem Auge sich beim Anblick eines simplen Alltagsgegenstandes lebhaft Szenen abspielen.“<sup>32</sup> Das DZM archiviert deshalb nicht nur die Text- und Bildbeigaben, die mit den Objekten abgegeben werden, sondern sucht immer auch den persönlichen Kontakt zu den Stifter\*innen. Der enge Austausch mit ihnen erfordert von den Museumsmitarbeiter\*innen nicht nur Fingerspitzengefühl, sondern nimmt auch viel Zeit in Anspruch: „Bei der Übergabe wird Stück für Stück erfragt, was der Vorbesitzer damit verbindet, und damit auch indirekt ermittelt, warum er die jeweiligen Dinge für museumswürdig hält. Dies erfordert eine möglichst offene und entspannte Gesprächs-

<sup>30</sup> CHRISTIAN GLASS, Räume – Zeiten – Menschen (wie Anm. 15), S. 148.

<sup>31</sup> ELISABETH FENDL, Das Gepäck der Heimatvertriebenen, in: Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland, hg. von HENRIKE HAMPE, Ulm 2008, S. 17–23, hier S. 21.

<sup>32</sup> HENRIKE HAMPE, Zettel, Imitate, Lebensgeschichten – Fluchtgepäck als museales Sammlungsgut, in: Heimat im Koffer (wie Anm. 31), S. 25–30, hier S. 25.

situation, die die Zeitzeugen dazu ermutigt, auch ganz persönliche, selten erzählte Erinnerung vorzubringen.“<sup>33</sup> Auf diese Weise sind hunderte von Gesprächsprotokollen entstanden, die bei der Vorbereitung von Ausstellungen und Vermittlungsangeboten eine zentrale Rolle spielen.

Ein über Jahre gewachsener Sammlungsbestand soll im Folgenden näher beleuchtet werden. Aus ihm stammen die in der Einleitung erwähnten Lehmziegel. Es handelt sich um das Konvolut von Eva Linzner (geborene Lemler), die 1930 in Tovarnik (Kroatien) geboren wurde. Es setzt sich aus fünf Schenkungen zusammen, die Eva Linzner dem DZM zwischen 2000 und 2007 machte, und umfasst Fotografien, Postkarten, Dokumente, Erinnerungsberichte, Zeitungsartikel sowie unterschiedliche dreidimensionale Objekte (Schmuck, Geschirr, Textilien, Schuhe und religiöse Gegenstände). Anhand dieser Dinge lässt sich eine Zeitreise durch eine von Migration und Suche nach Heimat bestimmte Biografie unternehmen, die im Osten Kroatiens beginnt und in der Nähe von Ulm endet: Eine Fotografie von 1935 zeigt die fünfjährige Eva Lemler mit ihren Geschwistern und der Mutter im elterlichen Hof. Der große Hof, das repräsentative Wohngebäude und die Kleidung verraten, dass sich hier eine wohlhabende Bauernfamilie in Szene setzt. Eine weitere Fotografie zeigt Eva Lemler mit anderen Kindern aus Tovarnik im Jahr 1942 um einen Strohhaufen gruppiert. Die Kinder helfen Überstiefel aus Stroh herzustellen, die für Wehrmachtsoldaten an der Ostfront bestimmt sind. Während die Kleineren die Strohhalme bündeln, flechten die Größeren daraus Zöpfe, aus denen die Erwachsenen anschließend die Stiefel nähen.<sup>34</sup> Am 22. Oktober 1944 flüchtet Familie Lemler mit dem Pferdewagen über Ungarn nach Österreich. Eine Szene brennt sich der vierzehnjährigen Eva Lemler in das Gedächtnis ein „wie ein Foto“:<sup>35</sup> Beim Aufbruch aus Tovarnik beobachtet sie zwei kroatische Frauen, die aus einem verlassenen Haus kommen und sich um ein Nudelholz streiten. „Wir kommen doch im Frühjahr zurück und die Leute räumen die Häuser aus!“<sup>36</sup>, schilderte Eva Linzner ihre Gedanken damals viele Jahre später dem Museum. Denn viele Donauschwaben gehen damals noch davon aus, dass sie nur vorübergehend wegmüssen, bis der Krieg vorbei ist. In Österreich angekommen, werden Lemlers wie Millionen andere durch den Zweiten Weltkrieg entwurzelte Menschen als „Displaced Persons“ verwaltet. Davon zeugen zwei Ausweise aus dem Jahr 1946. Der eine ist auf Eva Lemler ausgestellt, der andere auf Josef Linzner, ihren zukünftigen Ehemann. Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit charakterisieren das Leben der jungen Eheleute Linzner in Österreich. Sie finden keine Arbeit, leben in erdrückender Enge, eine Rückkehr nach Jugoslawien ist ausgeschlossen und eine Einreise in die Bundesrepublik zu dieser Zeit nicht mehr möglich. Sie finden einen Ausweg: Mit rund 2.500 anderen in Österreich gestrandeten Donauschwaben wagen sie, unterstützt von der „Schweizer Europahilfe“, einen Neuanfang als Landwirte in Brasilien.<sup>37</sup> Eva und Josef Linzner folgen ihnen 1954 in die donauschwäbische Kolonie Entre Rios im Bundesstaat Paraná. Fotografien zeigen das junge Ehepaar Linzner in den Weiten des brasilianischen Hochlands beim Aufbau der bis heute existierenden donauschwäbischen Kolonie. Eva Linzner und ihr Mann werden in Brasilien aber nicht heimisch und kehren bald nach Europa zurück. In Eva Linzners Gepäck befindet sich

<sup>33</sup> HENRIKE HAMPE, Die Mutter unterwegs. Zwangsmigration von Frauen in der Rückschau ihrer Kinder, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 55 (2014), S. 76–99, hier S. 81.

<sup>34</sup> Kinderwelten entlang der Donau. Vom Heranwachsen als Deutsche in einer multiethnischen Region, Begleitband zur Ausstellung, hg. von HENRIKE HAMPE, Ulm 2015, S. 73.

<sup>35</sup> DZM-DOKUMENTATION Linzner\_Tovarnik (Syrmien/Kroatien)\_Telefonprotokoll vom 03.08.2007.

<sup>36</sup> DZM-DOKUMENTATION Linzner\_Tovarnik (Syrmien/Kroatien)\_Telefonprotokoll vom 03.08.2007.

<sup>37</sup> Zur Geschichte der Kolonie Entre Rios siehe STEFAN TEPPERT, Donauschwaben in Brasilien, in: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas Jg. 6 (60), H. 4 (2011), S. 384–399.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

ein mittlerweile weit gereister Porzellanter, ein Erbstück von den Großeltern. Er war Teil des guten Geschirrs und wurde daheim in Tovarnik nur für gehobene Anlässe benutzt. Der Teller war schon bei der Flucht 1944 aus Kroatien dabei und wird schließlich mit nach Laupheim bei Ulm gebracht, wo sich Linzners ihre zweite Heimat aufbauen. Als die ersten Startschwierigkeiten gemeistert sind, zieht es sie immer wieder in die Heimat ihrer Kindheit. 1979 unternimmt das Ehepaar eine erste „Heimwehreise“ nach Jugoslawien, zunächst mit gemischten Gefühlen. Anders als andere „Heimwehreisende“ machen Linzners aber gute Erfahrungen und werden überall herzlich aufgenommen. Seither reisen sie bis ins Jahr 2000 immer wieder nicht nur nach Jugoslawien, sondern auch nach Ungarn, schließen Freundschaften, dokumentieren ihre Reisen fotografisch und bringen Gegenstände mit, die sie an ihre Kindheit erinnern.

Dazu gehört ein Paar „Batschker“ (Lederschuhe), die ein serbischer „Batschkermacher“ in Ruma (Serbien) anfertigte. Linzners kaufen sie als Erinnerung an diesen Schuhtyp, den Kinder und Erwachsene – Frauen wie Männer – früher getragen haben. Solche Schuhe wurden im Sommer zur Feldarbeit über weißen Wollstrümpfen getragen. Abends und zum Ausgehen putzte man sie sauber oder hatte ein zweites, gepflegtes Paar. Von einer der letzten Reisen in ihren Heimatort Tovarnik im Jahr 1998 bringt Eva Linzner zwei Lehmziegel mit. Sie stammen vom Trümmerhaufen



Abb. 7a: Quaderförmige Ziegelsteine aus gebranntem Lehm, hergestellt in Towarnik/Tovarnik (Kroatien), 1923. Eva Linzners bringt sie von einer „Heimwehreise“ nach Towarnik 1998 als Andenken aus dem Trümmerhaufen ihres Elternhauses mit. Quelle: DZM.



Abb. 7b: Fotografie von Eva Linzner vor den Trümmern ihres Elternhauses, Towarnik/Tovarnik (Kroatien). Das Haus wurde während des jugoslawischen Bürgerkriegs in Kroatien 1991–1995 zerstört. Quelle: DZM.

ihres 1923 erbauten Elternhauses, das nach der Flucht ihrer Familie konfisziert und rund fünfzig Jahre später während des jugoslawischen Bürgerkrieges in den 1990er Jahren zerstört wurde.

## „Migration verbindet?!“ – ein Pilotprojekt für das DZM im internationalen Ulm

Migrationen sind in der Menschheitsgeschichte der Normalfall,<sup>38</sup> nicht die Ausnahme – eine Erkenntnis, die heute nicht nur innerhalb der Geschichtswissenschaft geteilt wird. Für Kommunalpolitiker ist dies eine alltägliche Erfahrung. Seit 1945 kamen verschiedene Zuwanderergruppen in die Bundesrepublik – zunächst die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, seit den späten 1950er Jahren die Arbeitsmigranten aus Südeuropa, dann die Spätaussiedler und jüngst die Flüchtlingsströme aus den Ländern des Nahen Ostens und aus Afrika. In Ulm leben rund 50.000 Menschen mit internationalen Wurzeln, das entspricht 41 Prozent der Stadtbevölkerung. Auf der Suche nach einem „ausgewogenen, pragmatischen Umgang mit Vielfalt“ in der Stadtgesellschaft vollzog Ulm 2012 einen Paradigmenwechsel, so Oberbürgermeister Gunter Czisch, „von der ‚Integration‘ zur ‚Internationalität‘, d. h. hin zur Frage, was es braucht für einen gelingenden Umgang mit der Stadt und ihrer Internationalität.“<sup>39</sup> Mit dem Konzept „Ulm: Internationale Stadt“ und einer gleichnamigen Koordinierungsstelle, die verschiedene Serviceleistungen anbietet (z. B. Vermittlung von Dolmetscher\*innen für Behördengänge), sind seither verschiedene Maßnahmen umgesetzt worden, darunter ein mehrjähriges Forschungsprojekt, das vom DZM und anderen Ulmer Kultureinrichtungen beratend begleitet wurde und dessen Ergebnisse jüngst in dem Buch „Auf dem Weg zur internationalen Stadt. Migration nach Ulm seit 1945“ veröffentlicht wurden. Die Publikation gibt erstmals einen Überblick über die wichtigsten Zuwanderungsgruppen und -phasen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Besonderes Augenmerk fanden die Gründe für das Verlassen der Heimat, die Zuzugsbedingungen und der Verlauf des Sich-Einlebens sowie der wechselseitige Kontakt und Umgang mit der Stadtgesellschaft. Folgeprojekte, etwa ein nach und nach wachsender Online-Blog, auf dem Ulmer\*innen mit ihren internationalen Geschichten sichtbar werden, sollen das Thema weiter in der Öffentlichkeit verankern. Ähnliche Wege beschreiten auch andere Städte, etwa Stuttgart. Das kürzlich eröffnete „Stadtpalais – Museum für Stuttgart“ wendet sich an alle Stuttgarter\*innen und versucht, die Geschichte von Migrant\*innen als integralen Teil der Stadtgeschichte zu repräsentieren, ohne in die Falle des „Otherings“ zu tappen.<sup>40</sup> Mit der Neuaufstellung des Hauses wurde deshalb ein eigener Bereich „Migrationsgeschichte“ in die Sammlungsstrategie aufgenommen.<sup>41</sup> Bund und Länder reagieren auf die gesellschaftliche Entwicklung unter anderem mit einer Reihe an Fördermaßnahmen im Bereich der kulturellen Bildung. Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg erläutert seine Förderungspraxis folgendermaßen: „Fast 3 Millionen Menschen aus 200 verschiedenen Nationen leben in Baden-Württemberg. Diese kulturelle Vielfalt bietet für unsere Gesellschaft

<sup>38</sup> Vgl. Normalfall Migration, hg. von KLAUS BADE und JOCHEN OLTMER (Bundeszentrale für politische Bildung, Zeitbilder 15), Bonn 2004.

<sup>39</sup> Grußwort des Ulmer Oberbürgermeisters Gunter Czisch in: TOBIAS RANKER, Auf dem Weg zur internationalen Stadt. Migration nach Ulm seit 1945, hg. von der Kulturabteilung der Stadt Ulm, Ulm 2018, S. 8 f.

<sup>40</sup> Vgl. AGNETA MELZER, In Stuttgart entsteht ein Museum für alle, in: Public Marketing 4 (2012), S. 12–17, hier S. 12.

<sup>41</sup> <http://www.stadtpalais-stuttgart.de/sammlungskonzeption.html> (Stand: 10.02.2018).

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

zahlreiche Chancen und Bereicherungen. Gleichzeitig können Kunst und Kultur mit ihrer identitätsstiftenden, dialogfördernden und vermittelnden Wirkung zu einer erfolgreichen Integration beitragen. Interkulturelle Kulturarbeit ist deshalb ein wichtiger Schwerpunkt der Kunstpolitik des Landes. Zur besseren Teilhabe am kulturellen Leben und am interkulturellen Austausch sollen die Vernetzung und interkulturelle Öffnung der Kultureinrichtungen gefördert werden.“<sup>42</sup> Im Jahr 2015 förderte das Ministerium aus dem Innovationsfonds Kunst mit 1,4 Millionen Euro 66 verschiedene Projekte.<sup>43</sup>

Eines davon war das intergenerative Begegnungsprojekt „Migration verbindet?!“<sup>44</sup>, das zwischen 2015 und 2017 am DZM umgesetzt wurde und sich an Ulmer\*innen mit internationalen Wurzeln richtete. Mit dem Pilotprojekt erkundete das DZM, wie die historischen Migrationen der Donauschwaben mit der heutigen Lebenswirklichkeit von Zugewanderten in Beziehung gesetzt werden können. Welche Angebote helfen Menschen aus anderen Kulturen, Museen als Begegnungsorte für sich zu entdecken? Welche Vermittlungsarten sprechen sie an? Welchen Gewinn haben sie vom Besuch eines Museums? Was vermissen sie in unserer Museumslandschaft? Wie kann der Wissens- und Erfahrungsschatz der donauschwäbischen Erlebnisgeneration für die heutige Zuwanderungsgesellschaft nutzbar gemacht werden? Unter diesen Fragestellungen sollten Ideen für Vermittlungsformate erarbeitet, erprobt und umgesetzt werden.

Neugierig, aber auch ein wenig skeptisch fand sich die Gruppe im Februar 2016 im DZM ein. Die Teilnehmer\*innen sind zwischen 17 und 85 Jahre alt, ihre Wurzeln liegen in Algerien, Kenia/Indien, Italien, in der Türkei, Serbien/Ungarn, Serbien/Mazedonien, Kroatien/Bosnien-Herzegowina, Finnland und Brasilien. Ein gutes Jahr lang dachten sie einmal monatlich drei Stunden gemeinsam darüber nach, wie ein Museum aussehen müsste, in das sie gerne gehen, in dem sie sich mit ihren Themen gesehen, vertreten und willkommen fühlen. Die Ambition war groß, die Gruppe bunt. Zunächst dachten die Teilnehmer\*innen



Abb. 8a: Erstaunlich, wie ein Mensch sich durch Kleidung verändert. „Migration verbindet?!“-Teilnehmerin Ilayda in donauschwäbischem „Gwand“ bei der Vorortaktion „Tracht – Heimat auf den Leib geschneidert“ in der Stadtbibliothek Ulm, Februar 2017. Quelle: DZM.

<sup>42</sup> <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/kunst-kultur/kulturpolitik/interkulturelle-kulturarbeit/> (Stand: 10.02.2018).

<sup>43</sup> <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/service/presse/pressemitteilung/pid/innovationsfonds-kunst-land-stellt-rund-14-mio-euro-fuer-66-projekte-bereit/> (Stand: 10.02.2018).

<sup>44</sup> Vgl. Migration verbindet. Erfahrungsbericht und Praxisbausteine für interkulturelle Vermittlungsarbeit im Museum, hg. von CHRISTIAN GLASS, Ulm 2017; Projektleitung Leni Perenčević.

darüber nach, was Museum als kultureller Ort für sie bedeutet. Im Anschluss reflektierten sie, welche Erfahrungen sie mit Museen aus ihren Herkunftsländern machten, was dort gut war, was sie als hinderlich erlebten. Für Clara aus Portugal stand dabei die Frage im Vordergrund, wie „mit Hilfe verschiedener Erfahrungen und kultureller Hintergründe der Projektbeteiligten [...] ein Museum, ein Depot oder ein Archiv in der Gesellschaft platziert werden kann.“<sup>45</sup> Das galt es in der Gruppe zu klären und abzustimmen: Auf welche Art kann das DZM mit den Inhalten, die den Migrant\*innen wichtig sind, in der Stadtgesellschaft sichtbar gemacht werden? Entscheidende Impulse dafür kamen aus der Besichtigung des DZM-Depots mit seinen vielfältigen Exponaten zur (Alltags-)Kultur der



Abb. 8c: Alte Techniken für ein junges Publikum: Im Hanf-Café Hemperium zeigt eine Donauschwäbin im Rahmen der Vorortaktion „Hanf – was Hanf alles kann!“, wie gesponnen wird, Februar 2017. Quelle: DZM.



Abb. 8b: Ilayda zeigt bei der Vorortaktion „Tracht – Heimat auf den Leib geschneidert“ ein türkisches Verlobungsgewand. Quelle: DZM.

Donauschwaben. Die Donauschwaben in der Gruppe fingen schnell Feuer, hingen doch an den Schätzen des Depots viele Geschichten, die sie gerne mit den anderen teilten. Erzählen löst Erzählen aus: Im Handumdrehen war die Gruppe mitten im interkulturellen Austausch über Stoffe und Muster, Maisanbau und Maisstrohschuhe, Hanfhechel und Spinnräder. Und bei der Erkenntnis: Da gibt es ja vieles auch in unseren Ländern, ganz ähnlich, aber doch ein bisschen anders.

Nach fast einjähriger Planungsphase ging es Anfang 2017 an die Umsetzung. Die Teilnehmer\*innen hatten ein Vermittlungskonzept erarbeitet, das ausgehend von der Geschichte der Donauschwaben die internationale Stadtge-

<sup>45</sup> Migration verbindet (wie Anm. 44), S. 19 f.



„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

sellschaft zu Begegnung und Austausch einlud. Die Idee: „Migration verbindet?!“ bringt Museumsobjekte mit kleinen Ausstellungen und darauf abgestimmten, interaktiven Vorortaktionen an ungewöhnliche Orte im Stadtraum. So wanderte eine Kirchweihtracht in die Stadtbibliothek Ulm, ein Maishobel in den Öko-Supermarkt Alnatura und eine Hanfhechel in das Hanf-Café Hemperium. Die drei Zeugnisse donauschwäbischer Kultur waren Ausgangspunkt für den interkulturellen Vergleich. Was drückt traditionelle Kleidung in verschiedenen Kulturen heute aus? Ist sie nur noch Verkleidung oder steckt mehr dahinter? Wie nutzten die Donauschwaben Mais und welche Rolle spielt er heute rund um den Globus, etwa als Grundnahrungsmittel? Bei der Vorortaktion „Hanf – Was Hanf alles kann!“ im Hemperium war ein Spinnrad aus der DZM-Sammlung das wichtigste Utensil. Wie damit umzugehen ist, konnte den Besucher\*innen des Hanf-Cafés allein die Donauschwäbin aus der Gruppe zeigen, denn neben vielen anderen Handarbeiten hat sie in ihrer alten Heimat auch noch das Spinnen gelernt. Fachkundig und launig erzählte der Besitzer des Hemperiums, wie umstritten Hanfprodukte lange Zeit waren, weil Hanf im öffentlichen Bewusstsein ausschließlich als Droge wahrgenommen wurde. So trafen im Hemperium aktuelle Diskussionen rund um den wieder gefragten Rohstoff Hanf auf eine vergangene Welt entlang der mittleren Donau, in der die Hanfproduktion einen der wichtigsten Wirtschaftszweige darstellte.<sup>46</sup>

## Projektende gut, alles gut? Ausblick

Ein funktionierendes, aktives Netzwerk zwischen Museum, donauschwäbischen Zeitzeug\*innen und Ulmer\*innen mit internationalen Wurzeln aufzubauen, war eines der wichtigsten Projektziele. Eine Aufgabe, die das Museumsteam bei laufendem Museumsbetrieb alleine nicht hätte bewältigen können. Über die Hälfte der Finanzmittel wurden deshalb für externe Fachkräfte eingeplant, die Erfahrung in sozialer, intergenerativer und interkultureller Arbeit mitbrachten. Auch wenn externe Fachkräfte ein Projekt intensiv begleiten, ist es kein Selbstläufer. Möchte das Museum neue Besuchergruppen erschließen und an das Haus binden, sind die festangestellten Mitarbeiter\*innen gefragt, die präsent sind und dem Museum ein Gesicht geben. Eine klare Aufgabenteilung zwischen Externen und Festangestellten, regelmäßiger Austausch und gemeinsame Planung waren daher unerlässlich. Die Teilnehmer\*innen legten die Inhalte selbst fest, die Externen gaben ihnen eine Form und brachten die Arbeitsschritte in eine zeitliche Abfolge. Das Museumsteam kümmerte sich schließlich um die Text- und Bildredaktion sowie um die Gestaltung und Produktion der Ausstellungsstelen und Werbemittel.

Partizipation im Museum hat Konjunktur, manche Museumswissenschaftler\*innen charakterisieren die 2010er Jahre gar als „Partizipationsdekade.“<sup>47</sup> Schließlich erzielen kooperative, auf Besucherbeteiligung ausgerichtete Projekte eine große Öffentlichkeitswirkung, weshalb nicht zu Unrecht davor gewarnt wird, derartige Projekte vor allem zur Imagepflege zu instrumentalisieren.<sup>48</sup> Entscheidend sollten die Gruppendynamik, der Arbeitsprozess selbst und die Kommuni-

<sup>46</sup> Vgl. MARTIN BUTTER, Hanf. Das weiße Gold der Batschka – ein nachwachsender Rohstoff heute? Ein Erfahrungsbericht von Martin Butter, dem letzten donauschwäbischen Hanfaufbereiter der BRD, Kirchbierlingen 2001.

<sup>47</sup> Vgl. ANJA PIONTEK, Museum und Partizipation. Theorie und Praxis kooperativer Ausstellungsprojekte und Beteiligungsangebote, Bielefeld 2017, S. 14.

<sup>48</sup> Vgl. KOMPETENZVERBUND KULTURELLE INTEGRATION UND WISSENSTRANSFER (KIWiT), Diversitätsmanagement oder Imagepflege, auf: [https://www.kultur-oeffnet-welten.de/positionen/position\\_6784.html](https://www.kultur-oeffnet-welten.de/positionen/position_6784.html) (Stand: 10.02.2018).

kation zwischen Museum und Projektteilnehmer\*innen sein. Ein Gefühl dafür bekommt nur, wer sich Zeit nimmt, in regelmäßigen Abständen an den Arbeitstreffen teilzunehmen. Die Begrüßungs- und Abschlussrunden bei den „Migration verbindet?!“-Treffen boten die Möglichkeit, interessante Neuigkeiten aus der Museumsarbeit zu teilen oder zu Veranstaltungen einzuladen und gleichzeitig zu erfahren, was in der Migrant\*innen-Szene aktuell passiert.

Die Teilnehmer\*innen wünschten sich, dass das Projekt „Migration verbindet?!“ weitergeht, zumal viel mehr Ideen für eine aktive Mitgestaltung und Sichtbarmachung der Migrant\*innen-Szene und des Museums entstanden waren, als im Rahmen der Projektlaufzeit hätten umgesetzt werden können. Auch dem DZM-Team schwebte von Anfang an eine langfristige Etablierung von „Migration verbindet?!“ vor. Deshalb begann, nachdem im März 2017 die Projektförderung durch den Innovationsfonds Kunst des Landes Baden-Württemberg ausgelaufen war, schon im Mai ein erstes Folgeprojekt zum Thema Totengedenken, mit dem erprobt wurde, wie „Migration verbindet?!“ auch ohne Drittmittel am DZM verstetigt werden kann. Um das betreuungsintensive Begegnungsprojekt auch ohne externe Mitarbeiter\*innen bewältigen zu können, setzt das Museum mit den Projektteilnehmer\*innen derzeit auf punktuelle Thementage, die sich auch mit geringen Finanzmitteln und in einem überschaubaren Zeitrahmen realisieren lassen. Nach bewährtem Prinzip wird „Migration verbindet?!“, inspiriert von den Museumsdingen in den Depots, anschlussfähige Themen aus der donauschwäbischen Lebenswelt herausgreifen, um sie aus der Gegenwart heraus zu befragen. Zuletzt organisierten die Projektteilnehmer\*innen anlässlich der Novemberfeiertage einen Thementag unter dem Motto „Memento mori – Totengedenken rund um die Welt“. Wie werden Sterbende begleitet? Wie sieht das Totengedenken in verschiedenen Kulturen aus? Welche Kleider- und Speiseordnungen gibt es bei Bestattungen? Mit diesen und anderen Fragen setzten sich die Teilnehmer\*innen auseinander. Für die Besucher\*innen an diesem Tag hatte die Migration-verbundet-Gruppe Kulturen-Tische vorbereitet, an denen Leichenschmaus-Speisen probiert sowie mit Tod und Totengedenken zusammenhängende Gegenstände aus den jeweiligen Herkunftsländern bestaunt werden konnten. Eine wachsende Kulturen-Pinnwand, auf der die Projektteilnehmer\*innen zu Einzelaspekten wie Totenwache oder Grabschmuck Wissenswertes aus ihren Kulturen angepinnt hatten, lud die Besucher\*innen ein, ihr Wissen zu teilen und so einen breiten Kulturvergleich sichtbar zu machen. Exponate rund um Tod und Begräbnis bei den Donauschwaben rückten an diesem Tag vom Depot für einen Tag ins Scheinwerferlicht, ein Quiz führte Familien an die Kulturen-Tische, durch die Dauerausstellung und rund um die Exponat-Insel. An einer Hörstation konnten die Besucher\*innen Trauermusik aus aller Welt vergleichen: von donauschwäbischen Trauermärschen bis zu New Orleans Jazz. Mit dem Leiter eines Bestattungsinstituts, der mit den Projektteilnehmer\*innen eine Gesprächsrunde über Bestattungskulturen führte, war außerdem wieder ein Kooperationspartner aus der Stadtgesellschaft im Boot.

Donauschwäbische Geschichte als Ausgangspunkt eines transnationalen Kulturvergleichs, die Auseinandersetzung mit Museumsdingen in ihren vielfältigen Dimensionen sowie die Interaktion mit der Stadtgesellschaft sind die drei Grundpfeiler, die sich mit der Umsetzung des Thementags „Memento mori“ für eine Verstetigung des Begegnungsprojekts „Migration verbindet?!“ am DZM herausgeschält haben. Museen begreifen sich heute zunehmend als „Social Arenas“,<sup>49</sup> in denen Gegenwartsfragen im direkten Austausch mit den Besucher\*innen verhandelt werden. Die Sammlung des DZM bietet dazu vielfältige Möglichkeiten. Sie ist seit ih-

---

<sup>49</sup> Vgl. Making Europe Visible (wie Anm. 28), S. 30.

„Alles, was wir mitbrachten, war wichtig, es war ja die Heimat“

rem Aufbau partizipativ angelegt, zunächst zwar aus der Objektnot heraus, bald aber von den Museumswissenschaftler\*innen intendiert. Mit den Dingen, die Donauschwaben aus aller Welt dem Museum anvertrauen, vertrauen sie ihm auch ihre persönlichen Geschichten an. Nicht die Kurator\*innen bestimmen, wie die Museumsdinge zu interpretieren sind, die Stifter\*innen setzen bei der Objektübergabe ihre eigenen Schwerpunkte, sie entscheiden, was wie überliefert wird. Die so entstehenden Objektgeschichten von aufgebockten Leiterwägen, von Tauschkindstiefeln oder Lehmziegeln aus einem Trümmerhaufen eröffnen – auch nach Ableben der donauschwäbischen Zeitzeugengeneration – künftigen Besucher\*innen Anknüpfungspunkte zu den immer aktuellen Themen Identität, Beheimatung und Unterwegssein.



# Einmal Russland und zurück

## Neues zu Leben, Werk und verwandtschaftlichem Umfeld Franz Gebels († 1843)

*Michael Bärmann*

*Professor Bruno Boerner (Rennes) zum 60. Geburtstag*

Vor wenigen Jahren wurde mir die Gelegenheit zuteil, im „Alemannischen Jahrbuch“ einen längeren Beitrag über Leben, Werk und verwandtschaftliches Umfeld des im Frühjahr 1843 in Moskau verstorbenen Komponisten und Musikpädagogen Franz Gebel zu veröffentlichen.<sup>1</sup> Dabei hatten sich die im Vorfeld der Entstehung des besagten Artikels vorgenommenen Sondierungen teilweise als äußerst diffizil erwiesen, zumal – nicht zuletzt aufgrund der wechselnden Wirkungskreise des genannten Künstlers und seiner nächsten Verwandten – nicht unerhebliche sprachliche sowie administrative Barrieren zu überwinden gewesen waren. Dies war mit ein Grund dafür, dass eine ganze Reihe von Resultaten nur mit enormer zeitlicher Verzögerung zutage gefördert werden konnten, die nichtsdestotrotz unerwartet neue musik- und familiengeschichtliche Einblicke gewähren und daher durchaus eingehendere Berücksichtigung verdienen. Einige aus heutiger Sicht interessante und weiterführende Aspekte sollen im Folgenden in Form einer „erweiterten Nachlese“ gewürdigt werden.

### 1. Pressestimmen

Aus der Feder des im Jahr 2013 in Jena verstorbenen Musikwissenschaftlers Ernst Stöckl, der 2008 den bis dahin wohl ausführlichsten und zuverlässigsten Beitrag zur Biografie und zu den Kompositionen Franz Gebels publiziert hat,<sup>2</sup> stammt die deutsche Übersetzung eines vermutlich 1842 in der russischen Zeitschrift „Severnaja pcela“ („Nördliche Biene“) abgedruckten Artikels,<sup>3</sup>

<sup>1</sup> MICHAEL BÄRMANN, Wiener Klassik und russisches Musikleben im alemannischen Rückspiegel. Familien- und Musikgeschichtliches zu Franz Gebel († 1843), in: Alemannisches Jahrbuch 61/62 (2013/2014) [2015], S. 225–291 (m. Lit.).

<sup>2</sup> ERNST STÖCKL, Franz Xaver Gebel (1787–1843) – ein vergessener deutscher Komponist in Moskau, in: Musikgeschichte in Mittel- und Osteuropa. Mitteilungen der internationalen Arbeitsgemeinschaft an der Universität Leipzig 12 (2008), S. 161–192. Hierzu siehe auch BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 243 f. (m. Abb.).

<sup>3</sup> Gemäß Stöckls brieflicher Mitteilung lautet die bibliografische Referenz: Severnaja pcela, 1942 [sic!], II/III, Nr. 55, S. 217. Bei der Jahresangabe ist dem Übersetzer mit Sicherheit ein Fehler unterlaufen, der im Sinne von „1842“ zu korrigieren ist. Was die sonstigen Angaben betrifft, war es mir trotz intensiver Bemühungen leider nicht möglich, den Originaltext zu ermitteln. Stöckl selbst verweist in seinem kurzen Vorwort zu Franz Gebels 6. Streichquintett Es-Dur (Opus 25) auf den 1842 publizierten Artikel und gibt dabei das Erscheinungsjahr korrekt an. Zu Opus 25 siehe neuerdings auch wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 273 (m. Lit.).

dessen Verfasser sich bislang nicht ermitteln ließ. Ich teile Stöckls Übertragung im Folgenden vollständig mit:

„Man schreibt uns aus Moskau.

In den Mauern unserer Stadt lebt schon lange einer der ausgezeichnetsten Komponisten des jetzigen Jahrhunderts – Herr Gebel. Die Musikliebhaber hatten wiederholt die Möglichkeit, die Quartette und Quintette bei den musikalischen Abenden zu hören, und sie waren der Meinung, dass seiner Begabung seine Musik völlig entspricht. Frische, mannigfaltige Ideen und ihr Ausdruck verleihen den Werken Gebels einen bestimmten nur ihm eigenen Charakterzug, und der nimmt die Hörer gefangen. Seine Musik kann, bei aller Kraft, die dieses Wort beinhaltet, mit den besten Werken von Beethoven, Mozart, Haydn u. a. konkurrieren. Überhaupt in seinen Quartetten und Quintetten überträgt er dem Violoncello eine wichtige Aufgabe. Die Musik Gebels kann auf ein Lob verzichten. Man braucht sie nur zu hören, und schon hat man sie gern. Jeder entsprechend seiner seelischen Verfassung wird in ihr ein romantisches Adagio, ein spielerisches Scherzo, ein schnelles Presto [hören?<sup>4</sup>] – mit einem Wort gesagt – jeder Satz in seinem Werk bringt dem Hörer ein seiner Stimmung entsprechendes Vergnügen. Vielfalt und Ideen sind so immens, dass sie jedermanns Wunsch völlig erfüllen. Herr Gebel beschäftigt sich mit seiner genialen Leidenschaft so sehr, dass er seine häuslichen Arbeiten vergaß und seine Familie nicht selten in eine schwierige Lage brachte. Schon lange wäre er in der musikalischen Welt bekannt geworden, wenn seine überflüssige Bescheidenheit ihn nicht gehindert hätte. Wiederholt war in Gesprächen zu merken, dass er wünschte, seine Werke für die Nachkommen zu erhalten. Niemals hat er sich um seinen Ruhm gekümmert. Mit großer Mühe haben Bekannte, die den Musiker erst seit kurzem kennen, es schaffen können, von Gebel die Erlaubnis zu erbitten, dass seine Musik bei den abendlichen Versammlungen gespielt werden kann. Einem von ihnen gelang es, in einer glücklichen Minute die Frage zu stellen, ob einige seiner Schöpfungen gedruckt werden. Und nun erfuhren wir zu unserer großen Freude, dass sechs seiner Quintette gedruckt wurden und in Moskau bei Lehnhold,<sup>5</sup> in St. Petersburg bei Bernar<sup>6</sup> verkauft werden.<sup>7</sup> Die Musikliebhaber sehen also, dass es in unseren kalten Ländern sogar geniale Werke geben kann.“

<sup>4</sup> Fehlendes Wort in der deutschen Übersetzung.

<sup>5</sup> Zu dieser bekannten Moskauer Firma, deren Inhaber mit der Gebel-Familie nachweislich über Patenschaften persönlich verbunden waren, siehe wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 253 f., Anm. 124 f. (m. Lit.).

<sup>6</sup> Gemeint ist der aus Mitau/Jelgava (Kurland) stammende Pianist, Pädagoge und Komponist Moritz (Matvej Ivanovič) Bernard/Bernhard (1793/94–1871), der seit 1829 als Musikalienverleger und -drucker aktiv war und ab 1842 die musikalische Monatsschrift „Nouveliste“ herausgab, die seit 1846 unter dem (russischen) Titel „Nuvelist“ erschien und zu einer bedeutenden Musikzeitschrift im Russland des 19. Jahrhunderts wurde. Siehe auch unten, Anm. 23. Bernard war übrigens auch der Lehrer des Deutschbalten Pëtr Ivanovič Jurgenson (1836–1904), dessen renommiertes Verlagshaus später Streichquintette Franz Gebels herausgab und sich u. a. um die Herausgabe der Werke von Pëtr Il’ič Čajkovskij (1840–1893) verdient gemacht hat. (Die Firma Bernard ging 1885 in den Besitz des Verlags Jurgenson über!) Siehe wieder STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 180. Weiter: MARINA GALUŠKO, Art. ‚Bernard, Matvej Ivanovič‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 2, Kassel u. a. 1999, Sp. 1372 f. (m. Lit.); FELIKS PURTOV, Art. ‚Jurgenson, Pëtr Ivanovič‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 9, Kassel u. a. 2003, Sp. 1314 f. (m. Lit.).

<sup>7</sup> Bei diesen Quintetten handelt es sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um jene Werke, die mit den Opusnummern 20, 21, 22, 24, 25 sowie 26 versehen sind. Zu diesen Werken siehe neuerdings wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), bes. S. 271 ff. (m. Lit.). Zu einer Handschrift von Opus 23, die erst vor wenigen Jahren im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien aufgefunden wurde, siehe ebd., S. 225, Anm. 1, sowie ausführlich ebd., S. 272 f. (m. Lit.).

Wie zeitgenössischen Quellen zu entnehmen ist, war Franz Gebel reichlich mit Nachkommenschaft gesegnet.<sup>8</sup> Während wir über das Schicksal seiner Tochter Maria Franziska, die 1820 in Moskau zur Welt kam, umfassend informiert sind<sup>9</sup> und sich darüber hinaus eine ganze Reihe biografischer Informationen zum bereits im Jahr 1809 in Wien geborenen Sohn Franz Xaver sowie zur möglicherweise um 1810 wiederum in der österreichischen Kaiserstadt geborenen Tochter Katharina, aber auch zur Tochter Anna, die 1817 in Hermannstadt/Sibiu (Siebenbürgen/Rumänien) das Licht der Welt erblickte, ins Feld führen lassen,<sup>10</sup> fehlte es bislang an weiterführenden Hinweisen zur Tochter Natalia (geb. 1825) sowie zu den Söhnen Amadeus Leopoldus (geb. 1826), Konstantin-Friedrich (geb. 1828), Nikolai Josif (geb. 1829) und Pavel Gebel (geb. 1832).<sup>11</sup> Umso größeres Interesse verdienen die knappen Bemerkungen eines anonymen Berichterstatters, der im Sommer 1850, also rund sieben Jahre nach dem Tod des Komponisten, in der Rubrik „Correspondenz“ der „Neuen Berliner Musikzeitung“ einen „Flüchtigen Umriss des musikalischen Lebens in Nischni-Nowgorod“ veröffentlichte und im Rahmen seiner Ausführungen unter anderem auf einen *Hrn. Gebel* zu sprechen kam, der ungeachtet seines jugendlichen Alters als talentierter Cellist beim lokalen Publikum große Hoffnungen geweckt zu haben schien:

„Ein bemerkenswerthes Talent hat die Natur einem noch sehr jungen Manne, Hr. Gebel, verliehen, welcher als Cellist für den hiesigen Dilettantenverein von unbestreitbarem Nutzen ist. Sein Ton ist rein und stark und sein Vortrag verspricht für die Zukunft einen gefühlvollen Ausdruck. Aber leider versteht der junge Mann die Gaben, welche ihm die Natur verliehen, nicht gehörig zu benutzen, vernachlässigt sein schönes Talent und bringt es weltlichen Tändeleien zum Opfer.“<sup>12</sup>

Vor dem Hintergrund der uns zur Verfügung stehenden Informationen zu den Mitgliedern der Moskauer Familie Gebel liegt es nahe, den genannten Musiker mit dem zu jener Zeit erst etwa 18 Jahre alten Pavel Gebel gleichzusetzen. Dass ein Sohn Franz Gebels tatsächlich als Cellist tätig war, teilte mir Ernst Stöckl darüber hinaus im Rahmen eines Briefes mit, wobei er sich explizit auf ein älteres Schreiben bezog, das – so der Forscher weiter – von einem *Professor Protopopov* stammte.<sup>13</sup> Der russische Gelehrte scheint Stöckl außerdem davon in Kenntnis gesetzt zu haben, dass der besagte Gebel-Sprössling mit dem Sohn des Sängers *K. Bulgakov befreundet war*.<sup>14</sup> *K. Bulgakov* ist wohl mit Konstantin Aleksandrovič Bulgakov (1812–1862), einem Freund des bekannten russischen Komponisten Michail Ivanovič Glinka (1804–1857), identisch, der seinerseits mit Franz Gebel nicht nur persönlich bekannt war, sondern auch dessen Kompositionen Anerkennung zollte.<sup>15</sup> Wiederum nach dem rund 400 km östlich von Moskau gelegenen Nižnij-

<sup>8</sup> Hierzu siehe etwa ebd., bes. S. 247 f., 253 f. (m. Lit.).

<sup>9</sup> Hierzu siehe bes. ebd., passim.

<sup>10</sup> Hierzu siehe wieder ebd., bes. S. 247 f., 254, 276 ff. (m. Lit.).

<sup>11</sup> Die Geburtsjahre nach ebd., S. 253 f.

<sup>12</sup> Zitiert nach: [N. N.:] Flüchtiger Umriss des musikalischen Lebens in Nischni-Nowgorod, in: Neue Berliner Musikzeitung Jg. 4, Nr. 33 (14.8.1850), S. 260 ff., hier S. 261.

<sup>13</sup> Der besagte Gelehrte ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit Professor Vladimir Vasil'evič Protopopov (1908–2004) gleichzusetzen, der am Moskauer Konservatorium lehrte und Ernst Stöckl Materialien zu Franz Gebel zukommen ließ. Hierzu siehe den entsprechenden Hinweis bei STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 191.

<sup>14</sup> Zitat gemäß brieflicher Mitteilung von Ernst Stöckl.

<sup>15</sup> Siehe wieder STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 172 f. Weiter: OLGA LOSSEWA (unter Mitarbeit von BERNHARD R. APPEL), Die Russlandreise Clara und Robert Schumanns (1844), Mainz 2004, Register, S. 134 (führt *Bulgakov* als *Offizier, Musikliebhaber und Amateurkomponist[er]* in *St. Petersburg* auf und erwähnt

Novgorod, nun aber in den Zeitraum der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts, führt ein weiterer brieflicher Hinweis Stöckls, der sich auf eine umfangreiche russischsprachige Monografie Lev Ginzburgs zur Geschichte des Violoncellos bezieht.<sup>16</sup> In diesem Werk ist u. a. explizit von musikalischen Treffen die Rede, die bei dem in Dresden geborenen und dort aufgewachsenen Gutsbesitzer, Musikschriftsteller und Mäzen Aleksandr Dmitrievič Ulybyšev (1794–1858) stattfanden.<sup>17</sup> Das musikalische Programm dieser Veranstaltungen bestand, wie Ginzburg ausführt, aus Quartetten, wobei vor allem Werke Wolfgang Amadeus Mozarts (1756–1791) und Ludwig van Beethovens (1770–1827) zur Aufführung gekommen zu sein scheinen.<sup>18</sup> Ulybyšev spielte hierbei, so Ginzburg weiter, die erste Geige, während die zweite Geige sowie die Altgeige von Musikern namens Svanzov und Averkiev übernommen wurden.<sup>19</sup> Das Violoncello wurde in der Regel von einem weiteren Träger des Familiennamens Svanzov gespielt, wobei *manchmal Gebel oder Volkov diesen Violoncellisten ersetzen*. Dass es sich bei diesem *Gebel* wiederum um den Komponisten-Sohn Pavel Gebel handelt, ist angesichts von dessen relativ spätem Geburtsjahr (1832) nahezu auszuschließen.<sup>20</sup> Üben also mehrere Gebel-Sprösslinge den Cellisten-Beruf aus?<sup>21</sup> Weit

---

neben dessen Vater Alexandr Jakowlewitsch Bulgakow [1781–1867] auch dessen Onkel Konstantin Jakowlewitsch Bulgakow [1782/83–1835]; LEONID ROJSMAN, Die Orgel in der Geschichte der russischen Musikkultur, hg. von MARTIN BALZ, aus dem Russischen übers. von NINA BALZ (157. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde; Jahressgabe 1998), Mettlach 2001, S. 168, 179–182. Einführende Literatur zu Glinka: ALBRECHT GAUB, Art. ‚Glinka, Michail Ivanovič‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 7, Kassel u. a. 2002, Sp. 1076–1090 (m. Lit.). Weiter: MICHAEL GLINKA, Aufzeichnungen aus meinem Leben [russ. Originaltitel: ‚Zapiski‘], hg. von HEINZ ALFRED BROCKHAUS, [2. Aufl.] Wilhelmshaven 1969, S. 110 (zu Franz Gebel), 173 u. 185 (zu Konstantin Aleksandrovič Bulgakov).

<sup>16</sup> LEV SOLOMONOVIČ GINZBURG, *Istorija violončel'nogo iskusstva* [Geschichte der Violoncellokunst], Buch 2, Moskva 1957. Es ist mir an dieser Stelle eine mehr als angenehme Pflicht, Birgit Schüler (Ebringen) für eine Übertragung des originalen russischen Wortlauts ins Deutsche sowie für weiterreichende klärende Hinweise zu danken. – Zu Ginzburg als Kritiker der Werke Franz Gebels siehe wieder STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 189 f.

<sup>17</sup> GINZBURG, *Istorija violončel'nogo iskusstva* (wie Anm. 16), S. 194. Einführende Literatur: ALBRECHT GAUB, Art. ‚Ulybyšev, Aleksandr Dmitrievič‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 16, Kassel u. a. 2006, Sp. 1201 f. (m. Lit.). Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass auch der anonym verfasste ‚Flüchtige Umriss des musikalischen Lebens in Nischni-Nowgorod‘ (wie Anm. 12) *Ulibischeff* erwähnt (ebd., S. 261).

<sup>18</sup> Hierzu siehe auch LEV S. GINZBURG [sic!], Zur Geschichte der Aufführung der Streichquartette Beethovens in Russland, in: Bericht über den internationalen musikwissenschaftlichen Kongress Bonn 1970, hg. von CARL DAHLHAUS u. a. / Bericht über das Symposium ‚Reflexionen über Musikwissenschaft heute‘, hg. von HANS HEINRICH EGGBRECHT, [Kongress und Symposium organisiert von der] Gesellschaft für Musikforschung, Kassel u. a. 1971, S. 135–140, hier S. 137.

<sup>19</sup> Letzterer ist sehr wahrscheinlich identisch mit einem *Hrn. Averkieff*, der auch im 1850 erschienenen Zeitungsartikel (wie Anm. 12), hier S. 261, Erwähnung findet.

<sup>20</sup> GINZBURG, *Istorija violončel'nogo iskusstva* (wie Anm. 16), S. 194, Anm. 2, bemerkt allerdings lediglich, dass es sich *anscheinend* um einen *Sohn des Komponisten F. K. Gebel* (= Franz Xaver Gebel) handelte! Zur Problematik des zweiten Vornamens siehe BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 243 f., Anm. 82.

<sup>21</sup> Mehr noch: Dem besagten Brief Stöckls (siehe oben) ist zu entnehmen, dass vermutlich auch eine Tochter Gebels, die als ‚Mädchen‘ (russ.: *devica*; eigentlich: ‚junge, unverheiratete Frau‘) bezeichnet worden zu sein scheint, als Violoncellistin bezeugt ist (wann?). Da die entsprechenden Hinweise Stöckls, die möglicherweise wieder auf Informationen Professor Protopopovs zurückgingen, durch keine mir bekannte Quelle belegt sind, gehe ich im vorliegenden Zusammenhang nicht weiter auf diesen Sachverhalt ein. – Zur Frage, ob mehrere Söhne Franz Gebels als Cellisten tätig waren, bleibt nachzutragen, dass GINZBURG, *Istorija violončel'nogo iskusstva* (wie Anm. 16), S. 194, Anm. 3, nochmals kurz auf den Violoncellisten Gebel zu sprechen kommt, ebd. dessen Konzerttätigkeit im Moskau der 1850er Jahre erwähnt und abschließend auf dessen Eintritt ins Moskauer Theaterorchester verweist.



mehr Aufmerksamkeit als derlei Spekulationen scheint mir der übergeordnete Kontext dieser musikalischen Auftritte zu verdienen, situiert Ginzburg den besagten Künstler doch u. a. im Umfeld des von Ulybyšev (später auch von Glinka) geförderten Milij Alekseevič Balakirev (1837–1910), der im Jahr 1861 als musikalischer Gründer und Führungspersönlichkeit jener „neuen russischen Schule“ hervortreten sollte, die zu Beginn ihrer Aktivitäten von ihren Gegnern als das „Mächtige Häuflein“ verspottet wurde.<sup>22</sup> Zu dieser illustren Gruppe zählten bedeutende Künstler wie etwa Modest Petrovič Musorgskij (1839–1881), Nikolaj Andreevič Rimskij-Korsakov (1844–1908) und Aleksandr Porfir’evič Borodin (1834–1887), deren Epoche machende Kompositionen sich gerade auch im Westen bis in unsere Gegenwart großer Beliebtheit erfreuen.<sup>23</sup>

Wie bereits andernorts ausführlich dargelegt wurde, heiratete Maria Franziska, die am 27. Februar 1820 in Moskau als Tochter des Musiklehrers und Komponisten Franz Gebel und seiner (zweiten) Gattin Thekla Vacani zur Welt gekommen war, am 28. November 1844 in dem Dorf Eichenwald/Eichwald (heute Uryzke/Uryts’ke, Planer Siedlungsgebiet, Ukraine) den aus Reichenbach im Kandertal (Dorf südlich des Thuner Sees, Berner Oberland) stammenden Johannes Wittwer (geb. 1821).<sup>24</sup> Der Bräutigam, der im Jahr 1841 seine Schweizer Heimat verlassen hatte, um in der Folgezeit auf den Landgütern des Generalleutnants Vasilij Dmitrievič Ilovajskij (1785–1860) als *Oekonomieverwalter und Käser* sein Auskommen zu finden, begründete im alten Zarenreich eine Käser- und Gutsbesitzerdynastie, deren „Itinerar“ sich über verschiedene Zwischenstationen bis nach Ilino, einem Dorf im Gouvernement Tver’ (Kreis Korčeva, nordwestlich von Moskau), verfolgen lässt.<sup>25</sup> Einige interessante Einblicke in den familiären Alltag der nachfolgenden Generation gewähren die „Erinnerungen“<sup>26</sup> von Anna Vladimirovna Kuznetsova geb. Pulikovskij (1883–1958), die erst im Jahr 1996 im Regionalorgan „Tverskaya starina“ („Tverer

<sup>22</sup> Einführende Literatur: DOROTHEA REDEPENNING, Art. ‚Balakirev, Milij Alekseevič‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 2, Kassel u. a. 1999, Sp. 60–71, bes. Sp. 61 (m. Lit.). Nachzutragen bleibt, dass Balakirev gemäß ebd., Sp. 61, erst seit 1851 als Pianist bei privaten Konzerten in Ulybyševs Haus auftrat. Zuvor genoss der Künstler eine Ausbildung bei dem deutschen Musiker Karl Eiserich/Eisrich (auch: Ejzrich, ein Sohn von Karl Traugott Eiserich/Eisrich [1770–1835]), der bei Ulybyšev als Pianist und Dirigent angestellt war. – Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass Balakirev 1860 im Wolga-Gebiet Volkslieder gesammelt und 1866 als Sammlung veröffentlicht hat. Unter den insgesamt 40 Liedern befand sich auch das heute noch weltbekannte „Lied der Wolga-Schlepper“ („Ej uchnem“), das vor allem durch die Interpretation des russischen Sängers Fjodor Schaljapin (1873–1938) populär wurde. Hierzu siehe etwa wieder REDEPENNING, Sp. 69.

<sup>23</sup> Siehe REDEPENNING, Art. ‚Balakirev, Milij Alekseevič‘ (wie Anm. 22), Sp. 61. Weiter: DIES., Art. ‚Musorgskij, Modest Petrovič‘, in: ebd., Bd. 12, Kassel u. a. 2004, Sp. 844–869, hier Sp. 846–851; DIES., Art. ‚Rimskij-Korsakov, Nikolaj Andreevič‘, in: ebd., Bd. 14, Kassel u. a. 2005, Sp. 138–165, hier Sp. 139 f. (m. Lit. u. näheren Hinweisen zur Entstehung des Begriffs „Mächtiges Häuflein“/ *Mogučaja kučka*). Weiter: DIES., Art. ‚Borodin, Aleksandr Porfir’evič‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 3, Kassel u. a. 2000, Sp. 425–439, hier Sp. 427 f.; zu Borodins Beziehungen zur Musik Franz Gebels siehe auch wieder STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 173 f., 190. Im Übrigen sei darauf hingewiesen, dass der oben (m. Anm. 6) erwähnte Petersburger Musikverleger Moritz Bernard zugleich der „erste“ Verleger Musorgskijs war (Einzelheiten hierzu bei REDEPENNING, Art. ‚Musorgskij, Modest Petrovič‘, Sp. 844) und Musorgskijs künstlerische Entwicklung indirekt von jenem John Field (1782–1837, notabene der Klavierlehrer Bernards!) beeinflusst wurde, der zu Franz Gebel offensichtlich in näheren Beziehungen stand und sehr wahrscheinlich auch Anna Gebel, eine 1817 geborene Tochter des Komponisten, unterrichtete. Zu John Field siehe auch wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 276 f.

<sup>24</sup> Ebd., S. 242 f., 232 u. ö.

<sup>25</sup> Zu diesen familiengeschichtlichen „Etappen“ siehe wieder ebd., passim.

<sup>26</sup> Der russische Originaltitel lässt sich in etwa mit „Familienchronik. Erinnerungen“ übersetzen.

Vergangenheit“ den Weg zum Druck fanden.<sup>27</sup> Im Mittelpunkt dieser Memoiren stehen Alexander Ivanovič Wittwer, ein im Jahr 1850 geborener Sohn des Ehepaares Johannes und Maria Franziska Wittwer (und somit ein Enkel des Komponisten Franz Gebel),<sup>28</sup> Alexander Ivanovič Ehefrau Maria Elisabetha Gawriella Karass (geb. 1846)<sup>29</sup> sowie deren vier Kinder Nikolai (geb. 1882), Emilie (geb. 1884), Alexander (geb. 1886) und Ivan (geb. 1891).<sup>30</sup> Anna Vladimirovna Kuznetsova erinnert sich:<sup>31</sup>

„Ungefähr eine Werst<sup>32</sup> von Tschudinov entfernt lebten die Wittwers, unsere Nachbarn und engen Freunde, auf ihrem Gut Ilino.<sup>33</sup> Das lange graue Holzhaus ging mit der Vorderfassade und dem Paradeflügel auf einen sauberen Hof hinaus. Auf allen anderen Seiten war das Haus von einem großen, schattigen Garten umgeben. An den halbrunden, gläsernen Vorsprung des Wohnzimmers schloss sich ein großer Balkon an. Neben dem Balkon war eine weitverzweigte Zeder, unter der Zeder der Teetisch, ein Sandhaufen für die Kinder und eine Schaukel, auf der ich mit Mila<sup>34</sup> so gerne schaukelte.

Im Sommer gingen wir immer direkt über den Balkon, im Winter führen wir beim Küchenflügel vor. Wir gehen, warm eingepackt, über die hohe, halbdunkle Treppe, dann durch die Küche in den Flur. An der großen Truhe beginnt man uns auszuziehen. Der gastfreundliche Hausherr selbst, Alexander Ivanovič, steht unter der Tür, streicht über seinen rötlichen Bart, reibt sich die Hände und schaut mit gütigen Augen auf uns Gäste und auf seine Kinder, die neben uns stehen. Während man uns entkleidet, begrüßen wir die Kinder, denen irgendjemand zuruft, dass sie sich nicht sofort nähern sollten, da die „Tschudinover“ eiskalt seien. Dann gehen wir alle zusammen durch die Eingangshalle (in der hinter einem Paravent die Wirtschafterin, die alte Frau Avdotja Ivanovna, wohnt), gehen wir ins Wohnzimmer. Ein schönes, gemütliches Zimmer! In seinem ganzen vorderen gläsernen Teil stehen Blumen, zwei Öfen mit Aufsätzen für Nippes, ein Flügel, über dem Flügel ein großes Gemälde „Überschwemmung und die Untergehenden im Hundehäuschen“ und das andere „Türke mit Turban“. Das Sofa, über dem Sofa ein Spiegel, vor dem Sofa ein ovaler Tisch. Und im Sessel neben dem Stuhl, sie, die Hausherrin, meine heißgeliebte Maria Feofilovna.<sup>35</sup> Da sitzt sie, sich leicht wiegend, schaut zärtlich auf uns. Sie küsst alle, spricht mit jedem und entlässt uns zum Spielen, solange bis sie wieder zum Teetrinken ruft. Maria Feofilovna war eine hervorragende Hausfrau (die Ordnung im Haus war unvergleichlich), aber das Wichtigste war ihre Würde, das heißt, dass sie eine ideale Mutter und Lehrerin war. Die Liebe zur Arbeit und die Gewohnheit, der Arbeit und dem Spaß jeweils seine Zeit einzuräumen, konnte sie in den Kindern von der frühesten Kindheit an festigen. Ich denke, dass heute Maria Feofilovnas Kinder ihr hierfür sehr dankbar sind. Da sie sehr gebildet und fremdsprachenkundig war, hatte Maria

<sup>27</sup> Nr. 12–13, S. 38–61, hier S. 56–59. Hierzu siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 257, Anm. 134. Für die vermittelnden Bemühungen bei der Beschaffung des besagten Beitrags möchte ich an dieser Stelle Anastasia Tikhonova (Smolensk) ausdrücklich danken.

<sup>28</sup> Ebd., S. 241.

<sup>29</sup> Ebd., S. 254 f.

<sup>30</sup> Zu den „Karrieren“ dieser Kinder siehe ebd., passim (m. Lit.).

<sup>31</sup> Die folgende Übersetzung ins Deutsche besorgte dankenswerterweise Birgit Schüler (Ebringen).

<sup>32</sup> Die Werst (russ. „wersta“) ist ein altes russisches Längenmaß, das 1,0668 km entspricht. Hierzu siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 227, Anm. 7 (m. Lit.).

<sup>33</sup> Auch: „Jlinskoje“. Zur topografischen Bezeichnung siehe ebd., S. 257, Anm. 134 (m. Lit.).

<sup>34</sup> Vermutlich mit der Wittwer-Tochter Emilia gleichzusetzen.

<sup>35</sup> Maria Elisabetha Gawriella Karass. Der Zusatz *Feofilovna* ist vom Vornamen ihres Vaters, Theophil von Karass/Karras, abzuleiten. Zu ihm siehe ebd., S. 255 (m. Lit.).

Feofilovna weder Gouvernanten noch Lehrer, sondern unterrichtete ihre Kinder selbst,<sup>36</sup> bis sie sie auf weiterführende Schulen nach Moskau schickte. Ihr ganzes Leben (als sie heiratete, war sie nicht mehr jung<sup>37</sup>) widmete Maria Feofilovna den Kindern, aber sie war streng, und die Kinder gehorchten ihr widerspruchslos, den Vater aber fürchteten sie nicht so sehr. Alexander Ivanovič hatte einen Narren an seinen Kindern gefressen, er verwöhnte sie und schlug ihnen nichts ab. Vor allem verwöhnte er den kranken, kapriziösen Kolja.<sup>38</sup> Ich nenne folgende Begebenheit: Vor dem Flügel fährt eine Troika mit rotbraunen Pferden vor. Man will irgendwohin fahren. Die angekleideten Kinder samt Eltern kommen heraus. Plötzlich bemerkt Kolja, dass in der Mitte nicht der junge Braune, sondern irgendein anderes Pferd eingespannt ist. Kolja weint und ist zornig, der Vater bemüht sich, ihn zu beruhigen, und schlussendlich befiehlt er, alle Pferde nochmal umzuspannen und in der Mitte den geforderten „jungen Brauen“ einzuspannen. Solange gehen alle zurück ins Haus, entkleiden sich wieder halb, warten.

Wäre nicht die Charakterstärke von Maria Feofilovna gewesen, wären diesem Verwöhnen keine Grenzen gesetzt gewesen. Alexander Ivanovič, der selbst von Schweizern abstammte (bis zu seiner Hochzeit war er Verwalter auf einem der benachbarten Güter<sup>39</sup>), war ein guter Hausherr, er hatte eine große Milch- und Käsewirtschaft. Manchmal, wenn ich zum Übernachten in Ilino blieb, führte man uns nachts hin, um zuzusehen, wie man Käse kocht und ihn in riesigen, kupfernen Kesseln rührt.

In Ilino liebten alle – sowohl Kinder als auch Erwachsene – die Musik. Maria Feofilovna spielte selbst hin und wieder, aber meist begleitete sie den Gesang der Kinder, und als meine Mama in Ilino war, baten sie alle zu spielen und lauschten mit großem Vergnügen ihrer Musik. Kolja Wittwer ging nicht eher vom Flügel weg, bis Mama aufgehört hatte zu spielen, und man sagt, dass er sich danach selbst an den Flügel setzte und begann, mit einem Finger die Melodien aus Mamas Musik nachzuspielen, die ihm im Gedächtnis geblieben waren. Nikolaj Alexandrovič Wittwer hat das Konservatorium hervorragend abgeschlossen und ist heute ein glänzender Pianist und Musiklehrer.

Die Wittwers hatten vier Kinder: Kolja, Milja, Schurka<sup>40</sup> und der mit Abstand jüngste von allen – Vanja.<sup>41</sup> Meine Freundschaft mit Milja begann in frühester Kindheit und verstärkte sich mit den Jahren. Je älter wir wurden, desto unzertrennlicher waren wir.“

<sup>36</sup> Im Originaltext folgt hier in einer Fußnote die Bemerkung: „Mit Ausnahme der Gottesgebote, dafür kam Väterchen Alexander Alexejevic Erschov zu den Kindern, der Taufpate aller Kinder der Wittwers war.“

<sup>37</sup> Alexander Ivanovič Wittwer und Maria Elisabetha Gawriella Karass heirateten am 2./14. Februar 1880 in Moskau. Hierzu siehe wieder ebd., S. 254.

<sup>38</sup> Gemeint ist Nikolai Alexandrovič Wittwer (1882–1959), der sich als Musikprofessor in Penza (Stadt in der gleichnamigen Oblast, ca. 550 km südöstlich von Moskau) einen Namen gemacht hat. Zu Leben und Werk des Gelehrten siehe ebd., S. 258–264 (m. Lit.).

<sup>39</sup> Zu dieser im Jahr 1880 erfolgten Eheschließung siehe oben, Anm. 37.

<sup>40</sup> Mit dem späteren Gutsbesitzer Alexander Alexandrovič Wittwer (1884–1947) gleichzusetzen, der 1930 zusammen mit seiner Familie in die Schweiz zurückkehrte. Einzelheiten hierzu bei BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 266 ff.

<sup>41</sup> Im Originaltext folgt hier eine Fußnote mit dem Hinweis: „Ivan Alexandrovic Vitver (1891–1966), bekannter Wirtschaftsgeograph.“ Zu Leben und Werk Ivans siehe wieder ebd., S. 264 ff. (m. Lit.).

## 2. Musikalische und archivalische Neufunde

Im Herbst des Jahres 1862, also nahezu zwei Jahrzehnte nach dem Tod des Komponisten, brachte der in Leipzig und New York ansässige Verlag J. Schuberth & Co. Franz Gebels Streichquintett Nr. 8 sowie das Doppelquintett (Dezett) Opus 28 auf den Markt.<sup>42</sup> Dass das achte Streichquintett im Rahmen dieser posthum veröffentlichten Notenedition die Opuszahl 27 erhielt, dürfte, wie wir erst seit kurzem wissen, sehr wahrscheinlich auf einem Versehen (wohl seitens des genannten Verlags) beruhen, ließ sich doch erst vor wenigen Jahren in der Stadtbibliothek Hannover der Stimmensatz eines bis dahin unbekannt gebliebenen Streichquartetts (in Es-Dur) ermitteln, das gemäß Titelblatt *François Gebel* zugeordnet und explizit als *Oeuv. 27* deklariert wurde.<sup>43</sup> Das im Jahr 2002 gegründete „Hoffmeister-Quartett“, das nach Franz Anton Hoffmeister (1754–1812), einem Zeitgenossen, Freund und Kollegen Mozarts und Joseph Haydns (1732–1809), benannt wurde und das Ziel verfolgt, *die Streichquartette der Klassik und Frühromantik in ihrer kaum erschlossenen Vielfalt wiederzuentdecken und im Klang ihrer Zeit aufzuführen*, hat Opus 27 im Sommer 2014 – übrigens zusammen mit dem um 1817/18 bei Carl Friedrich Peters (1779–1827) in Leipzig erschienenen Streichquartett Nr. 1 – eingespielt und diese Aufnahme inzwischen im Rahmen der „Profil Edition Günter Hänssler“ als CD herausgebracht, wobei die offensichtlich auf den Komponisten zurückgehende Opuszählung beibehalten wurde.<sup>44</sup> Ob und in welcher Form die durch den Neufund uneinheitlich gewordene Opuszählung Korrekturen erfahren wird – immerhin ist die Existenz weiterer Werke zureichend dokumentiert und kann theoretisch jederzeit weitere „Verwerfungen“ erzeugen<sup>45</sup> –, bleibt abzuwarten.<sup>46</sup>

Im Rahmen eines ergänzenden Anhangs zu meinen Ausführungen über Leben und Werk Franz Gebels wurde die Vermutung geäußert, der Komponist sei möglicherweise in das verwandtschaftliche Umfeld einer ursprünglich aus dem Raum Breslau (poln. Wrocław) stammenden Musikerfamilie gleichen Namens einzuordnen, als deren prominenteste Mitglieder nach gegenwärtigem Kenntnisstand Georg Gebel senior (1685–1763<sup>47</sup>) sowie dessen Sohn, Georg Gebel

<sup>42</sup> Zu diesen beiden Werken siehe neuerdings wieder ebd., S. 273–280 (m. Lit.).

<sup>43</sup> Signatur: Hannover, Stadtbibliothek, No 765 Gebe 1 (vier Stimmhefte). Für die bibliografischen Hinweise danke ich an dieser Stelle Frau Natalia Schäfer (Stadtbibliothek Hannover, Gesamtkoordination Musik, Sachbearbeitung Noten). Als Druckort wird auf dem besagten Titelblatt übrigens *Moscou* angegeben, der Drucker firmiert als *W. Almasoff*, und datiert wird die Ausgabe auf ca. 1840. Als Widmungsträger des Quartetts wird ebd. interessanterweise einmal mehr jener *Monsieur Gregoire de Besobrasoff* aufgeführt, den wir bereits von Gebels Streichquintetten Opus 20, 21, 22, 24, 25 und 26 her kennen. Hierzu siehe wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 271 ff., bes. S. 271, Anm. 187 (mit biografischer Skizze). Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, dass sich auf dem Titelblatt des in Hannover lagernden Notendrucks ein Firmenstempel des Verlags Jurgenson befindet. Zur Geschichte dieses Verlags siehe bereits oben, Anm. 6.

<sup>44</sup> Hierzu siehe den von Klaus Harer (Deutsches Kulturforum östliches Europa/Potsdam) für das Booklet zur CD verfassten Einführungstext, S. 4. Übrigens ließ sich für das 1. Streichquartett bislang keine Opuszahl nachweisen. – Zu den Musikverlagen Hoffmeister und Peters siehe neuerdings wieder MICHAEL BÄRMANN, Johann Georg Binz (1748–1824) und die Seinen. Nachgetragenes zu einem *Wiener = Sonderling*, in: Schau-ins-Land 134 (2015), S. 63–82, hier S. 68 (m. Lit.).

<sup>45</sup> Hierzu siehe bes. die Hinweise bei STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 182 (m. Lit.).

<sup>46</sup> Die im Herbst 2016 erschienene CD „FRANZ XAVER GEBEL, String Quintet No. 8 & Cello Sonata“ (ausführende Künstler: Beni Araki, Martin Seemann und das Hoffmeister-Quartett), die wiederum im Rahmen der „Profil Edition Günter Hänssler“ erschien, behält für das Streichquintett Nr. 8 die Opuszahl 27 bei. Hierzu siehe den von Klaus Harer für das Booklet verfassten Einführungstext, S. 3.

<sup>47</sup> Zum hier angegebenen Sterbejahr siehe die folgenden Ausführungen.

junior (1709–1753), anzusehen sind.<sup>48</sup> Ein entsprechender Anfangsverdacht ergab sich nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass die Moskauer Kirchenbucheinträge aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Franz Gebel in der Regel als *Franz Friederikov Gebel* (o. ä.) aufführen und damit zu erkennen geben, dass der Genannte als Sohn eines Friedrich Gebel angesehen wurde.<sup>49</sup> Da der Moskauer Komponist, wie bereits Stöckl mit gutem Grund vermutete, aller Wahrscheinlichkeit nach der Sohn eines Musikers war,<sup>50</sup> schien es mir nicht allzu abwegig, in der Person des als fürstlicher Hofmusikus bezeugten Friedrich Bernhard Günther Gebel, einem 1748 im thüringischen Rudolstadt geborenen Sohn Georg Gebels des Jüngeren, den möglichen Vater Franz Gebels zu sehen.<sup>51</sup> Offen blieb die Frage, wo und zu welchem Zeitpunkt dieser Rudolstädter Hofmusiker das Zeitliche segnete.<sup>52</sup> Ohne dass eine Beantwortung dieser Fragen eine (nach wie vor grundsätzlich denkbare) verwandtschaftliche Beziehung Franz Gebels zu Friedrich Bernhard Günther Gebel sichern würde, sei an dieser Stelle – schon der Vollständigkeit halber – ein nachträglich aufgetauchter Sterbeeintrag aus Rudolstadt ins Feld geführt, der sich dank der Bemühungen der Genealogie-Forschungsstelle Zollikofen (bei Bern) der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ („Mormonen“) ermitteln ließ: Gemäß einem Eintrag zum 12. Januar 1808, der sich im Kirchenbuch der Hofkirche Rudolstadt erhalten hat, verstarb der „Hofmusikus“ und „Stallschreiber“ *Gebel*, den wir mit Friedrich Bernhard Günther Gebel gleichsetzen dürfen, damals an einem „schleichenden Fieber“.<sup>53</sup>

Der Zufall will es, dass die Konsultation verschiedener Breslauer Kirchenbucheinträge darüber hinaus das von der Musikgeschichte in der Regel auf die Mitte des 18. Jahrhunderts angesetzte mutmaßliche Sterbedatum Georg Gebels des Älteren,<sup>54</sup> also des Großvaters des Rudolstädter Hofmusikus Friedrich Bernhard Günther Gebel, zutage förderte: Im Sterbeprotokoll der Breslauer Pfarrei Sankt Elisabeth stieß ich im Rahmen einer kursorischen Durchsicht unerwartet auf einen Eintrag zum 29. Januar 1763, dem zu entnehmen ist, dass *Herr Georgs* [!] *Gebel*, der explizit als *Organist bey der Hospital Kirche zur H. Dreifaltigkeit* bezeichnet wird, im Alter von *78 Jahr weniger 3 Wochen* das Zeitliche gesegnet hatte.<sup>55</sup> Georg Gebel senior hat seinen gleichnamigen Sohn, der 1753 in Rudolstadt starb, somit um rund eine Dekade überlebt und darüber hinaus wohl auch wesentlich länger als Kirchenmusiker gewirkt als bislang angenommen.

<sup>48</sup> Hierzu siehe BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 284–290.

<sup>49</sup> Siehe ebd., S. 284.

<sup>50</sup> Siehe STÖCKL, Franz Xaver Gebel (wie Anm. 2), S. 161.

<sup>51</sup> Siehe BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 285 f.

<sup>52</sup> Siehe ebd., S. 287.

<sup>53</sup> Original: Rudolstadt, Thüringisches Staatsarchiv, Kirchenbücher, Hofkirche Nr. 37/2. Ich möchte an dieser Stelle Herrn Diplomarchivar Frank Esche (Rudolstadt) für die Zusendung des entsprechenden Kirchenbuchauszugs meinen herzlichen Dank aussprechen. Zu Gebels Anstellung als Stallschreiber beim Rudolstädter Hofstall (1784) siehe wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 287.

<sup>54</sup> So etwa neuerdings wieder CORDULA TIMM-HARTMANN, Art. ‚Gebel, Georg d. Ä.‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 7, Kassel u. a. 2002, Sp. 669 f. (m. Lit.).

<sup>55</sup> Original: Archiwum Państwowe we Wrocławiu (Staatsarchiv Breslau), Sterbeprotokoll St. Elisabeth/Breslau 1761–1768, S. 7, Nr. 90. Ich danke an dieser Stelle Herrn Direktor Dr. Janusz Gołaszewski für die Zusendung einer Reproduktion des entsprechenden Kirchenbuchauszugs. Zu Georg Gebels Organistentätigkeit an der Breslauer Hospitalkirche siehe wieder TIMM-HARTMANN, Art. ‚Gebel, Georg d. Ä.‘ (wie Anm. 54), Sp. 669, wo ein Beleg aus dem Jahr 1749 ins Feld geführt wird. Noch 1748 scheint Georg Siegmund Gebel, ein um 1715 in Breslau geborener Sohn Georgs des Älteren (und damit ein Bruder Georgs des Jüngeren bzw. Onkel Friedrich Bernhard Günthers), als Organist an der Hospitalkirche tätig gewesen zu sein. Siehe etwa CORDULA TIMM-HARTMANN, Art. ‚Gebel, Georg Siegmund‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 7, Kassel u. a. 2002, Sp. 672 (m. Lit.).

Zurück ins alte Zarenreich führen sodann verschiedene Archivalien, die sich im Rahmen von Nachforschungen in Moskau, Sankt Petersburg und Tver ermitteln ließen und weiteren Einblick in das verwandtschaftliche Umfeld von Gebels Nachkommen gewähren. Die besagten Unterlagen betreffen zunächst jene angeblich ursprünglich aus Ungarn stammende und nach Russland ausgewanderte Familie (von) Karass (auch: von Karras), als deren prominentester Vertreter der im Jahr 1849 in Sankt Petersburg verstorbene kaiserlich russische Leutnant, Rentmeister, Kreisadelsmarschall und Gutsbesitzer Theophil (auch: Feofil) von Karass gilt.<sup>56</sup> (Zur Erinnerung: Er war der Vater jener Maria Elisabetha Gawriella Karass, die wir als Gattin des Alexander Ivanovič Wittwer sowie als treusorgende Mutter der Wittwer-Sprösslinge auf dem Gut Ilino bereits kennen gelernt haben.)

Beginnen wir mit dem Staatlichen Archiv der Oblast (Region/Gebiet) Tver'. Hier hat sich zunächst eine insgesamt zwei Blätter umfassende Dienstliste des Korčevsker Kreisadelsmarschalls Feofil Osipovic Karass<sup>57</sup> erhalten, die im Jahr 1845 erstellt wurde.<sup>58</sup> Weiteren Einblick in die Vermögensverhältnisse der Familie Karass gewähren sodann zwei wiederum im soeben erwähnten Archiv aufbewahrte Aktenstücke, die allerdings sowohl zeitlich als auch räumlich völlig unterschiedlich gelagert sind. So wird in Tver' eine insgesamt vier Blätter umfassende Beschreibung der einzelnen Besitzungen Feofil's aufbewahrt, die im Jahr 1843 entstand und Objekte in der Lokalität Ivanovsk betrifft, die dem im Kreis Korčeva liegenden Dorf Voronzovo zugeordnet wird. Dieses Dokument scheint im Vorfeld eines Darlehensantrags gefertigt worden zu sein, der beim Moskauer Vormundschaftsrat eingereicht wurde. Darüber hinaus lagert in Tver' eine zweite in schriftlicher Form erfolgte Zusammenstellung von Karass-Besitzungen im Kreis Korčeva, nun jedoch bezogen auf die dem Dorf Nikitkino zugehörige Lokalität Ilino, die allerdings erst rund neun Jahre nach dem Ableben des Kreisadelsmarschalls entstand. In diesem Dokument ist nun erwartungsgemäß nicht mehr von Theophil Karass, sondern von einer Elisaveta Petrovna Karass als Besitzerin die Rede, die mit einer gleichnamigen Nichte Theophils identisch sein könnte.<sup>59</sup>

---

<sup>56</sup> Zu ihm siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 255 (m. Lit.).

<sup>57</sup> Feofil's Beiname „Osipovic“ ist abzuleiten vom Vornamen des Vaters, Josef Karass, der um 1767 geboren wurde, von 1788 bis 1793 als Arzt in der kaiserlichen Armee diente und im Anschluss an seine Tätigkeit unter dem Prinzen Condé (1793–1798) in kaiserlich russische Dienste trat. Zu Josefs Biografie siehe immer noch die Hinweise bei THEODOR SCHÖN, Ein aus Ungarn stammendes Adelsgeschlecht in Rußland, in: Monatsblatt der Kais. Kön. Heraldischen Gesellschaft „Adler“, Bd. 6, Nr. 12 (= Nr. 312, Wien, Dezember 1906), S. 120 ff., hier S. 120. Übrigens scheint Josef Karass am 23.3.1835 in Moskau verstorben zu sein. Das Todesdatum findet sich in einer maschinenschriftlich erstellten Übersicht zur Familie Karass, die mir Herr Michael Katin-Yartsev (Moskau) am 2.5.2014 hat zukommen lassen. Woher Josef (eigentlich: Osip Vladislavovič) Karass ursprünglich stammte, muss in Ermangelung zuverlässiger Quellen vorläufig ungeklärt bleiben. SCHÖN, S. 120, lokalisiert Josefs Vater, den er als *Ladislav Karass (Karrasz, Karasz)*, *Doktor der Medizin* bezeichnet, in der *Stadt Sokolka (?) in Ungarn*. Eine Stadt dieses Namens (Sokolka) liegt jedoch bekanntlich in Polen (Wojewodschaft Podlachien, nordöstlich von Białystok, nahe der Grenze zu Weißrussland).

<sup>58</sup> Briefliche Mitteilung der Archivleitung (G. P. Sergeeva) vom 4.4.2016. Für die mir beim Zustandekommen der Korrespondenz mit dem genannten Archiv zuteil gewordene Hilfe bedanke ich mich an dieser Stelle ausdrücklich bei Birgit Schüler (Ebringen) und Nina Bruderer (Köniz bei Bern).

<sup>59</sup> Zu ihr siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 257, Anm. 134 (m. Lit.). Die im 1858 gefertigten Dokument genannte Eigentümerin ist gemäß ebd. möglicherweise mit einer gleichnamigen Tochter von Peter Stephan Karass gleichzusetzen. Peter wurde 1810 in Moskau geboren und ist für das Jahr 1851 als kaiserlich russischer Stabskapitän im Ingenieur-Korps bezeugt. Fest steht immerhin, dass Alexander Ivanovič Wittwer, der Ehemann von Theophils Tochter Maria Elisabetha Gawriella Karass, das in den Erinnerungen der Anna Vladimirovna Kuznetsova beschriebene Gut Ilino (hierzu siehe bereits oben) im Jahr 1870 käuflich (im

Schließlich verwahrt das genannte Staatsarchiv einen sieben Blätter umfassenden Schriftwechsel der Kreiskörperschaft des Gouvernements Tver' aus den Jahren 1918/19 und 1925/26, der die Verstaatlichung des in Ilino gelegenen Besitzes des „Schweizer Untertans“ Alexander Alexandrovič Vitver betrifft. Wie bereits bei früherer Gelegenheit ausführlich dargelegt,<sup>60</sup> wird hier quasi der „letzte Akt“ der Russland-Auswanderung der ursprünglich aus dem beschaulichen Dorf Reichenbach im Kandertal (Kanton Bern) stammenden Familie Vitver/Wittwer greifbar, fasste der nach der Oktoberrevolution enteignete Gutsbesitzer Alexander Alexandrovič Vitver im Jahr 1930 doch den Entschluss, zusammen mit seinen nächsten Angehörigen in die Schweiz zurückzukehren.

Doch wir haben weit vorgegriffen. Wie bereits angedeutet, haben Archivanfragen in Moskau und Sankt Petersburg eine ganze Reihe relativ aussagekräftiger Unterlagen des 19. Jahrhunderts zutage gefördert, die im vorliegenden Zusammenhang nicht unberücksichtigt bleiben sollten. So hat sich im Regionalarchiv Moskau (Central'nyj Istoričeskij Archiv goroda Moskvy/TSIAM) eine umfangreiche „Akte der Moskauer Adelsdeputierten-Versammlung“ ermitteln lassen, in deren Mittelpunkt die Aufnahme der Kinder des Leutnants Theophil Karass ins „Adelsgeschlechtsbuch“ (Teil 2) steht.<sup>61</sup> Das mit Datum vom 1. Mai 1842 einsetzende Prozedere hat auf insgesamt 129 Blättern seinen schriftlichen Niederschlag gefunden und bietet erwartungsgemäß eine Fülle personengeschichtlicher Informationen, die in diesem Beitrag schon aus Platzgründen nicht detailliert gewürdigt werden können.<sup>62</sup> Im Folgenden sollen jedoch einige wenige sachdienliche Dokumente wenigstens kurz gestreift werden. Eingangs der Akte findet sich beispielsweise der Hinweis, das Geschlecht des Gesuchstellers Theophil Karass sei in Teil 3 des Adelsgeschlechtsbuches des Gouvernements Moskau eingetragen und der Petent habe ein Adelsattest mit der Nr. 1459 erhalten.<sup>63</sup> Die zum Zeitpunkt der Antragstellung noch ausstehenden Einträge für die Kinder Theophils sollen nun in die Wege geleitet werden,<sup>64</sup> und der Gesuchsteller bittet das zuständige Gremium darum, die hierfür notwendigen administrativen Vorgänge durchzuführen. Dass der im Kontext dieses Schriftwechsels genannte Wohnsitz des Petenten im Moskauer Stadtteil Jauzskaja lokalisiert wird, mag auf den ersten Blick als Marginalie anmuten, der präzisierende Hinweis auf Theophils Domizil „im Hause von Golitzyn“ lässt hingegen aufhorchen, ist das besagte Anwesen doch (nicht ohne Grund) präzise bestimmbar:<sup>65</sup> Hinter der aktuellen Adresse Jauzskaja Uliza 9 verbirgt sich ein repräsentatives Gebäude, das 1879, also viele Jahre nach der

---

Rahmen einer öffentlichen Zwangsversteigerung?) erworben zu haben scheint. Die Eheschließung des neuen Gutsbesitzers mit Theophils Tochter erfolgte wohl gemerkt erst rund ein Jahrzehnt später!

<sup>60</sup> Siehe BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 267 f.

<sup>61</sup> Wie mir Herr Michael Katin-Yartsev, der die Akte persönlich eingesehen hat, mit Datum vom 23.5.2014 in brieflicher Form mitteilte, lagert das besagte Dossier ebd. unter der Signatur „Best. 4, Rep. 8, St. 608“.

<sup>62</sup> Zur Adelsbestätigung durch Ukas des kaiserlich russischen Heroldsamtes (Datum: 21.7.1842) siehe wieder SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 121; weiter: WALTER v. HUECK (Hauptbearb.): Adellexikon, Bd. 6 (Genealogisches Handbuch des Adels, Bd. 91), Limburg an der Lahn 1987, S. 126 f. (mit Beschreibung des Familienwappens).

<sup>63</sup> Sämtliche im Folgenden mitgeteilten Sachverhalte basieren auf der im Jahr 2014 vorgenommenen Autopsie des Originals durch Michael Katin-Yartsev.

<sup>64</sup> Für Theophil Karass sind aus zwei Ehen folgende Kinder nachweisbar: Iossif/Josef (geb. 1829, aus erster Ehe [1828 geschlossen] mit Daria Iwanowna Michailow [1810–1832], einer Pflege-tochter des kaiserlich russischen Titularrats Iwan Michailowitsch Lewaschow); Nikolai Peter Philomen (geb. 1836), Alexandra Marie (geb. 1834) und Maria Elisabetha Gawriella (geb. 1846) aus zweiter (1834 geschlossener) Ehe mit Emilia Christianowna Reinhard. Auf die teilweise von der Zusammenstellung bei SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 121, abweichenden biografischen Eckdaten kann ich im vorliegenden Zusammenhang nicht detailliert eingehen.

<sup>65</sup> Die folgenden Angaben basieren auf Internetrecherchen von Birgit Schüller (Ebringen).

Fertigung der hier zur Diskussion stehenden Adelsakte, von der Stadt Moskau käuflich erworben und in der Folgezeit zu einem Krankenhaus umfunktioniert wurde. Bis 1841 hatte es sich im Besitz des „Generals und Helden des vaterländischen Krieges“ Dmitrij Dmitrievič Šepelev befunden,<sup>66</sup> dessen Tochter Anna den Fürsten Lev Golizyn ehelichte, mit dem sie zusammen als Bewohnerin des besagten Anwesens nachweisbar ist. Da Theophil Karass bereits im Jahr nach der genannten Eheschließung unter der gleichen Adresse firmierte, wird man davon ausgehen dürfen, dass er zumindest zeitweise im Umfeld des genannten Ehepaars Golitzyn lebte.<sup>67</sup>

Doch das verhältnismäßig umfangreiche Moskauer Dossier liefert neben Informationen, die unser bisheriges vermeintlich gesichertes Wissen über die Familie Karass bzw. Wittwer weiter ergänzen und bestätigen, durchaus auch geradezu irritierende Hinweise zur Herkunft, familiären Zugehörigkeit und Identität einzelner Mitglieder dieses Adelsgeschlechts. So findet sich, um vor dem Hintergrund bereits an anderer Stelle getroffener Feststellungen das vielleicht eklatanteste Beispiel ins Feld zu führen, in der hier zur Diskussion stehenden Akte ein Trauungszeugnis, das die am 29. April 1834 in der katholischen Peter-und-Paulkirche zu Moskau erfolgte Eheschließung zwischen Theophil Karass und Emilie Reinhard bescheinigt.<sup>68</sup> Während nun die Identität des in dieser Urkunde namentlich erwähnten Brautvaters – bei ihm handelt es sich, wie an anderer Stelle bereits dargelegt wurde, um den aus der schwäbischen Stadt Schorndorf (östlich von Stuttgart) stammenden Moskauer Philosophieprofessor Philipp Christian Reinhard (1764–1812) – unzweifelhaft feststeht, wird die Gattin des Gelehrten im Rahmen der kirchlichen Bestätigung nicht (wie erwartet) als Elisabeth Reuss, sondern als Elisabeth *Naum* oder *Nausch* aufgeführt.<sup>69</sup> Liegt hier lediglich ein Schreibfehler vor? Eine Antwort auf diese Frage fällt zunächst nicht leicht, zumal wir bislang über kein wirklich zuverlässiges Vergleichsmaterial verfügen, das es uns erlauben würde, die korrekte Form des Familiennamens zu ermitteln. Immerhin lässt sich ein zeitgenössischer Parallelbeleg ins Feld führen: Im Russischen Staatlichen Historischen Archiv von Sankt Petersburg (RGIA) wird im Fond des Departements des Heroldsamtes des Senats ein

---

<sup>66</sup> Mit dem „Vaterländischen Krieg“ ist in der Regel der gescheiterte Russlandfeldzug Napoleons (1812) gemeint, der für die „Grande Armée“ bekanntlich in einem Desaster endete. Das besagte Moskauer Anwesen steht übrigens in einer unmittelbaren Beziehung zu Bonapartes „Campagne de Russie“: Das im Jahr 1799 von einem Architekten namens Kusjelnikov erbaute Haus wurde 1812 von einem gewissen Batašew für sich und seine Familie käuflich erworben. Als der französische Offizier (und Schwager Napoleons) Joachim Murat (1767–1815), der die Grande Armée befehligte, 1812 mit der Avantgarde nach Moskau kam, wählte er das Anwesen als Residenz. Am Rande sei bemerkt, dass sich auch der Pariser Elysée-Palast von 1805 bis 1808 in Murats Besitz befand.

<sup>67</sup> Wobei es sich bei diesem Domizil um eine Moskauer „Stadtwohnung“ des ansonsten eindeutig dem Raum Korčeva zuzuweisenden Gutsbesitzers Theophil Karass gehandelt haben dürfte. Eine vergleichbare „Mobilität“ ist, um nur ein weiteres Beispiel anzuführen, im Fall des Generalleutnants Vasilij Dmitrievič Ilovajskij (1785–1860) zu beobachten. Hierzu siehe wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 225 u. ö. Ebd., S. 236 (m. Anm. 50) finden sich darüber hinaus Hinweise zu Schweizer Käsern aus dem verwandtschaftlichen Umfeld der in diesem Beitrag behandelten Familie Wittwer, die in den Diensten der Fürsten Golitzyn (auch: Golicyn/Galitzin) nachweisbar sind. Eine etwaige verwandtschaftliche Beziehung dieser Dienstherren zu Fürst Lev Golizyn wäre eingehender zu untersuchen.

<sup>68</sup> Hierzu siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 255 f.; zur Moskauer Peter-und-Paulkirche siehe ebd., S. 244 f., Anm. 84 (m. Lit.).

<sup>69</sup> Dies die beiden möglichen Lesarten, die Michael Katin-Yartsev im Rahmen seiner vor Ort durchgeführten Autopsie erwogen hat. Zu Elisabeth Reuss (!) und ihrem Verwandtenkreis siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 255 f., Anm. 131.



Dossier aufbewahrt, das Dokumente zur Familie Karass aus den Jahren 1840 bis 1854 umfasst.<sup>70</sup> In dieser wiederum relativ umfangreichen Akte findet sich einmal mehr eine Kopie der hier zur Diskussion stehenden Heiratsurkunde, wobei die Überlieferung die Lesart *Nausch* nahelegt.<sup>71</sup> Da die beiden erwähnten Adelsakten keine eindeutige Bestimmung der Namensform erlauben, liegt es nahe, die ältere Überlieferungsschicht – will heißen: die Kirchenbucheinträge, die für die hier zur Diskussion stehenden Ehescheine als Vorlage dienten – einer genaueren Überprüfung zu unterziehen. Den Moskauer Kirchenregistern ist nun zu entnehmen, dass sich am 29. April 1834 der zu jenem Zeitpunkt 33 Jahre alte Witwer Feofil Karass und die vierundzwanzigjährige Emilia Reingard (!) in der römisch-katholischen St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau das Jawort gaben.<sup>72</sup> Im Kontext dieses Eintrags wird die Braut als Tochter des Hofrats Christian Reingard (!) und der Elisabeth *Naum* aufgeführt.<sup>73</sup> Ob wir nun in diesem Dokument wirklich die gesuchte authentische Namensform fassen, bleibt letztlich wiederum offen. Fest steht jedenfalls, dass weder die Adelsakten aus Moskau und Sankt Petersburg noch der soeben ins Feld geführte Eheeintrag eine zweifelsfreie Gleichsetzung von Philipp Christian Reinhard's zweiter Ehefrau mit der aus einer Tübinger Gelehrtdynastie stammenden Elisabeth Reuss erlauben.<sup>74</sup>

Wesentlich aussichtsreicher gestaltet sich die Ausgangslage hinsichtlich der ersten Ehefrau des Moskauer Philosophieprofessors Philipp Christian Reinhard, Karoline Luise Büsch, die im Jahr 1770 als Tochter des bekannten Hamburger Volkswirtes und Publizisten Johann Georg Büsch (1728–1800) zur Welt gekommen und im Jahr 1804 nach der Geburt des Sohnes Michael Ludwig August Reinhard (kurz: Ludwig bzw. Louis) in Moskau verstorben war.<sup>75</sup> Eine schriftliche Anfrage beim Archiv des Evangelisch-Lutherischen Kirchenkreises Hamburg-West/Südholstein in Pinneberg förderte zunächst zwar weder im Namensregister noch im Original-Kirchenbuch einen Eheeintrag zutage, doch zeitigte die Durchsicht des Kopiebandes (Zweitschrift des Trauregisters) folgendes Resultat: Vermutlich in Form eines Nachtrags wurde unter der laufenden

<sup>70</sup> Signatur: F. 1343, Op. 23, D. 1329.

<sup>71</sup> Ebd., Bl. 43b. Weder Anastasia Tikhonova (Smolensk), die dankenswerterweise weder Kosten noch Mühen gescheut hat, mir Kopien des in Sankt Petersburg aufbewahrten Originaldokuments zu beschaffen und darüber hinaus eine Transkription des Wortlauts anzufertigen, noch Birgit Schüler (Ebringen), die die Abschrift nochmals einer Durchsicht unterzogen hat, kamen im Rahmen ihrer Beschäftigung mit dem besagten Schriftstück zu einem eindeutigen Resultat. Birgit Schüler zufolge könnte es sich um eine Mischung aus Deutsch und Russisch handeln, wobei grundsätzlich auch mit einer verderbten Schreibweise zu rechnen sein wird.

<sup>72</sup> Briefliche Mitteilung des Staatlichen Historischen Archivs Belarus (Minsk) vom 14.7.2014 (mit Quellenangabe: F. 1781, op. 36, d. 315, Seite 12 [Rückseite] f.). Die Namensform *Reingard* entspricht *Reinhard*.

<sup>73</sup> Zum im Russischen gängigen *Reingard*, das dem deutschen *Reinhard* entspricht, siehe bereits die vorausgehende Anm.

<sup>74</sup> Diese war, wie bereits an früherer Stelle dargelegt wurde, eine Tochter des Tübinger Professors Christian Friedrich Reuss (1745–1813) und der Rosina Dorothea geb. Oetinger (1752–1814). Siehe wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 255 f., Anm. 131. Weiter: WOLFGANG ALBERT HERZOG, Carl Philipp Diez, Christian Friedrich Reuß, Georg Carl Ludwig Sigwart und ihre Tätigkeit in Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Gerichtlichen Medizin in Tübingen, Diss. med., Tübingen 1974, bes. S. 33 ff. u. ö.

<sup>75</sup> Hierzu siehe wieder BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 255 f., Anm. 131. Zum genauen Todesdatum Karoline Luises ließen sich bislang keine offiziellen amtlichen Unterlagen auffinden. Einem am 24.9./6.10.1804 in Moskau entstandenen Brief Philipp Christian Reinhard's an seinen Bruder Karl Friedrich (1761–1837), dessen Abschrift/Regest sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (cod. hist. quart. 691/Nachlass Wilhelm Lang [1832–1915]) erhalten hat und in dem vom Ableben der Gattin die Rede ist, lässt sich immerhin ein *terminus ante quem* entnehmen. Für die bereitwillig gewährte Einsichtnahme in die entsprechende Transkription sowie in seinen bislang leider ungedruckt gebliebenen Beitrag „Philipp Christian Reinhard in Moskau“, hier S. 4 f., danke ich an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Axel Kuhn (Leonberg).

Nummer 134 a für die Kirchengemeinde der Hauptkirche St. Trinitatis in Altona vermerkt, dass am 26. Oktober 1803 *der Herr Professor Reinhard, Bruder des französischen Gesandten in Hamburg demois. Louisa Carolina Büsch* zur Frau genommen hatte.<sup>76</sup> Der im Spätherbst 1812 durch den tragischen Tod seiner Eltern früh verwaiste Sohn Ludwig/Louis Reinhard sollte in den Folgejahren in die diplomatischen Fußstapfen seines einflussreichen Onkels Karl Friedrich Reinhard treten.<sup>77</sup> Zunächst bei seiner in Sankt Petersburg wohnhaften Tante Wilhelmine Sillem (1772–1852)<sup>78</sup> untergekommen, lebte das Kind seit dem Jahr 1815 bei seiner Hamburger Tante Friederike Poel (1768–1821),<sup>79</sup> ist dann in Göttingen als Student nachweisbar und beendete seine Studien schließlich im Jahr 1824 in Berlin, worauf er auf Wunsch und durch die Vermittlung seines Onkels Karl Friedrich in württembergische Dienste eintrat. Da sich Ludwig in Schwaben fremd gefühlt zu haben scheint, wechselte er vom sogenannten inneren Staatsdienst in den äußeren und arbeitete in der Folgezeit zunächst bei der Gesandtschaft in Frankfurt a. M., dann in Den Haag und Berlin. Seine diplomatische Laufbahn beendete Ludwig Reinhard in den Jahren von 1850 bis 1866 als Gesandter beim Frankfurter Bundestag. Während dieser letzten Phase – genauer: mit Datum vom 7. Mai 1855 – fassten der Diplomat und seine Frau den Entschluss, ein gemeinschaftliches Testament aufzusetzen, das sich als Teil der in Frankfurt aufbewahrten Nachlassakte erhalten hat.<sup>80</sup> Diesem Dossier ist zu entnehmen, dass Reinhard's Gattin, die zur Universalerbin Ludwigs eingesetzte Marie von Reinhard, mit Charlotte Amalie Bertha Marie von Reinhard geb. von Reuss identisch war, die am 16. November 1816 in Moskau als Tochter des seit 1804 dort

<sup>76</sup> Zitiert nach der Abschrift aus dem sogenannten Trauregister, die mir Frau Sonja Annacker (Pinneberg/Schleswig-Holstein) im Dezember 2015 hat zukommen lassen. Die Abkürzung *demois.* steht wohl für frz. *demoiselle* und bedeutet „Fräulein“. Mit dem *französischen Gesandten in Hamburg* ist Karl Friedrich Reinhard gemeint. Ebd. findet sich übrigens noch der Hinweis *Conc. zur Hausc. den 8. Oktob. 1803*, was sich auf die Konzession (Erlaubnis) zur häuslichen Eheschließung bezieht. Wie mir Frau Prof. Dr. Almut Spalding (Jacksonville/Illinois), eine ausgewiesene Kennerin der einschlägigen Hamburger Archivbestände, am 23.11.2015 brieflich mitteilte, ist davon auszugehen, dass die besagte Hochzeit in Neumühlen, auf dem berühmten Landsitz der Hamburger Kaufmannsfamilie Sieveking, stattfand, wo sich am 12.10.1796 bereits Philipp Christians Bruder Karl Friedrich und Christine (eigentlich Christina Friederica) Reimarus (1771–1815), eine Tochter des Hamburger Arztes Johann Albert Hinrich Reimarus (1729–1814) und damit eine Enkelin des auch und vor allem durch die Lessing-Forschung („Fragmentenstreit“, „Nathan der Weise“) bekannt gewordenen Philologen und Philosophen Hermann Samuel Reimarus (1694–1768), das Jawort gegeben hatten. Nachweis: Pinneberg, Ev.-Luth. Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein, Hauptkirche St. Trinitatis, Altona, Trauregister, Jg. 1796, S. 364, Nr. 118 a (mit Zusatzbemerkung: *Conc. zur Hausc. den 4. Octb. 1796*). Der Taufeintrag von Christine Reimarus (25.2.1771) findet sich gemäß brieflicher Auskunft von Frau Prof. Dr. Almut Spalding vom 23.11.2015 in: Hamburg, Staatsarchiv, Taufbuch St. Nicolai 1731–1780 (= Bestand 512-3 St. Nikolai, Signatur VIII 4 H), S. 444. Zum kulturellen Umfeld siehe neuerdings wieder ALMUT SPALDING, *Elise Reimarus (1735–1805). The Muse of Hamburg. A Woman of the German Enlightenment*, Würzburg 2005, passim.

<sup>77</sup> Zum Folgenden siehe die Hinweise in: Goethe und Reinhard. Briefwechsel in den Jahren 1807–1832. Mit einer Vorrede des Kanzlers Friedrich von Müller, Wiesbaden 1957, S. 590.

<sup>78</sup> Wilhelmine Büsch, eine Tochter des Johann Georg Büsch und damit eine Schwester von Philipp Christian Reinhard's erster Frau Karoline Luise Büsch. Wilhelmine hatte im Jahr 1795 den Kaufmann Hieronymus/Jérôme Sillem (1768–1833) geheiratet. Hierzu siehe wieder BÄRMANN, *Wiener Klassik* (wie Anm. 1), S. 256 f., Anm. 132.

<sup>79</sup> Friederike Elisabeth Büsch, eine Tochter des Johann Georg Büsch und damit eine Schwester von Philipp Christian Reinhard's erster Frau Karoline Luise Büsch. Friederike war seit dem Jahr 1787 die Ehefrau des bekannten Diplomaten und Publizisten Pi[e]ter Poel (1760–1837). Siehe wieder BÄRMANN, *Wiener Klassik* (wie Anm. 1), S. 256 f., Anm. 132. Weiter: W[ilhelm] Sillem, Art. ‚Poel, Piter‘, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 53, Leipzig 1907, S. 87–93, hier S. 91 f.

<sup>80</sup> Original: Frankfurt, Institut für Stadtgeschichte, Nachlassakte 1866/429.



Abb. 1: Karl-Friedrich Reinhard (1761–1837), von Johann Joseph Schmeller (1794–1841) im Auftrag Johann Wolfgang von Goethes angefertigte Kreidezeichnung aus dem Jahr 1829. Vorlage: Klassik Stiftung Weimar, Bestand Museen, Inventar-Nr. KHZ/AK 1196.

u. a. als Professor für Chemie lehrenden Ferdinand Friedrich von Reuss (1778–1852) und der Elisabeth Henriette von Keresturi (1788–1855) zur Welt gekommen war.<sup>81</sup> Lässt sich Ludwig Reinhard mit gutem Grund als Protegé seines in Politik, Kultur und Gesellschaft hochgradig vernetzten Onkels Karl Friedrich Reinhard charakterisieren,<sup>82</sup> so findet die aktive Förderung, die der einflussreiche Graf seinem früh verwaisten Neffen angedeihen ließ, eine möglicherweise konsequente Fortsetzung in der Fürsorge für den Diplomaten Ludwig Reinhard für Nikolaus (russ.: Nicolai) Peter Philomen von Karass, einen 1836 in Moskau geborenen Sohn des Ehepaares Theophil von Karass und Emilie Reinhard, die wir bereits als Tochter des Moskauer Philosophieprofessors Philipp Christian Reinhard (aus zweiter Ehe) kennen gelernt haben.<sup>83</sup> Allerdings: Letzterer schlug interessanterweise gerade nicht die diplomatische Laufbahn ein, sondern absolvierte eine, so scheint es zumindest, durchaus erfolgreiche Offizierskarriere in königlich württembergi-

<sup>81</sup> Hierzu siehe bereits BÄRMANN, Wiener Klassik (wie Anm. 1), S. 255 f., Anm. 131 (m. Lit.). Elisabeth Henriette von Keresturi war eine Tochter des ursprünglich aus Ungarn stammenden Professors Franz von Keresturi. Wann und wo Elisabeth Henriette starb, muss vorläufig offenbleiben. Eine briefliche Anfrage beim Frankfurter Institut für Stadtgeschichte führte zu dem Resultat, dass dort keine entsprechende Nachlassakte aufbewahrt wird (briefliche Auskunft vom 20.3.2014).

<sup>82</sup> Noch 1836, also ein Jahr vor seinem Ableben, erwähnt Karl Friedrich Reinhard seinen Schützling in einem Brief, der am 13.5.1836 in der französischen Hauptstadt entstand und an den Historiker und Numismatiker Karl Ludwig Grotefend (1807–1874, übrigens ein Sohn des Philologen Georg Friedrich Grotefend [1775–1853] und zugleich der Vater des Archivars und Historikers Hermann Grotefend [1845–1931]) gerichtet ist, wobei sogar von einem für Anfang Juni geplanten Besuch bei seinem *Vetter* in Frankfurt die Rede ist. Original: Hannover, Stadtarchiv, Autographen Slg Culemann Nr. 1824. Nachweis: JEAN DELINIÈRE, Karl Friedrich Reinhard. Ein deutscher Aufklärer im Dienste Frankreichs (1761–1837) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 110), Stuttgart 1989, S. XV, wobei der ebd. platzierte Hinweis auf das Kestner-Museum in Hannover nicht mehr aktuell ist und sich der Nachweis des Schreibens an Grotefend hinter den Angaben „Dr. C. L. (1836)“ (ebd.) verbirgt. Zu einzelnen Mitgliedern der Familie Grotefend siehe etwa DIETZ OTTO EDZARD, Art. ‚Grotefend, Georg Friedrich‘, in: NDB, Bd. 7, Berlin 1966, S. 164 f.; THEODOR ULRICH, Art. ‚Grotefend, Ernst Heinrich Hermann‘, in: ebd., S. 165 f. (jew. m. Lit.). Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass im besagten Stadtarchiv zwei weitere Briefe Karl Friedrich Reinhardts aufbewahrt werden, die an den französischen Außenminister Charles Maurice de Talleyrand (Autographen Slg Harrys Nr. 4329; Jahr: 1802) sowie an den Präfekten des Départements Oker (Königreich Westfalen) Friedrich Christian Ludwig Henneberg (Autographen Slg Harrys Nr. 4330; Jahr: 1811) gerichtet sind.

<sup>83</sup> Hierzu siehe bereits oben, S. 160 f.



Abb. 2: Ludwig von Reinhard. Vorlage: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, S7P/11598.

amtierte Karass in den Jahren von 1891 bis 1905 außerdem als Königlicher Badekommissär in Wildbad im Schwarzwald (östlich von Baden-Baden), wo er sich um die Hebung des Badewesens Verdienste erwarb.<sup>87</sup> Nicht lange nach dem Ende seiner Amtszeit, am 15. März 1906, segnete er in Stuttgart das Zeitliche und fand seine letzte Ruhestätte auf dem dortigen Pragfriedhof.<sup>88</sup>

schen Diensten.<sup>84</sup> Dass die einzelnen Schritte dieser Laufbahn ausgerechnet in Deutschland und damit weitab von der Heimat des Offiziers erfolgten, lässt sich auch und vor allem den militärischen Personalunterlagen entnehmen, die heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrt werden.<sup>85</sup> Die in dem entsprechenden Dossier überlieferten Einträge belegen die Beförderung des 1853 in die Kriegsschule zu Ludwigsburg (nördlich von Stuttgart) aufgenommenen Nikolaus von Karass zum Leutnant (1855), Oberleutnant (1859), Rittmeister (1867), Major (1876), Oberstleutnant (1883) und Oberst (1887) und vermerken für den 11. Januar 1884 gar die Ernennung des Offiziers zum Kommandeur des 1. Württembergischen Dragoner-Regiments („Königin Olga“ Nr. 25/„Die weißen Dragoner“). Im Jahr 1888 wurde Nikolaus zwar der Abschied *mit Pension* und mit der Erlaubnis zum Tragen der Regimentsuniform bewilligt, doch erhielt der angeblich sehr umgängliche und beliebte<sup>86</sup> Offizier mit Datum vom 24. Februar 1896 noch den „Charakter“ eines Generalmajors verliehen. Als Pensionär

<sup>84</sup> Einzelheiten hierzu bietet bereits SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 121 f., der ebd., S. 121, zu Beginn seiner biografischen Skizze darauf hinweist, dass Nikolaus/Nicolai *als Knabe nach Württemberg kam, wo die Gattin seines Mutterbruders, des Staatsrates v. Reinhard, lebte*. Wann genau der junge Karass Russland verließ, konnte bislang leider nicht ermittelt werden. Da Nikolaus gemäß *Personal-Bogen* am 29.10.1853 (hierzu siehe die folgende Anm.) in die königlich württembergische Kriegsschule eintrat und gemäß ebd. der Vater Theophil bereits am 12.2.1848 in St. Petersburg verstorben war, die Mutter Emilia aber noch bis zum 17. Oktober 1857 in Moskau lebte, liegt der Schluss nahe, dass sich dem Halbweisen im Umfeld der in Württemberg lebenden Verwandtschaft möglicherweise Karrierechancen boten, die dem zukünftigen Offizier aus nicht näher bekannten Gründen im Zarenreich wohl eher verwehrt blieben.

<sup>85</sup> Original: Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, M 430/1 Bü 1331. Das Dossier umfasst insgesamt drei Exemplare eines „Personal-Bogens“, wobei der dritte Bogen auf der ersten Seite mit dem Vermerk *Abschrift!* versehen wurde. Zu den charakterlichen Eigenschaften siehe wieder SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 121 f.

<sup>86</sup> Hierzu siehe auch OTTO BACH, Wildbad. Chronik 1345–1967, Wildbad 1967, S. 29, sowie bereits SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 122.

<sup>88</sup> Gemäß brieflicher Auskunft von Frau Doris Weber vom Garten-, Friedhofs- und Forstamt Stuttgart (28.9.2012) existiert die besagte Grabstätte nicht mehr. Die einstige Lage wurde (ebd.) mit den Angaben „Abt. 005 Reihe 20 Grabstätte 23/24“ ausgewiesen. Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, dass sich in den Beständen des Staatsarchivs Ludwigsburg eine umfangreiche Nachlassakte zu Nikolaus von Karass erhalten hat. Original:

Die der Karassschen Personalakte deutlich ablesbaren beruflichen Ambitionen finden ihre Entsprechung in der „Heirats- und Familienpolitik“ des Offiziers, führte Nikolaus doch im Sommer 1879 in Stuttgart Frida Minna Sophie, eine im Jahr 1858 geborene Tochter des württembergischen Generalmajors Graf Ludwig Ernst Karl Kasimir Hermann August zur Lippe-Falkenflucht bzw. zur Lippe-Biesterfeld (1830–1896) und der Auguste Mathilde Ernestine von der Lancken (1835–1919), zum Traualtar.<sup>89</sup> Dieser Ehe entsprossen drei Töchter, Maria, Elsa Gertrud und Elisabeth Hildegard,<sup>90</sup> von denen vor allem die am 9. September 1880 in Ludwigsburg geborene Maria („Maja“, eigentlich: Mathilda Henriette Maria) von Karass (gest. 1945) durch ihre Verbindung (seit 1902) mit Graf Roderich Deodat Wilhelm Albert Eduard von Oriola (1860–1911) eine gewisse Bekanntheit erreicht hat.<sup>91</sup> Nach Roderichs Ableben ging Maria noch zwei weitere Ehen ein: Im April 1914 heiratete sie in Berlin Axel Leberecht Wichard Johannes Graf von Königs-

---

Ludwigsburg, Staatsarchiv, FL 312/135 I Bü 53. Eine Nachlassakte zu Frida Minna Sophie von Karass, der Witwe des Offiziers (zu ihr siehe die folgenden Ausführungen), ließ sich gemäß brieflicher Mitteilung des besagten Archivs vom 8.1.2014 nicht ermitteln. Eine solche Verlassenschaftsakte lagert möglicherweise im Raum Breslau, verstarb Frida Minna Sophie doch im Jahr 1938 im schlesischen Olbendorf (zu dieser Lokalität siehe die folgenden Ausführungen). Nachweis: Ludwigsburg, Stadtarchiv, Eheregister 1879, Nr. 44, hier von Amts wegen nachgetragener Randvermerk zum Eheeintrag betr. Nikolaus von Karass/Gräfin Frida zur Lippe-Biesterfeld vom 8.7.1879.

<sup>89</sup> Hierzu siehe wieder SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 122, der allerdings ein falsches Trauungsdatum (3.6.1875) angibt. Aus dem Eheregister der evangelischen Gemeinde der Ludwigsburger Garnison (Zeitraum: 1869–1897; Nachweis: Stuttgart, Landeskirchliches Archiv), hier S. 184, ergibt sich, dass die Eheschließung am 8.7.1879 in Ludwigsburg erfolgte. Der die Braut (geb. 29.10.1858) betreffende Taufeintrag (Taufdatum: 30.11.1858) findet sich in den Taufregistern der Ludwigsburger Garnison (Nachweis: Stuttgart, Landeskirchliches Archiv, KB 138, Bd. 4, S. 143, Nr. 35, wobei als *Tauf-Namen des Kindes Frida Minna Sophie* erscheinen und der Vater als *Graf zur Lippe=Bisterfeld* bezeichnet wird, eine Namensform, die sich bei dessen Großvater, Ludwig Graf zur Lippe-Biesterfeld [1743–1794], findet, welcher mit Christine Elisabeth Kellner, Gräfin von Falkenflucht [1765–1794], verheiratet war. Die gleiche Namensform findet sich übrigens auch im soeben ins Feld geführten Eheeintrag). Einführende Literatur zur Familie zur Lippe: MARTIN SAGEBIEL, Art. ‚Lippe, zur‘, in: NDB, Bd. 14, Berlin 1985, S. 651–654, hier bes. S. 653. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass der besagte Schwiegervater des Nikolaus von Karass von 1876 bis 1883 als Regimentskommandeur nachweisbar ist. Ihm unterstand das Ulanen-Regiment Nr. 20 (= Ulanen-Regiment „König Wilhelm I.“/2. Württembergisches). Die Existenz eines Ehevertrages zwischen Nikolaus von Karass und Frida Minna Sophie zur Lippe-Falkenflucht lässt sich der Archivalie Ludwigsburg, Stadtarchiv, Bestand L 5, K 1287 (briefliche Mitteilung von Frau Regina Witzmann/Stadtarchiv Ludwigsburg vom 7.1.2014), entnehmen. Die betreffende Archivalie (*Ehe= und Erbvertrag* vom 24.5.1880) ist heute Bestandteil der 1906 gefertigten Nachlassakte Ludwigsburg, Staatsarchiv, FL 312/135 I Bü 53 (wie Anm. 87), in der sich u. a. auch ein am 22. Oktober 1879 gefertigtes umfangreiches *Privat=Beibringungs=Inventar* befindet.

<sup>90</sup> Die Namensformen gemäß Familienregister-Einträgen in: Ludwigsburg, Stadtarchiv, Familienregister Bd. 6/ Nr. 141 (= Karass). Hierzu vgl. die z. T. leicht abweichenden Angaben bei SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 122. Zu Maria von Karass siehe das Folgende. Für Elsa Gertrud ist der 17.11.1881, für Elisabeth Hildegard hingegen der 27.4.1886 im Familienregister eingetragen, wobei sich für Letztere ebd. der 17.4.1893 als Sterbedatum eingetragen findet. Wiederum im Stadtarchiv Ludwigsburg hat sich im Bestand Inventuren und Teilungen (= L 5) ein Aktenheft (K 1684) erhalten, das die Verlassenschaft der 1893 verstorbenen Elisabeth Hildegard von Karass betrifft.

<sup>91</sup> Hierzu siehe wieder SCHÖN, Adelsgeschlecht (wie Anm. 57), S. 122. Zu Roderichs familiengeschichtlichem Hintergrund siehe immer noch JOHANNES WERNER, Maxe von Arnim. Tochter Bettinas / Gräfin von Oriola. 1818–1894. Ein Lebens- und Zeitbild aus alten Quellen geschöpft, Leipzig 1937, S. 298. Graf Roderich war über seine Mutter, die bekannte Berliner „Salonnière“ Maximiliane (Maxe) von Arnim, die 1853 Eduard Lobo da Silveira (1809–1862), Graf von Oriola, geheiratet hatte, ein Enkel des Ehepaars (seit 1811) Achim von Arnim (1781–1831) und Bettina Brentano (1785–1859, eine Enkelin der Dichterin Sophie La Roche [1731–

marck (1876–1914) und im Mai 1921 schließlich im schlesischen Olbendorf (poln. Gnojna, Kreis Strehlen/poln. Strzelin, bei Wrocław/Breslau) Otto Hans Georg Wilhelm Graf von Königsmarck (1872–1934), den älteren Bruder ihres am 19. November 1914 in Russland gefallenen zweiten Ehegatten.<sup>92</sup>

Worin bestand nun aber die Fürsorge, welche die Familie Reinhard ihrem aus dem alten Zarenreich ins Königreich Württemberg „repatriierten“ Verwandten angedeihen ließ?<sup>93</sup> Eine von Amts wegen vorgenommene Notiz im Ludwigsburger Familienregister belegt zunächst, dass Nikolaus von Karass (*laut Vertrags vom 12. Okt. 1886!*) ein Adoptivsohn der Witwe Reinhard war.<sup>94</sup> In zeitlicher Hinsicht wesentlich weiter zurück führen sodann biografische Spuren, die zeigen, dass sich die Wege des Diplomaten und des Offiziersanwärters bereits relativ früh gekreuzt haben müssen. So führt etwa ein auf den ersten Blick eher unscheinbarer Hinweis in einem Inventar des Jahres 1879, in welchem Nikolaus von Karass als *Bürger in Hirschlanden, Oberamts Leonberg* (heute ein Ortsteil der Stadt Ditzingen unweit von Stuttgart und damit zugleich nahe jener Ludwigsburger Kriegsschule, die Nikolaus ab 1853 besuchte) bezeichnet wird,<sup>95</sup> in die unmittelbare Nähe der Familie Reinhard: Den Bürgerlisten der genannten Gemeinde ist zu entnehmen, dass der als *Legationsrath* bezeichnete Michael Ludwig Reinhard am 13. März 1841 als „ausserhalb des Gemeindebezirks wohnender Gemeindebürger“ das Bürgerrecht in Hirschlanden erhielt.<sup>96</sup> Viele Jahre später, am 19. Juni 1855, erhielt dann auch Nikolaus Karass, der als Neffe und Pflebling Reinhardts bezeichnet wird, das dortige Bürgerrecht.<sup>97</sup> Amtliche Vorgänge dieser Art legen

---

1807] sowie eine Schwester Clemens Brentanos [1778–1842], der zusammen mit Achim von Arnim die Epoche machende Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben hatte).

<sup>92</sup> Siehe MICHEL HUBERTY u. a., *L'Allemagne dynastique*, Bd. 7: Oldenbourg. Familles alliés H-L, Le Perreux-sur-Marne 1994, S. 578 f. Die beiden genannten Brüder waren Söhne des Grafen Otto Wilhelm von Königsmarck (1840–1879) sowie der Gräfin Karoline Clara Emilie Erdmuth Pückler (1852–1922, übrigens eine entfernte Verwandte des durch seine „Parkomanie“ berühmt gewordenen Gartenkünstlers und Reiseschriftstellers Fürst Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau [1785–1871]) und somit Enkel des Grafen Hans Ludwig Otto von Königsmarck (1815–1889), der von 1869 bis 1873 als Oberpräsident der preußischen Provinz Posen amtiert und im Jahr 1873 als preußischer Landwirtschaftsminister fungiert hatte. Eine ganze Reihe wertvoller Informationen zu den soeben erwähnten Eheschließungen erhielt ich von Herrn Lupold von Lehsten (Bensheim, Institut für Personengeschichte), dem ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank abstellen möchte. Einführende Literatur: KARLHEINZ BLASCHKE u. a., Art. „Königsmarck, Grafen v.“, in: NDB, Bd. 12, Berlin 1980, S. 359–362, hier S. 359. Zu ergänzen wäre noch, dass es sich bei den besagten Personen um entfernte Verwandte jener Gräfin Maria Aurora von Königsmarck (1662–1728) handelt, die als Mätresse Augusts des Starken (1670–1733) bzw. als Mutter des „Maréchal de Saxe“ Moritz von Sachsen (1696–1750, bekanntlich der Urgroßvater der französischen Schriftstellerin George Sand [1804–1876]) Berühmtheit erlangte. Siehe etwa KATJA DOUBEK, *August der Starke* (rowohlts monographien, Bd. 50688), Reinbek 2011, passim.

<sup>93</sup> Zur Übersiedlung des jungen Nikolaus von Karass *nach Württemberg, wo die Gattin seines Mutterbruders, des Staatsrates v. Reinhard, lebte*, was auf bereits in den 1850er Jahren bestehende persönliche Beziehungen schließen lässt, siehe bereits oben, Anm. 84.

<sup>94</sup> Nachweis: Ludwigsburg, Stadtarchiv, Familienregister Bd. 6/Nr. 141 (= Karass). Ebd. wurde darüber hinaus vermerkt, dass das Ludwigsburger Amtsgericht den genannten Vertrag am 25.10.1886 bestätigt hatte. Charlotte Amalie Bertha Marie von Reinhard geb. von Reuss scheint somit 1886 noch gelebt zu haben. Zum Verbleib des *Vertrags vom 12. Okt. 1886* ließen sich bislang keine näheren Informationen beibringen.

<sup>95</sup> Es handelt sich hierbei um das bereits oben, Anm. 89, erwähnte *Privat=Beibringungs=Inventar* vom 22. Oktober 1879, hier fol. 1r.

<sup>96</sup> So die entsprechende briefliche Auskunft von Herrn Dr. Herbert Hoffmann (Stadt Ditzingen) vom 25.10.2012.

<sup>97</sup> Ebd. Wie mir Herr Dr. Hoffmann darüber hinaus mitteilte, existiert zu diesem Einbürgerungsvorgang ein schmales Dossier, in dem sich u. a. ein am 24.5.1855 in Frankfurt von Ludwig von Reinhard ausgestelltes *Vermögenszeugniß* erhalten hat. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass im Zusammen-

den Verdacht nahe, dass der junge Nikolaus nach seiner Übersiedlung nach Württemberg in der Obhut seiner nächsten Verwandten lebte und sehr wahrscheinlich auch im gleichen sozialen Umfeld anzusiedeln sein dürfte, was seiner erfolgreichen militärischen Laufbahn zumindest nicht hinderlich gewesen sein wird. Bedauerlicherweise geben die amtlichen Dokumente an keiner einzigen Stelle zu erkennen, wo die zahlreichen inzwischen als verschollen geltenden Unterlagen aus dem Besitz der Familie Karass geblieben sind, die der aus Tuttlingen stammende Schriftsteller, Journalist, Redakteur und Politiker Wilhelm Lang (1832–1915) für seine umfangreichen Recherchen zu Leben und Wirken Karl Friedrich Reinhardts noch persönlich konsultieren und exzerpieren konnte.<sup>98</sup>

### 3. Genealogisches: Johann Ulrich König (1688–1744)

Wie im Rahmen unserer bisherigen Ausführungen bereits deutlich geworden sein dürfte, führte die im Februar 1880 in Moskau geschlossene Ehe zwischen dem 1850 geborenen Gebel-Enkel Alexander Wittwer und der 1846 geborenen Maria Elisabetha Gawriella Karass<sup>99</sup> unter genealogischen Gesichtspunkten betrachtet „Ahnenlinien“ zusammen, die disparater nicht hätten sein können: Zu den musikalisch begabten Gebel-Vorfahren als ehemaligen preußischen Untertanen gesellten sich die aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich aus dem ungarischen Raum stammenden adeligen Karass, die ihrerseits elsässische Persönlichkeiten zu ihren Ahnen zählten, gefolgt von den von nun an namengebenden Wittwer, deren überwiegend bäuerliche Wurzeln im Kanton Bern zu suchen sind. Eine besonders prominente Position in diesem etwas kurios anmutenden familiengeschichtlichen Gefüge nehmen sodann die aus dem Schwäbischen stammenden Reinhard ein, die weniger durch den vom akademischen Milieu Deutschlands geprägten Moskau-

---

hang mit den Einbürgerungen Ludwigs und seines Neffen Nikolaus eine am 28.10.1828 in Russland geborene Elisabetha Constantina von Scholz Erwähnung findet, die als Lehrerin der Mädchenanstalt der in Basel ansässigen „Basler Mission“ bezeichnet wird und im Jahr 1859 das Bürgerrecht in Hirschlanden erhielt. Ob das Auftreten Elisabetha Constantinas mit persönlichen Beziehungen zu Reinhard bzw. zu Karass zu tun hat, ließ sich bislang nicht klären. Die genannte Person dürfte mit einer Constantia/Constantina Schol(t)z identisch sein, die am 2.10.1828 (sic!) im südrussischen Poltawa (vermutlich das heutige Poltawa in der Ukraine) als ältestes Kind des preußischen Untertanen Friedrich Scholtz und der Anna Rosalie geb. Höpfner das Licht der Welt erblickte, 1840/41 beide Elternteile verlor, anschließend in einem Stift und an der Universität von Charkow ihre Ausbildung absolvierte, nach verschiedenen Tätigkeiten als Erzieherin Russland in Richtung Westeuropa verließ, von 1858 bis 1880 als Hausmutter des Mädchenhauses der Basler Mission amtierte und am 17.1.1911 das Zeitliche segnete. Auch die im Sommer 2016 vorgenommene Durchsicht der im Archiv des Evangelischen Missionswerks Basel lagernden Personalakte zu Constantia Scholz führte hinsichtlich einer möglichen persönlichen Verbindung zu Nikolaus von Karass zu keinerlei positivem Resultat. Literatur: [N. N.:] [Nachruf auf] Fräulein Constantia Scholtz. 1858–1880 Vorsteherin des Missionstöchternstituts in Basel, in: *Der evangelische Heidenbote* Jg. 84, Nr. 3 (März 1911), S. 22 ff.

<sup>98</sup> Siehe WILHELM LANG, *Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761–1837*, Bamberg 1896. Zu diesem Werk und zu weiteren Arbeiten Langs siehe etwa DELINIÈRE, *Karl Friedrich Reinhard* (wie Anm. 82), S. 2 f. Zu Langs Nachlass in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart siehe ebd., S. XVI; zu Langs weiteren Veröffentlichungen (betr. Karl Friedrich Reinhard) siehe ebd., S. XXI. Was die verschollenen Materialien aus dem Besitz der Familie Karass betrifft, stellt sich für mich die grundsätzliche Frage, ob es sich u. U. nicht lohnen würde, im Raum Breslau/Olbendorf, wo sich, wie bereits dargelegt wurde, sowohl Maria/Maja von Karass als auch deren Mutter, Frida Minna Sophie, nachweisen lassen, nach den gesuchten Unterlagen Ausschau zu halten.

<sup>99</sup> Siehe oben, Anm. 37.

er Philosophieprofessor Philipp Christian Reinhard als vielmehr durch dessen bis heute bekannt gebliebenen Bruder, den französischen Diplomaten Karl Friedrich Reinhard, in der deutschen und französischen Forschung mehr oder weniger präsent geblieben sind. Wer aber waren die Reinhard? Lässt sich ihr Herkommen näher bestimmen? Wie die folgenden Abschnitte zeigen werden, lohnt es sich durchaus, die genealogischen Spuren auch dieser Familie ein Stück weit aufzuhellen.

In den einleitenden Passagen seiner umfangreichen Monografie über Karl Friedrich Reinhard hat der französische Forscher Jean Delinière das familiengeschichtliche „Profil“ der Vorfahren des Diplomaten (und damit des Moskauer Philosophieprofessors Philipp Christian Reinhard) mit einigen grundlegenden Informationen zum historischen Hintergrund kurz umrissen und dabei vor allem die unmittelbare Herkunft beider Elternteile (sowohl der Reinhard als auch der Hiemer) aus dem geistlichen Milieu betont.<sup>100</sup> Während nun aber die mütterliche Linie – will heißen: die Gruppe der direkten Vorfahren der Katharina Felicitas Hiemer (1748–1786) – bis zurück zum Beginn des 17. Jahrhunderts ausschließlich durch Pfarrer repräsentiert wird,<sup>101</sup> entstammte Georg Christoph Reinhardt (1732–1800), also der Vater Karl Friedrichs und Philipp Christians, gerade nicht dem schwäbischen Klerus, sondern *einer bescheidenen Beamtenfamilie*.<sup>102</sup> Georg Christophs Vater Christoph Jakob Reinhardt (1687–1749) scheint als *schlichter Schreiber* tätig gewesen zu sein, dem immerhin der *Titel eines Expeditionsrates* verliehen wurde, und dessen Vater war seinerseits *Flickschuster, der sich 1693 durch seine mutige Haltung vor den Truppen Ludwigs XIV. ausgezeichnet hatte*.<sup>103</sup> Der hier vermittelte Eindruck, die Familie Reinhard habe sich über Generationen hinweg aus kleinen Verhältnissen in die höchsten gesellschaftlichen und politischen Kreise emporgearbeitet, verflüchtigt sich, sobald man sich (wie bereits im Fall der Hiemer) die mütterliche Seite vergegenwärtigt. Dies sei anhand der verwandtschaftlichen Beziehungen der Agnes Elisabeth König (1694–1770), der Großmutter Karl Friedrich Reinhardts, exemplarisch dargelegt. Die Ehefrau des in Stuttgart tätigen Christoph Jakob Reinhardt war eine Tochter des Albert (auch: Albrecht) Adam König, der im Jahr 1646 im elsässischen Lützelstein (La Petite-Pierre, nordwestlich von Strasbourg) das Licht der Welt erblickte und 1701 als Oberpfarrer im schwäbischen Esslingen das Zeitliche segnete.<sup>104</sup> Agnes Elisabeths älterer Bruder, Jo-

<sup>100</sup> Siehe DELINIÈRE, Karl Friedrich Reinhard (wie Anm. 82), S. 7.

<sup>101</sup> Katharina Felicitas (auch: Benedikte) Hiemer war eine Tochter des Eberhard Heinrich Hiemer (1711–1773), der als Pfarrer von Schorndorf und Superintendent amtierte, und der Marie Margarethe Wölfing (1717–1788), deren direkter Vorfahre Christoph Friedrich Wölfing (1685–1761) als Bürgermeister von Schorndorf bezeugt ist. Siehe etwa INA ULRIKE PAUL, Art. ‚Reinhard, Karl Friedrich (Charles-Frédéric)‘, in: NDB, Bd. 21, Berlin 2003, S. 355 ff., hier S. 355.

<sup>102</sup> DELINIÈRE, Karl Friedrich Reinhard (wie Anm. 82), S. 7, Anm. 2.

<sup>103</sup> Ebd. Gemäß ELSE R. GROSS, Karl Friedrich Reinhard. Ein Leben für Frankreich und Deutschland, in: Karl Friedrich Reinhard. 1761–1837. Ein Leben für Frankreich und Deutschland. Gedenkschrift zum 200. Geburtstag, hg. von DERS., Stuttgart 1961, S. 12–110, hier S. 12, handelte es sich bei dieser Person um den Schuhmacher, Gerichtsverwandten und Stadthauptmann Johann Christoph Reinhardt (1648–1724). Zu den voraufgehenden Generationen siehe ROLF BIDLINGMAIER, Die Ahnen des Dichters Wilhelm Waiblinger (Südwestdeutsche Ahnenlisten und Ahnentafeln, Bd. 2), Stuttgart 2000, S. 19 (Tafel 3); weiter: HANNS WOLFGANG RATH, Regina die schwäbische Geistesmutter. Reprint der 1. Aufl., Ludwigsburg/Leipzig 1927, neu bearb., erg. u. erw. durch HANSMARTIN DECKER-HAUFF, mit einem Vorw. von HANS WOLFGANG KRESS, Limburg an der Lahn 1981, passim.

<sup>104</sup> Als Ehefrau Königs ist Marie Elisabeth Datt (1653–1711), eine Schwester des bekannten Rechtshistorikers und Publizisten Johann Philipp Datt (1654–1722), der einer Esslinger Patrizierfamilie entstammte, bezeugt. Dessen 1698 in Ulm veröffentlichtes Werk ‚Volumen Rerum Germanicarum Novum, sive de pace imperii



hann Ulrich König, der im Jahr 1688 in Esslingen zur Welt gekommen war, verlor bereits als Zwölfjähriger beide Elternteile.<sup>105</sup> Als Vollwaise kam er nach Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte, studierte dann seit 1704 in Tübingen Philosophie und Theologie und erlangte dort im Jahr 1707 den Grad eines Bakkalaureus. Nach vergeblichen Bemühungen, am Wolfenbütteler Hof sowie in Hamburg eine Anstellung zu finden, bereiste er als Hofmeister eines Grafen Brabant und Flandern, bis er 1710 nach Hamburg zurückkehrte, wo er von bedeutenden Gönnern gefördert wurde und am dortigen Opernhaus eine leitende Stelle übernahm. Während seines Hamburger Aufenthaltes gründete er zusammen mit seinen Freunden Barthold Heinrich Brockes (1680–1747) und Michael Richey (1678–1747) im Jahr 1715 nach dem Vorbild der barocken Sprachgesellschaften die „Teutsch-übende Gesellschaft“. Im gleichen Jahr gab König zusammen mit Brockes dessen Übersetzung von Giambattista (auch: Giovan Battista) Marinos (1569–1625) „La strage degl’Innocenti“ („Verteutschter Bethlehemitischer Kindermord“) nebst Anmerkungen und einer Biografie des italienischen Barockdichters heraus. Für die Hamburger Bühne verfasste er darüber hinaus Texte für Opern, Singspiele, Pastoralen, Serenaden usw., die teilweise von namhaften Komponisten wie Reinhard Keiser (1674–1739), Johann Mattheson (1681–1764) und Georg Philipp Telemann (1681–1767) vertont wurden.<sup>106</sup> Im Jahr 1716 verließ König die Hansestadt wieder, um sich in der Folgezeit in Leipzig, Dresden und Weißenfels erneut um eine Anstellung zu bemühen. 1720 wurde er zum Geheimsekretär und Hofdichter Augusts des Starken in Dresden ernannt.<sup>107</sup> Am sächsischen Hof schloss er Freundschaft mit dem seit 1717 hier leben-

publica libri V“ beeinflusste bekanntlich Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) Drama „Götz von Berlichingen“ (1773). Einführende Literatur: OTTO BORST, Art. ‚Datt, Johann Philipp‘, in: NDB, Bd. 3, Berlin 1957, S. 521 f. (mit einem ebd., S. 521, platzierten Hinweis auf den nicht minder interessanten Dattschen Vorfahren Philipp Knippschild [1595–1657], der sich als Jurist und Rechtshistoriker einen Namen gemacht hat). Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass Albert Adam König ein Sohn jenes Geistlichen Sebastian König (1603–1675) war, der in der Forschungsliteratur zu Johann Michael Moscherosch (1601–1669) als enger Freund des Dichters erscheint. Ob und wie Sebastian Königs Gattin Anna Katharina mit Johann Michael Moscherosch (und damit auch mit dessen Bruder Quirin [1623–1675]) verwandt war, ließ sich bislang nicht eindeutig klären. Hierzu siehe etwa WILHELM KÜHLMANN / WALTER E. SCHÄFER, Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdegang J. M. Moscheroschs (1601–1669) (Philologische Studien und Quellen, Bd. 109), Berlin 1983, S. 135, Anm. 12; WALTER E. SCHÄFER, Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter, München 1982, S. 211, Anm. 97.

<sup>105</sup> Zum Folgenden siehe PETER HESSELMANN / RED., Art. ‚König, Johann Ulrich‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 6, Berlin/New York 2009, S. 553 ff.

<sup>106</sup> Hierzu siehe den Überblick bei STEFFEN VOSS (HELLMUTH CHRISTIAN WOLFF), Art. ‚König, Johann Ulrich von‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 10, Kassel u. a. 2003, Sp. 493–496, hier Sp. 494 f.

<sup>107</sup> Quelle: Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 378/01, Bl. 15r–16r (Dresden, 30.3.1720). Einzelheiten hierzu finden sich bei KERSTIN HELDT, Der vollkommene Regent. Studien zur panegyrischen Casualityrik am Beispiel des Dresdner Hofes Augusts des Starken (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext, Bd. 34), Tübingen 1997, S. 59 ff. (mit abweichenden Quellenangaben!). Zu Kurfürst August und seinem Hof siehe etwa KARL CZOK, August der Starke und seine Zeit. Kurfürst von Sachsen. König in Polen, Leipzig, 4., neu gestaltete u. erw. Aufl. 2004, hier S. 115 (zur Zugehörigkeit Königs zum so genannten Oberhofmarschallamt). Auch die ebd., S. 164 u. 166, beschriebenen Vorgänge im Kontext eines 1728 veranstalteten Schießwettbewerbs, an dem der damals sechzehnjährige preußische Kronprinz Friedrich (1712–1786, 1740–1786 als Friedrich II. [„der Große“] preußischer König) schlecht abschnitt, sind, was das dichterische Rahmenprogramm betrifft, im Zusammenhang mit Johann Ulrich Königs Aktivitäten als Hofdichter zu sehen, ohne dass dies bei Czok explizit zum Ausdruck käme! Die ebd., S. 166, ungenau zitierten Verse stammen möglicherweise aus einem „Neujahrsgedicht“ (hier S. 8), das bei HELDT, S. 347, bibliografisch erfasst wurde. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass der im Sommer 1719 gescheiterte Versuch des bis heute bekannt gebliebenen

den Geheimen Kriegsrat und Zeremonienmeisters Johann von Besser (1654–1729), durch den er vertiefte Kenntnisse des Zeremonialwesens erlangte, dessen Nachfolge als Zeremonienmeister er nach dessen Tod antrat und dessen Werke er herausgab.<sup>108</sup> (Übrigens ging die kostbare, rund 18.000 Bände umfassende Privatbibliothek von Bessers in den Besitz der Königlichen Bibliothek über und wurde im Dresdner Zwinger untergebracht.<sup>109</sup>) 1730 begab sich König erneut nach Hamburg, wo er im Jahr darauf der bereits 1724 von seinen alten Freunden Brockes und Richey mitbegründeten „Patriotischen Gesellschaft“ beitrug, die nach englischem Vorbild in den Jahren 1724 bis 1726 die bekannte moralische Wochenschrift „Der Patriot“ herausgegeben hatte. Erst 1735 erfolgte die endgültige Rückkehr nach Dresden, wo König als Leiter der Hoffestlichkeiten sowie als Bibliothekar tätig war. Wenige Jahre vor seinem Tod wurde dem von den Höfen Europas als Experte auf dem Gebiet des Zeremonialwesens sehr geschätzten König vom sächsischen Hof der Adelstitel verliehen.<sup>110</sup> Johann Ulrich von König segnete am 14. März 1744 in Dresden das Zeitliche.

Vielleicht ist es lediglich als familiengeschichtliches Kuriosum zu werten, dass die soeben in ihren Umrissen nachgezeichnete Vita Johann Ulrich von Königs zum „Itinerar“ seines Großneffen Karl Friedrich Reinhard – obschon im relativ großen zeitlichen Abstand mehrerer Menschenalter – nicht nur zur Stadt Hamburg, sondern auch mit den kulturell engagierten Bewohnern der Hansemetropole mehrere verhältnismäßig gut dokumentierte Berührungspunkte zu erkennen gibt. Einige wenige Hinweise müssen in diesem Zusammenhang genügen: Wie bereits bemerkt wurde, gründete König im Jahr 1715 zusammen mit Brockes und Richey die „Teutsch-übende Gesellschaft“. Ein weiteres Mitglied dieses illustren Zirkels war eine bis in unsere Tage zuweilen mit Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) verglichene Gelehrtenpersönlichkeit: Johann Albert

---

Dichters Johann Christian Günther (1695–1723), am Dresdner Hof eine Anstellung zu finden, wiederholt mit der Person (und etwaigen Machenschaften) Johann Ulrich Königs in Verbindung gebracht wurde, ohne dass die entsprechenden Vorgänge wirklich aufgeklärt worden wären. Zu Leben und Werk Günthers siehe etwa ERNST OSTERKAMP, Art. ‚Günther, Johann Christian‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 1, Berlin/New York 2008, S. 503–507, hier S. 504; HELDT, S. 56 (m. Lit.).

<sup>108</sup> Einführende Literatur: ERIKA A. METZGER, Art. ‚Besser, Johann von‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 4, Berlin/New York 2009, S. 507 f. Weiter: ANDREAS KELLER, Johann Ulrich König (1688–1744) als Nachlaßverwalter und Herausgeber Johann von Bessers. Ein Autor-Editor im Spannungsfeld des preußisch-sächsischen Kulturraums, in: Autoren und Redaktoren als Editoren. Internationale Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition und des Sonderforschungsbereichs 482 ‚Ereignis Weimar – Jena: Kultur um 1800‘ der Friedrich-Schiller-Universität Jena, veranstaltet von der Klassik Stiftung Weimar, hg. von JOCHEN GOLZ und MANFRED KOLTES (Beihefte zu editio, Bd. 29), Tübingen 2008, S. 91–116.

<sup>109</sup> Zum Umfang der Bibliothek sowie zu den Schwerpunkten der Sammlung siehe METZGER, Art. ‚Besser, Johann von‘ (wie Anm. 108), S. 508; zur Geschichte sowie zum Standort der Bibliothek siehe CHRISTEL HEBIG, Dichter und Bibliothekar. Zum 300. Geburtstag von Johann Ulrich von König, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 102 (1988), S. 559–563, hier S. 561 f.; weiter: FRANZ WEINTZ, Johann von Besser und seine Bibliothek, in: Zeitschrift für Bücherzeichen, Bibliothekskunde und Gelehrten-geschichte. Organ des Exlibris-Vereins zu Berlin Jg. 11 (1901), S. 31–34.

<sup>110</sup> Einige kurze Hinweise zur Nobilitierung gibt HEBIG, Dichter und Bibliothekar (wie Anm. 109), S. 562. Eine Anfrage beim Sächsischen Staatsarchiv/Hauptstaatsarchiv Dresden führte zu dem Resultat, dass unter der Signatur ebd., 10006 Oberhofmarschallamt, Lit H Teil IV Nr. 1 (1677–1747), Bl 262–263r ein Dekret nebst Wappenzeichnung (Bl 263r) an das Marschall-Amt vom 30. Juli 1742, unterzeichnet von Reichsfreiherr Bernhard von Zech (1681–1748), aufbewahrt wird (briefliche Auskunft von Herrn Dr. Eckhart Leisering vom 18.12.2015).



Abb. 3: Zeichnung des Wappens Johann Ulrich (von) Königs. Vortage und Repro: Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Lit. H Teil IV Nr. 1, Bl. 263r (MF 14724).

Fabricius (1668–1736).<sup>111</sup> Dieser ursprünglich aus Leipzig stammende Sohn des Organisten, Komponisten und Musikdirektors Werner Fabricius (1633–1679)<sup>112</sup>, der sich als Philologe und Universalgelehrter einen Namen machte, als Gründungsmitglied der „Patriotischen Gesellschaft“ in Erscheinung trat sowie als Mitherausgeber der bereits genannten moralischen Wochenschrift „Der Patriot“ fungierte,<sup>113</sup> wurde 1728 der Schwiegervater seines Schülers und späteren Kollegen, des Philologen und Philosophen Hermann Samuel Reimarus (1694–1768).<sup>114</sup> Die Enkelin Hermann Samuels, Christine Reimarus (eigentlich Christina Friederica, 1771–1815), ehelichte im Herbst 1796 den französischen Gesandten Karl Friedrich Reinhard.<sup>115</sup> Waren sich die Brautleute ihres jeweiligen familiären Hintergrunds bewusst? Wir wissen es nicht mit letzter Sicherheit, dürfen aber von der Annahme ausgehen, dass Reinhard, der in jungen Jahren mit eigenen Dichtungen an die Öffentlichkeit getreten war und bis ins höhere Alter auch und vor allem mit Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) engste Kontakte pflegte, zweifellos über ein hohes Maß an Sensibilität für die Poesie verfügte.<sup>116</sup> Hinsichtlich der entsprechenden „familiären Vorbelastung“ seiner Gattin dürfte es im vorliegenden Kontext genügen, den sogenannten Fragmenten-Streit, der die Lessing-Forschung bekanntlich bis heute beschäftigt, stichwortartig ins Feld zu führen.<sup>117</sup> Ohne diese teils mit großer Erbitterung in den 1770er Jahren ausgetragene Kontrover-

<sup>111</sup> Einführende Literatur: RALPH HÄFNER, Art. ‚Fabricius, Johann Albert‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 3, Berlin/New York 2008, S. 356 ff.; HEINRICH REINCKE, Art. ‚Fabricius, Johann Albert‘, in: NDB, Bd. 4, Berlin 1959, S. 732 f. Weiter: KURT DETLEV MÖLLER, Johann Albert Fabricius. 1668–1736, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 36 (1937), S. 1–64, hier S. 16 f.

<sup>112</sup> Zu ihm siehe MICHAEL MÄRKER, Art. ‚Fabricius, Werner‘, in: MGG. Personenteil, Bd. 6, Kassel u. a. 2001, Sp. 639–642.

<sup>113</sup> Hierzu siehe wieder MÖLLER, Johann Albert Fabricius (wie Anm. 111), S. 30–35.

<sup>114</sup> Zu ihm siehe neuerdings wieder ULRICH GROETSCH, Hermann Samuel Reimarus (1694–1768). Classicist, hebraist, enlightenment radical in disguise (Brill’s studies in intellectual history, Bd. 237), Leiden/Boston 2015; weiter: WILHELM SCHMIDT-BIGGEMANN / DIETRICH KLEIN, Art. ‚Reimarus, Hermann Samuel‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 9, Berlin/New York 2010, S. 505 ff. Der Vollständigkeit halber sei noch auf den Abdruck eines insgesamt 80 Verse umfassenden Gedichts hingewiesen, das Johann Albert Fabricius anlässlich der am 11.11.1728 erfolgten Eheschließung seiner Tochter mit Hermann Samuel Reimarus verfasste [N. N.], Des Johann Albert Fabricius Haustafel für seine Tochter, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 4 (1858), S. 485 ff.

<sup>115</sup> Hierzu siehe bereits oben, Anm. 76.

<sup>116</sup> Zu Reinhard’s dichterischem Werk siehe immer noch WILHELM LANG, Graf Reinhard als deutscher Dichter, in: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6 (1893), S. 251–277. Zu den persönlichen Kontakten zwischen Reinhard und Goethe siehe etwa den kurzen Überblick bei GERO VON WILPERT, Goethe-Lexikon (Kröners Taschenausgabe, Bd. 407), Stuttgart 1998, S. 880. Die ebd. ins Feld geführte Patenschaft Reinhard’s für Goethes Enkel Wolfgang Maximilian von Goethe (1820–1883, Sohn Augusts von Goethe [1789–1830] und der Ottilie Freiin von Pogwitsch [1796–1872]) hat sich in der entsprechenden Nennung im Taufeintrag des Goethe-Enkels niedergeschlagen. Original: Taufprotokoll 1820–1822 der Hofgemeinde Weimar, S. 64, Jg. 1820 (Hr: *Graf Reinhardt, in Frankfurth a/M.*). Ich möchte an dieser Stelle Frau Eva Beck von der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Weimar für die von ihr im Oktober 2013 vorgenommene Transkription des besagten Taufeintrags meinen herzlichen Dank abstatten. Zu Reinhard’s 1807 vorgenommener Teilübertragung der „Farbenlehre“ Goethes ins Französische (vgl. VON WILPERT, ebd.) siehe etwa DELINIÈRE, Karl Friedrich Reinhard (wie Anm. 82), S. 254 f.

<sup>117</sup> Einen kurzen Überblick bietet etwa RAIMUND LACHNER, Art. ‚Reimarus, Hermann Samuel‘, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 7, Herzberg 1994, Sp. 1514–1520, hier Sp. 1517 f. – Relativ wenig Beachtung hat die Forschung hingegen etwa der Korrespondenz Christines mit Wilhelm von Humboldt (1767–1835) geschenkt: WILHELM VON HUMBOLDT, Briefe an Christine Reinhard-Reimarus, hg. von ARNDT SCHREIBER (Der Göttinger Arbeitskreis. Veröffentlichungen, Bd. 154), Heidelberg 1956.

se wäre Lessings „dramatisches Gedicht“ „Nathan der Weise“ (Erstausgabe: 1779) bekanntlich nicht entstanden.<sup>118</sup>

## Resümee und Ausblick

Die vorliegenden Ausführungen zielten im Wesentlichen darauf ab, im Rahmen einer Art „Nachlese“ zu Leben und Werk des Komponisten und Musikpädagogen Franz Gebel anhand einiger weniger ausgewählter Themenschwerpunkte vertiefte Einblicke in jenes zeitlich wie auch räumlich verhältnismäßig weitgespannte Netz zu bieten, das in seiner – insgesamt gesehen – doch recht eigentümlichen, teilweise sogar geradezu kuriosen Zusammensetzung in spezifischer Art und Weise epochenübergreifend Personen, Konstellationen, Mentalitäten und soziale und kulturelle Gegebenheiten miteinander in eine sinnvolle Beziehung setzt. Dabei reichte das Spektrum der behandelten Themenkomplexe von der kurzen russischen Zeitungsmeldung des 19. Jahrhunderts über die zeitgenössische Erinnerungsliteratur und archivalische Trouvaillen bis hin zu neuen Einsichten in bislang kaum bekannt gewordene genealogische Beziehungsgeflechte. Dass mit derlei Zugriffen das Potential des Vorhandenen bei weitem noch nicht ausgeschöpft sein dürfte, sei zum Schluss anhand zweier Korrespondenzen exemplarisch hervorgehoben.

In seiner umfassenden und ausführlich recherchierten Monografie über Karl Friedrich Reinhard bemerkt Wilhelm Lang, der französische Diplomat habe als Taufpate für den zweiten Sohn Adolberts von Müller (1805–1850), seines Zeichens sachsen-weimarerischer Kammerrat, fungiert.<sup>119</sup> Hinter diesem Mitglied der fürstlichen Hofkammer, dessen vollständiger Name „August Wilhelm Friedrich Gottlob von Müller“ lautet, verbirgt sich kein Geringerer als der Sohn des Weimarer Kanzlers und Goethe-Vertrauten Friedrich von Müller (1779–1849), der bereits im Todesjahr des Dichters (1832) zwei Gedächtnisreden veröffentlichte und darüber hinaus das schwierige Amt des Testamentsvollstreckers Goethes versah.<sup>120</sup> Der Umstand, dass das Verhältnis zwischen dem Kanzler und Goethes Enkeln Walther und Wolfgang von Goethe durch ernsthafte Verstimmungen getrübt wurde, was unter anderem das Scheitern der von Müller geplanten Edition des Briefwechsels zwischen Goethe und Karl Friedrich Reinhard zur Folge hatte, lenkt den Blick auf die relativ umfangreiche Korrespondenz zwischen dem Weimarer Kanzler und Graf

<sup>118</sup> Der hier angedeutete Entstehungszusammenhang gehört nach wie vor zum Standardrepertoire vor allem des gymnasialen Deutschunterrichts und bedarf an sich keiner vertiefenden Erläuterung. Einführende Literatur: THOMAS MÖBIUS, *Erläuterungen zu Gotthold Ephraim Lessing, Nathan der Weise* (Königs Erläuterungen und Materialien, Bd. 10), Hollfeld, 7., korrigierte Aufl. 2008, S. 11 u. ö. Weiter: MONIKA FICK, *Lessing-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 344–375 u. 402–424; GOTTHOLD EPHRAIM LESSING, *Werke 1774–1778*, hg. von ARNO SCHILSON (GOTTHOLD EPHRAIM LESSING, *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, Bd. 8; *Bibliothek deutscher Klassiker*, Bd. 45), Frankfurt a. M. 1989; DERS., *Werke 1778–1780*, hg. von KLAUS BOHNEN und ARNO SCHILSON (GOTTHOLD EPHRAIM LESSING, *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, Bd. 9; *Bibliothek deutscher Klassiker*, Bd. 94), Frankfurt a. M. 1993.

<sup>119</sup> So LANG, Graf Reinhard (wie Anm. 98), S. 479. – Die besagte Information ließ sich eigenartigerweise trotz mehrfacher Anfragen nicht verifizieren! Für bereitwillig erteilte Auskünfte danke ich an dieser Stelle Renate Grumach (Berlin), Sabine Schäfer und Eva Beck (beide Weimar).

<sup>120</sup> Einführende Literatur: RENATE GRUMACH, Art. ‚Müller, Friedrich v.‘, in: NDB, Bd. 18, Berlin 1997, S. 375 f.; weiter: HOLGER BÖNING / RED., Art. ‚Müller, Friedrich von‘, in: *Killy Literaturlexikon*, Bd. 8, Berlin/New York 2010, S. 387 f.; SILKE HENKE, *Kanzler Friedrich von Müller – zur Erinnerung an seinen 225. Geburtstag*, in: *Goethe-Jahrbuch 120* (2003), S. 341–344.

Reinhard, die heute im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt wird und nur zu einem geringen Teil publiziert und ausgewertet wurde.<sup>121</sup> Nicht nur für die Goethe-Forschung, sondern auch hinsichtlich der weiteren Erschließung des Reinhardischen oder gar von Müllerschen Lebenswerks wäre eine kommentierte Edition der besagten Korrespondenz zweifellos als nützliches Unterfangen einzustufen.

Im Vergleich zu dem im vorausgehenden Abschnitt ins Feld geführten Schriftwechsel geradezu desolat mutet die Überlieferungslage bezüglich der Korrespondenz des Moskauer Philosophieprofessors Philipp Christian Reinhard, Karl Friedrichs Bruder, an, sind hinsichtlich dieses Korpus doch erhebliche Verluste zu beklagen, die sich auch durch die Abschriften, Exzerpte und Notizen, die sich im Nachlass Wilhelm Langs, der sich heute in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart befindet,<sup>122</sup> nur teilweise ausgleichen lassen. Dass eine umfassende Studie zu dieser Korrespondenz dringend geboten wäre und neue Einsichten in die geistesgeschichtliche Situation Jenas, Marburgs, Hamburgs und Kölns im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert verspricht, ist mehr als wahrscheinlich, werden in Philipp Christians Briefen doch häufig illustre Namen wie etwa Creuzer,<sup>123</sup> Schiller, Reimarus, Reinhold, Fichte, Schelling, Niethammer, Campe, Eschenburg, Humboldt, Klopstock, Görres, Klinger und Schlegel erwähnt.<sup>124</sup> Die entsprechenden Belege lassen bereits erahnen, wie aufmerksam der unstete Schwabe nicht nur das ihn unmittelbar umgebende akademische Milieu, sondern auch die geistigen Strömungen seiner Zeit wahrgenommen haben dürfte. Exemplarisch hervorgehoben sei, um nur ein Quellenzeugnis ins Feld zu führen, in diesem Zusammenhang ein Brief Reinhardts, der am 14. Januar 1797 in Jena entstand und vermutlich an den Bruder Karl gerichtet war. Das in Form einer Teilabschrift Wilhelm Langs vorliegende Schreiben enthält unter anderem folgende Passage:

„Das Journal Deutschland enthält eine, meinem Urtheile nach lesenswerthe Rezension von Jacobis Woldemar. Ich kenne ihren Verfasser, Fr. Schlegel. Er wohnt, so wie sein älterer Bruder mit mir in Einem Hause. – Zwey sehr gute Köpfe, von welchen sich noch vieles erwarten läßt.

---

<sup>121</sup> Druck: Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard, hg. von J[AKOB] MINOR, in: Chronik des Wiener Goethe-Vereins 21 (1907), S. 31–36; 22 (1908), S. 1–12, 17–29; 23 (1909), S. 3–16, 17–30, 34–47; 24 (1910), S. 26–32. Dazu: Briefe von Reinhard an Kanzler Müller, hg. von W[ILHELM] LANG, in: Goethe-Jahrbuch 11 (1890), S. 42–57. Die 1890 im Druck erschienene Edition der Briefe Reinhardts an von Müller umfasst insgesamt 18 Schreiben (Zeitraum: 1824–1835). Wie mir Ulrike Müller-Harang von der Klassik Stiftung Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv) am 18.11.2015 brieflich mitteilte, ergab eine erste Konsultation der Archivdatenbank (ebd.) mindestens 150 Treffer (Zeitraum: 1823–1837, Umfang: 319 Blatt)! Hinzu kommen zahlreiche Briefe aus dem unmittelbaren Verwandtenkreis Reinhardts an den Weimarer Kanzler, auf die ich im vorliegenden Zusammenhang schon aus Platzgründen nicht näher eingehen kann.

<sup>122</sup> Hierzu siehe bereits oben, Anm. 75.

<sup>123</sup> *Creuzer* ist vermutlich der einzige erläuterungsbedürftige Name der folgenden Reihe, die sich übrigens noch erheblich verlängern ließe. Bei ihm handelt es sich um den Philologen und Mythologieforscher Georg Friedrich Creuzer (1771–1858), der durch seine tragische Beziehung zu Karoline von Günderode (1780–1806) bis heute bekannt geblieben ist. Einführende Literatur: JOCHEN FRIED / FRIEDRICH STRACK, Art. ‚Creuzer, (Georg) Friedrich‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 2, Berlin/New York 2008, S. 502 ff.; HANS PETER BUOHLER, Art. ‚Günderode, Karoline von‘, in: ebd., Bd. 4, Berlin/New York 2009, S. 500 ff. Zu Schelling, Niethammer und Schlegel siehe auch die weiteren Ausführungen des vorliegenden Beitrags.

<sup>124</sup> Wie mir Axel Kuhn (Leonberg) brieflich mitteilte, hegte er vor vielen Jahren den Plan, eine Ausgabe der besagten Korrespondenz zu veranstalten, gab das Forschungsvorhaben später jedoch wieder auf. Ich danke Herrn Kuhn an dieser Stelle für die bereitwillig gewährte Einsichtnahme in seine Vorarbeiten.

Von dem nämlichen Verf. sind, im nämlichen Journale die Recensionen der Horen, welche soviel Unheil veranlaßt haben.“<sup>125</sup>

Kein Zweifel: Reinhardts Hinweise beziehen sich auf Friedrich Schlegel (1772–1829) und dessen älteren Bruder August Wilhelm (1767–1845), die seit dem Sommer 1796 in Jena nachweisbar sind. Der Umstand, dass die beiden Brüder zusammen mit Philipp Christian Reinhard unter ein und demselben Dach wohnen, wirft nicht nur die Frage auf, ob sich die im zitierten Textabschnitt nicht näher bezeichnete Immobilie lokalisieren lässt, sondern konfrontiert uns auch mit der Möglichkeit einer – wie auch immer gearteten – „Partizipation“ des Philosophen an der zu jener Zeit im Entstehen begriffenen „Romantischen Schule“ im Umfeld der Brüder Schlegel.<sup>126</sup> Das erste Problem erweist sich bei näherem Hinsehen als lösbar: Wie wir heute wissen, handelt es sich bei dem besagten Gebäude um den hinteren Teil des sogenannten Döderleinschen Hauses in der Jenaer Leutragasse, das seine Bezeichnung dem Theologieprofessor und Geheimen Kirchenrat Johann Christoph Döderlein (1746–1792) verdankt, dessen Witwe Rosine Eleonore (geb. von Eckardt, 1770–1832) im Jahr 1797 Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848) – übrigens ein entfernter Verwandter Reinhardts – geheiratet hatte.<sup>127</sup> Ungleich schwieriger ist die Frage nach einem – immerhin grundsätzlich denkbaren – Zusammenwirken der Schlegel-Brüder mit ihrem Nachbarn zu beantworten. In diesem Zusammenhang sei auf eine in brieflicher Form geäußerte Ansicht des Philosophen verwiesen, auf die bereits Axel Kuhn aufmerksam gemacht hat.<sup>128</sup> Reinhard – so der Stuttgarter Historiker – lässt sich zwar der Schule des Philosophen Immanuel Kant (1724–1804) zuordnen, zeigt aber die Tendenz, *vielleicht stärker noch als Kant die Philosophie auf alle Lebensbereiche anzuwenden*. Dies trug dem Gelehrten offenbar nicht nur die Opposition der Kant-Gegner ein, sondern entfremdete ihn auch von den *treueren Schülern* des Königsberger Philosophen. In einem Brief Reinhardts an seinen Bruder Karl Friedrich, der am 30. März 1796

<sup>125</sup> Zitiert nach: Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, cod. hist. quart. 691/Nachlass Wilhelm Lang. Reinhardts Hinweis zu *Jacobis Woldemar* bezieht sich auf den gleichnamigen, im Jahr 1779 erstmals im Druck erschienenen Briefroman (Titel: „Woldemar: Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte“) Friedrich Heinrich Jacobis (1743–1819), der 1796 in einer (weiteren) Neubearbeitung erschienen und in dem von dem Komponisten und Musikschriftsteller Johann Friedrich Reichardt (1752–1814) herausgegebenen Journal „Deutschland“ von Friedrich Schlegel verrissen worden war. Die von Reinhard erwähnten Besprechungen von Friedrich Schillers Zeitschrift „Die Horen“ führten im Mai 1797 zum endgültigen Bruch Schillers mit den Schlegel-Brüdern. Einen Überblick über die entsprechenden Vorgänge bietet etwa KLAUS PETER, Friedrich Schlegel (Sammlung Metzler, M 171; Abt. D, Literaturgeschichte), Stuttgart 1978, S. 27 f. Zur Rezension des „Woldemar“ siehe ebd., S. 30. Bibliografische Nachweise der besagten Rezensionen: ebd., S. 32. Neudruck: FRIEDRICH SCHLEGEL, Charakteristiken und Kriterien I (1796–1801), hg. u. eingel. von HANS EICHNER (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2, Abt. 1), München u. a. 1967, passim.

<sup>126</sup> Hierzu siehe etwa die Übersicht im entsprechenden Kapitel in ERNST BEHLER, Friedrich Schlegel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt (rororo bildmonographien, Bd. 123), Reinbek 1983, S. 44–55.

<sup>127</sup> Hierzu siehe bes. PEER KÖSLING, Die Wohnungen der Gebrüder Schlegel in Jena, in: Athenäum 8 (1998), S. 97–110, hier bes. S. 102–107, 109. Übrigens wurde das besagte Gebäude im Februar 1945 durch Bomben zerstört. Weiter: GISELA HORN, „Ein solches ewiges Concert von Witz und Poesie und Kunst und Wissenschaft ...“. Die Wohnungen der Brüder Schlegel in Jena, in: Dichter-Häuser in Thüringen, hg. von DETLEF IGNASIAK, Jena 1996, S. 206–215, hier S. 209. Zu den genealogischen Aspekten siehe etwa die Angaben bei WILHELM G. JACOBS, Art. ‚Niethammer, Friedrich Immanuel‘, in: NDB, Bd. 19, Berlin 1999, S. 247; weiter: RATH, Regina (wie Anm. 103), S. 76 f.

<sup>128</sup> Zum Folgenden siehe AXEL KUHN, Jakobiner im Rheinland. Der Kölner konstitutionelle Zirkel von 1798 (Stuttgarter Beiträge zur Geschichte und Politik, Bd. 10), Stuttgart 1976, S. 75.

in Hamburg – und damit noch vor der Übersiedlung Philipp Christians nach Jena<sup>129</sup> – entstand, finden sich nun Äußerungen, die geradezu auf eine teilweise Vorwegnahme der entstehenden Romantik und der von Schlegel in späterer Zeit entwickelten Theorie der romantischen Universalpoesie hindeuten, wenn es etwa heißt, es sei Reinhardts Absicht, die Philosophie nicht nur *als abgesonderte Wissenschaft* zu studieren und zu lehren, sie solle vielmehr *übergehen in alles menschliche Wissen und Handeln – Erziehung, Geschichte, Politik etc. sollen philosophisch werden*.<sup>130</sup> Ein am 10. Januar 1798 entstandener Brief Reinhardts – der Philosoph war inzwischen (Anfang Dezember 1797) nach Marburg übergesiedelt und stand bereits kurz davor, sich in Köln niederzulassen – an Friedrich Immanuel Niethammer scheint auf weitere Kontakte zum Schlegel-Kreis hinzudeuten, äußert Reinhard doch in dem besagten Schreiben die Absicht, dass er *ohnehin nicht länger säumen will, an Mad. Schlegel zu schreiben*.<sup>131</sup> Hinter der Erwähnung von *Mad. Schlegel* – ich interpretiere *Mad.* nicht als Abkürzung für einen Vornamen, sondern im Sinne von „Madame“ – verbirgt sich wohl keine Geringere als Dorothea Caroline Albertina (kurz: Caroline) geb. Michaelis (1763–1809), seit 1796 die Ehefrau August Wilhelm Schlegels (und damit zugleich eine Nachbarin Reinhardts aus der Jenaer Zeit), die nach ihrer Ehescheidung (1803) dem Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) das Jawort gab.<sup>132</sup> Aus den soeben ins Feld geführten Informationen dürfte deutlich geworden sein, dass es sich durchaus lohnen könnte, die biografischen Spuren Philipp Christian Reinhardts weiterzuverfolgen. Wenn der Philosoph etwa auf seiner in späteren Jahren unternommenen Reise nach Russland, wo er auf eine Moskauer Professur berufen worden war, ein Schreiben des zu jener Zeit in Berlin lehrenden Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) an den damals in Sankt Petersburg residierenden „außerordentlichen Gesandten“ Wilhelm Ernst Friedrich Freiherr von Wolzogen (1762–1809)<sup>133</sup>

<sup>129</sup> Philipp Christian hatte Hamburg im September 1796 verlassen. Seine Ankunft in Jena lässt sich auf den 28.9.1796 datieren. Der Gelehrte blieb bis Ende November 1797 in der Universitätsstadt. Alle Angaben gemäß handschriftlicher Notizen von Axel Kuhn, in die er mir dankenswerterweise bereitwillig Einsicht gewährt hat.

<sup>130</sup> Siehe wieder KUHN, *Jakobiner* (wie Anm. 128), S. 75.

<sup>131</sup> Original: Erlangen, Universitätsbibliothek, Ms. 2054, Fasz. 27, Nr. 14; zitiert nach einer Transkription, die Axel Kuhn angefertigt und mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

<sup>132</sup> Einführende Literatur: GÜNTER HÄNTZSCHEL / SUSANNA BROGI, Art. ‚Schlegel-Schelling, (Dorothea) Caroline (Albertina)‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 10, Berlin/New York 2011, S. 400 f.; VOLKER EBERSBACH, Art. ‚Schelling, Dorothea Caroline Albertina v., geb. Michaelis‘, in: NDB, Bd. 22, Berlin 2005, S. 655 f. – Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass auch Schelling ein entfernter Verwandter Reinhardts war. Literatur: JÖRG JANTZEN, Art. ‚Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph‘, in: NDB, Bd. 22, Berlin 2005, S. 652–655; RATH, Regina (wie Anm. 103), S. 70 f.

<sup>133</sup> Wolzogen war bekanntlich ein Jugendfreund Schillers und ein Sohn jener Henriette von Wolzogen (1745–1788), die den jungen Dichter in dessen „Bauerbacher Tagen“ – gemeint ist der heimliche Aufenthalt Schillers in dem thüringischen Ort Bauerbach (heute ein Ortsteil von Grabfeld, südlich von Meiningen) vom Dezember 1782 bis Juni 1783 – unterstützt hatte. 1794 heiratete Wolzogen Schillers Schwägerin Karoline von Lengefeld (1763–1847), die Schwester Charlotte Schillers geb. von Lengefeld (1766–1826). Karoline war ihrerseits schriftstellerisch tätig und veröffentlichte 1830 die umfangreiche Biografie „Schillers Leben“. Einführende Literatur: GERO VON WILPERT, *Goethe-Lexikon* (Kröners Taschenausgabe, Bd. 407), Stuttgart 1998, S. 1205 f.; PETER BOERNER / RED., Art. ‚Wolzogen, Caroline Freifrau von‘, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 12, Berlin/New York 2011, S. 572 f.; KARIN WAIS unter Mitwirkung von ROSE UNTERBERGER, *Die Schiller-Chronik*, Frankfurt a. M./Leipzig 2005, S. 46–51; MARIE HALLER-NEVERMANN, *Friedrich Schiller. „Ich kann nicht Fürstendiener sein.“ Eine Biographie*, Berlin 2004, S. 73–77. CAROLINE VON WOLZOGEN, *Schillers Leben*. 2 Teile in einem Band, mit einem Nachw. von PETER BOERNER (CAROLINE VON WOLZOGEN, *Gesammelte Schriften*, Bd. 2), Hildesheim [u. a.] 1990, bes. T. 1, S. 64–141.



übermittelt,<sup>134</sup> im Jahr 1804 dann (und damit nach der endgültigen Übersiedlung Reinhardts von Köln ins Zarenreich<sup>135</sup>) als „Professor“ für das Fach Geschichte an der neuen Kölner „Sekundärschule“ ausgerechnet durch Friedrich Schlegel ersetzt werden soll<sup>136</sup> und schließlich um 1808 für die Besetzung einer akademischen Stelle in Köln an der dort in Aussicht gestellten regulären Universität wiederum ausgerechnet Friedrich Schlegel empfiehlt,<sup>137</sup> wird man bei aller kritischen Zurückhaltung doch davon ausgehen können, dass die weitere Erschließung der Lebenszeugnisse zu Reinhard noch Resultate zeitigen wird, die auch unser heutiges Bild von der Romantik vervollständigen helfen könnten.<sup>138</sup>

## Abkürzungsverzeichnis

Killy Literaturlexikon	Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, 2., vollst. überarb. Aufl., Bd. 1 ff., Berlin/New York 2008 ff.
MGG	Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, begr. von FRIEDRICH BLUME, 2., Neubearb. Ausg., hg. von LUDWIG FINSCHER, Bd. 1 ff., Kassel u. a. 1999 ff.
NDB	Neue Deutsche Biographie, Bd. 1 ff., Berlin 1953 ff.

<sup>134</sup> Hierzu siehe KLAUS VIEWEG, Johann Gottlieb Fichte, Weimar und Rußland. Ein neu aufgefundener Brief Fichtes an den Weimarer Geheimen Rat Wilhelm Ernst Friedrich Freiherr von Wolzogen vom 19. November 1803, in: Fichte-Studien. Beiträge zur Geschichte und Systematik der Transzendentalphilosophie 7 (1995), S. 193–198; JOHANN GOTTLIEB FICHTE, Briefwechsel 1801–1806, hg. von REINHARD LAUTH und HANS GLIWITZKY (Johann Gottlieb Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Briefe, Bd. 5), Stuttgart-Bad Cannstatt 1982, Nr. 656.a. u. 656, S. 219 ff.

<sup>135</sup> Philipp Christian Reinhard war Anfang März 1798 nach Köln gekommen, hatte kurze Zeit später das dortige Bürgerrecht erlangt, war Mitglied der Kölner „Volksgesellschaft“ geworden und wurde in die Unterrichtsjury berufen, die vor Ort die Auswahl der Lehrer für die „Primärschulen“ vorzunehmen hatte. Ab November 1798 gab er die Zeitung „Beobachter im Ruhrdepartement“ heraus. Im November 1799 erhielt Reinhard schließlich eine Professur für Geschichte an der „Zentralschule“. Zu Reinhardts Kölner Jahren siehe wieder KUHN, Jakobiner (wie Anm. 128), S. 73–78, 153, 157 f.

<sup>136</sup> Hierzu siehe FRIEDRICH SCHLEGEL, Vorlesungen und Fragmente zur Literatur, T. 2: Über deutsche Sprache und Literatur (1807). Mit Einleitung und Kommentar, hg. von HANS DIERKES (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 15; Abt. 2: Schriften aus dem Nachlass), Paderborn u. a. 2006, S. XXXIII.

<sup>137</sup> Hierzu siehe die voraufgehende Anm. sowie ebd., S. LVII.

<sup>138</sup> Die sich in diesem Zusammenhang ergebende Frage, welche Person sich hinter jenem *Reinhard* verbirgt, der in zwei Jenaer Briefen Caroline Schlegel-Schellings erwähnt wird, wurde in der Forschung zugunsten des Dresdner Hofpredigers und „Reimarus-Epigon“ Franz Volkmar Reinhard (1753–1812) beantwortet. Nachweise: CAROLINE SCHLEGEL-SCHELLING, Die Kunst zu leben (insel taschenbuch, Bd. 3160), Frankfurt a. M./Leipzig 2005, Nr. 69, S. 264–267, hier S. 266 (an Novalis [Georg Philipp Friedrich Leopold von Hardenberg, 1772–1801], 4.2.1799); ebd., Nr. 70, S. 267–270, hier S. 268 f. (an dens., 20.2.1799).



Weitere Beiträge



# Berufswechsler – Sangspruchdichter als Schulmeister

*Volker Schupp und Stefan Seeber*

Die mittelalterlichen Kloster- und Domschulen haben für den Nachwuchs an Lehrern und Sängern selbst gesorgt. Als das Schulwesen aus dem Bereich der Kirche heraustrat und städtische Schulen gegründet wurden, musste das Lehrpersonal anderweitig rekrutiert werden. Wo und wie, ist weitgehend unbekannt. Frühe Spuren führen zur mittelhochdeutschen Lyrik. Ihnen wird im Folgenden nachgegangen.

## Zur Unterscheidung von Sangspruchdichtern und Minnesängern

Die mittelhochdeutsche Lyrik wird nicht nur von Minnesängern hervorgebracht, auch wenn vor allem diese im literarischen Gedächtnis der Nachwelt geblieben sind. Seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert gibt es neben ihnen eine heterogene Gruppe von Sängern, oft als Berufssänger bezeichnet, über deren Tätigkeit wir außer dem, was sie selbst mitteilen, nicht genau Bescheid wissen. Sie gehören zu den Fahrenden, aber hat das ihr ganzes Leben geprägt? Manche haben es auch in höhere Gesellschaftsschichten gebracht. Der berühmteste unter ihnen, Walther von der Vogelweide, den wir auch zu den Minnesängern zählen, hat wohl durch ein kaiserliches Lehnen seine Sesshaftigkeit und Ruhe gefunden. Unter den andern, die in der Germanistik Sangspruchdichter<sup>1</sup> genannt werden, sind einige, die wohl wegen ihrer hervorragenden Bildung in dem damals aufkommenden Schulwesen ihre Beschäftigung gefunden haben.

Dass hier grundsätzlich zwei verschiedene Gruppen von Sängern am Werk sind, kann man aus einer seine Lebensweise charakterisierenden Strophe eines Sangspruchdichters entnehmen, der in der Manessischen Liederhandschrift Geltar<sup>2</sup> heißt:

Man singt Minnelieder da am Hof in freudigen Tönen,  
ich aber benötige dringender gebrauchte Kleider, als dass ich vor den Damen singe.  
Mir wären vier Kapaune lieber als ein Dichterkranz.  
Für mich sollte der Herr auch lieber einen Hengst aus dem Stall holen,

<sup>1</sup> Vgl. einführend HELMUT TERVOOREN, *Sangspruchdichtung* (Sammlung Metzler, Bd. 293), Stuttgart/Weimar 2001. In jüngerer Zeit finden sich zahlreiche Veröffentlichungen sowohl zur Gattung insgesamt wie auch zu einzelnen Dichtern und ihren Werken, beispielhaft seien genannt: *Sangspruchdichtung zwischen Reinmar von Zweter, Oswald von Wolkenstein und Michel Beheim*, hg. von HORST BRUNNER und FREIMUT LÖSER (Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft, Bd. 21), Wiesbaden 2017 sowie: *Sangspruchdichtung um 1300. Akten der Tagung in Basel vom 7. bis 9. November 2013*, hg. von GERT HÜBNER und DOROTHEA KLEIN (Spolia Berolinensia, Bd. 33), Hildesheim 2015.

<sup>2</sup> Zu Geltar und seinem Œuvre vgl. die einleitenden Bemerkungen von CAROLIN SCHUCHERT, *Das Corpusprofil und das ‚Autorbild‘ von Gedrut/Geltar in der Kleinen und Großen Heidelberger Liederhandschrift (A und C)*, in: *Freiburger Universitätsblätter* 48, H. 183 (2009), S. 41–55.

als dass ich mich wie ein aufgedonnerter Stutzer vor die Damen hinstelle.  
Ich will bei dem Hausherrn und seinen Leuten sein.  
Ich verliere die Gunst des Herrn nicht, wenn ich ihn um seine Kleider bitte,  
denn er hätte ein übertriebenes Schöntun viel weniger gern.  
Wenn mir der Herr sein Gewand gibt, haben wir beide an Ansehen gewonnen.  
Gebt den Minnesängern eins drauf, die man die Frauen anbaggern sieht.<sup>3</sup>

Die angegriffenen Minnesänger bleiben natürlich nicht ohne Gegenwehr, und so formuliert Konrad von Buwenberg apodiktisch: *Wer getragene kleider gert, derst niht minnesanges wert ...wan ir minnesang ist wibes schande.*<sup>4</sup> Ohne genau auszudifferenzieren, kann man erkennen, dass die Minnesänger Geltars Gegner sind und sich von dessen Lebensweise offenbar absetzen. Männer wie Geltar lassen sich aushalten, bedanken sich für getragene Kleider oder auch einmal ein Pferd und verkehren mit dem Herrn und seinen Bediensteten. Die adligen Minnesänger sind der Meinung, dass die nicht adligen, fahrenden Sänger den Frauen keine Ehre machen – was dafür spricht, dass Sangspruchdichter sich auch an Minnesang versucht haben.

Das ist der Ansatz von den Autoren her. Von den Produkten her, also den Liedern, wird er nicht ganz aufgehen, sonst hätte der Verbotsvorschlag ja keinen Sinn gehabt. Zumal: Die Herren hören Sängern wie Geltar auch gern zu, selbst wenn sie das Verhalten des Adels kritisieren, und wenn es ihnen gefallen hat, können sie einen Mantel als Lohn geben. Was aber sollen Sänger singen, wenn es denn keine Minnestrophen sein sollen? Es sind die sogenannten Sangsprüche. Das sind auch gesungene Strophen, die gewöhnlich nicht von der Minne handeln, sondern von allem Möglichen, vor allem von Politik und Lebenslehre, von Freundschaft und *ère*, von den Königen und Fürsten, vom Papst und dem Klerus, von der eigenen Konkurrenz oder zur Unterhaltung auch von Rätseln, die der Konkurrent oder das Publikum lösen muss.

Während die mehrstrophigen Minnelieder meist einen durchgehenden Gedankengang haben, sind die Sangspruchstrophen eher vereinzelt, mit unterschiedlicher Thematik, aber mit derselben Melodie zusammengestellt. Auf den Anruf Gottes kann ein Fürstenlob kommen und dann vielleicht noch eine Bettelstrophe. Nach der jeweils eigenen Melodie nennen wir das Ganze einen Ton, wir sprechen also von Tönen, auch wenn wir vor allem die Texte meinen.<sup>5</sup>

Leider wissen wir über das Publikum nicht genau Bescheid. Es wird wohl unterschiedlich gewesen sein, aber tendenziell dürfte der Minnesänger schon ein erleseneres, „höfisches“ Publikum

<sup>3</sup> Übersetzung hier und im Folgenden, falls nicht anders vermerkt, von Volker Schupp. Text: Geltar II in: Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, hg. von CARL VON KRAUS, Tübingen 1953, 2. Aufl. durchgesehen von GISELA KORNRUMPF, Tübingen 1978, Bd. 1 (im Folgenden KLD), Nr. 13, S. 78: *Man singet minnewise dā ze hove und inne schalle: / so ist mir sō nôt nāch alder wāt deich niht von frouwen singe. / mir waern viere kap-pen lieber danne ein krenzelin. / mir gaebe ein herre lihter sinen meidem üz dem stalle / danne obe ich also ein waeher Flaeminc für die frouwen dringe. / ich wil bī dem wirtē und bī dem ingesinde sīn. / ich fliuse des wirtes hulde niht, bit ich in siner kleider: / sō waere im umbe ein überigez hübschen michel leider. / gūt mir ein herre sīn gewant, diu ère ist unser beider. / slāhen uf die minnesenger die man rūnen siht.*

<sup>4</sup> Konrads und Geltars Texte finden sich auch in: Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von THEODOR NOLTE und VOLKER SCHUPP (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 18733), Stuttgart 2011, S. 467–469. Zu den Minnesängern s. RICARDA BAUSCHKE-HARTUNG, Alemannische Minnesänger des 13. Jahrhunderts, in: Alemannisches Jahrbuch 2007/2008, Jg. 55/56 (2010), S.101–110.

<sup>5</sup> Zur Formkunst vgl. HORST BRUNNER, Formgeschichte der Sangspruchdichtung des 12. bis 15. Jahrhunderts (Imagines Medii Aevi, Bd. 34), Wiesbaden 2013.

gehabt haben als der Sänger, der vielleicht von der Straße oder dem Marktplatz kommt. Singt er am Hof, so trägt er zur Unterhaltung bei und bekommt dort sein Entgelt. Gattungspoetisch können sich die Erzeugnisse der beiden Gruppen aufeinander zubewegen. Minnelieder haben wohl den höheren Wert.

Am Oberrhein tummelten sich viele Sangspruchdichter, möglicherweise auch nur jeweils kurze Zeit.<sup>6</sup> Von ihnen sollen hier diejenigen näher betrachtet werden, die vielleicht in ihrem späteren Leben Lehrer gewesen sind, nämlich Walter von Breisach und der Kanzler. Ausgegangen wird von einem, der schon in der Handschrift der „Schulmeister von Esslingen“ genannt wird. An seiner Person werden die Probleme deutlich, um die es hier geht.

## Der Schulmeister von Esslingen

Die Strophen des Schulmeisters von Esslingen sind ohne Überschrift und Wappen von einer Nachtragshand in die Manessische Handschrift (C) eingetragen worden.<sup>7</sup> Dass er ein Schulmeister gewesen ist, belegt das Bild des Nachtragsmalers (fol. 292v). Es zeigt ihn mit einer roten Mütze auf einem Katheder, mit der Rute in der Hand, die die allegorische Figur der Grammatica bei den sieben freien Künsten, etwa in der Vorhalle des Freiburger Münsters, kennzeichnet. Offenbar liest er vor. Seine Schüler sitzen unter ihm an einem zweiseitigen Lesepult. Rechts daneben sitzt auf einem kleineren Podest ein Mönch mit Kutte und Tonsur ohne Pult, er hat die Rute in der rechten Hand und streckt den linken Zeigefinger aus. Er hat kein Buch, rezitiert also auswendig. Die Schüler sind nicht nackt, wenn es auch oberflächlich so aussieht, sondern sitzen in schlichter Kleidung auf weißen Tüchern. Die größeren Schüler auf der linken Seite lernen vielleicht einen Text verstehen, die rechten, kleineren lernen etwas, was der Mönch offenbar schon auswendig kann, etwa lateinische Grammatik.<sup>8</sup>

In der schwäbischen Reichsstadt Esslingen sind am Ausgang des 13. Jahrhunderts ein Heinrich (1279–81) und ein Konrad (1289–1302) als *rectores puerorum* belegt.<sup>9</sup> Der Schulmeister von Esslingen gehört in die gleiche Zeit, er polemisiert vor allem gegen den König Rudolf von Habsburg, seinen Geiz und seine Habgier, weswegen der Schulmeister und ein *rector puerorum* „kei-

<sup>6</sup> Zur Sangspruchdichtung am Oberrhein am Ende des Jahrhunderts vgl. JAN HIRSCHBIEGEL, Spuren am Oberrhein? Sangspruchdichtung um 1300, in: Sangspruchdichtung um 1300 (wie Anm. 1), S. 45–54. Auch die Nennung von Ortsnamen kann Hinweise auf das Umfeld geben, in dem die Dichter arbeiteten, vgl. dazu die entsprechenden Einträge im Registerband des RSM: Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts, Bd. 16: Register zum Katalog der Texte. Namen, Quellen, Bibelstellen, Datumsangaben, bearb. von HORST BRUNNER u. a., Tübingen 1996.

<sup>7</sup> Zu ihm vgl. THOMAS ZOTZ, Lateinschulen am südlichen Oberrhein im Spätmittelalter und früher Neuzeit, in: Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit, hg. von URSULA HUGGLE und HEINZ KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 60), Freiburg/München 2016, S. 69–86, hier. S. 69 und die dortige Literatur sowie im selben Band: MARTINA BACKES, *Nuwer sang?* Die Liebeslieder des Brunwart von Auggen und die Tradition des höfischen Minnesangs am Oberrhein, S. 25–36, bes. S. 32. Vgl. außerdem CHRISTA BERTELSMEIER-KIERST, Der Schulmeister von Esslingen in der Manessischen Liederhandschrift, in: Sangspruchdichtung zwischen Reinmar von Zweter, Oswald von Wolkenstein und Michel Beheim (wie Anm. 1), S. 185–199.

<sup>8</sup> Zur Deutung vgl. auch HORST SCHIFFLER / ROLF WINKELER, Bilderwelten der Erziehung. Die Schule im Bild des 19. Jahrhunderts, Weinheim 1991, S. 42 f. sowie BERTELSMEIER-KIERST, Schulmeister von Esslingen (wie Anm. 7), S. 188–190.

<sup>9</sup> ZOTZ, Lateinschulen (wie Anm. 7), S. 147 f.



Abb. 1: Miniatur zum Schulmeister von Esslingen im Codex Manesse. Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 848, fol. 292v.



nesfalls“ identisch sein können – so der Tenor der Forschung.<sup>10</sup> Die antihabsburgische Haltung passe nicht zur Reichsstadt Esslingen in jener Zeit. Ansonsten wird der Schulmeister als würdelos bezeichnet, weil sich in seinem Korpus eine obszöne Strophe befinde. Man muss aber sagen, dass die Obszönität nur die Oberfläche ist; intendiert ist eine Satire gegen den Minnedienst, wie sie ja bei einem Fahrenden vorkommen kann.<sup>11</sup> Der Titel „Schulmeister“ könne also auch ein Spitzname sein<sup>12</sup> wie der des Kanzlers.<sup>13</sup> Der Maler des Blattes in C verstand ihn als Berufsbezeichnung. Es bleibt das Problem, was die verschiedenen, nicht immer eindeutigen Bezeichnungen für Lehrer in jener Zeit genau bedeuten. *Scholasticus*, *Scholaster* ist der eigentliche Leiter, ein Kleriker; der *rector puerorum* macht als *schuolmeister* die konkrete Schularbeit.<sup>14</sup>

## Walther von Breisach

Direkt im Anschluss an das Corpus des Schulmeisters von Esslingen finden sich in der Manesischen Handschrift ein Lied und mehrere Sprüche des Walther von Breisach.<sup>15</sup> Die Handschrift bietet kein Autorbild, nur eine alte Vorschrift auf fol. 295v weist darauf hin, mit wessen Werk wir es zu tun haben: mit dem eines *meisters*, also eines Gelehrten bzw. Magisters. Das unikal in C überlieferte Œuvre ist mit 22 Strophen in drei Tönen schmal. Walther reflektiert darin über *triuwe*, *māze*, Gottesfurcht, Maria und nicht zuletzt den Wert der Freundschaft;<sup>16</sup> eingeschoben zwischen diese Sprüche ist ein Tagelied. Wir haben es also mit einer Kombination aus typischen Sangspruchdichtertemen und Minnesang zu tun, und wie so oft erhellt erst der Blick aufs Detail das Besondere des Corpus.

Walther wurde von den Historikern wesentlich mehr beachtet als von den Germanisten, denn man erkennt in ihm den historisch belegten Schulmeister gleichen Namens, der zuerst in den 1250er Jahren in Breisach und dann ab den 1270er Jahren auch in Freiburg gewirkt hat und der hier in der vorderen Wolfshöhle, das ist die heutige Herrenstraße, als Schulmeister der Stadtschule gearbeitet haben soll.<sup>17</sup> Weniger beachtet ist sein literarisches Werk, für das Eckhart Conrad Lutz etwa die Abhängigkeit von einem anderen oberdeutschen Spruchdichter der Zeit, dem Mar-

<sup>10</sup> Vgl. GISELA KORNRUMPF, Art. ‚Der Schulmeister von Esslingen‘, in: <sup>2</sup>VL Bd. 8 (1992), Sp. 869–872, hier Sp. 870. Wenn Esslingen nicht der Wirkungsort des Autors, sondern der Herkunftsort sein sollte, käme mit Bleck auch das schweizerische Esslingen im Zürichgau in Frage. Der Schulmeister hätte dann in Zürich gewirkt. REINHARD BLECK, *Der Zürcher Schulmeister von Esslingen aus der „Manesischen Liederhandschrift“*, Zürich 2003.

<sup>11</sup> *Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts* (wie Anm. 4), VIII, 22 und Kommentar, S. 452.

<sup>12</sup> So etwa GUSTAV ROETHE, Art. ‚Schulmeister von Esslingen‘, in: ADB 33 (1891), S. 64 f., vgl. auch KORNRUMPF, Art. ‚Der Schulmeister von Esslingen‘ (wie Anm. 10), Sp. 870.

<sup>13</sup> Zum Spruchdichter Kanzler vgl. GISELA KORNRUMPF, Art. ‚Der Kanzler‘, in: <sup>2</sup>VL 4 (1983), Sp. 986–991, zur eventuell möglichen Gleichsetzung des Kanzlers mit einem Offenburger Schulmeister Sp. 986.

<sup>14</sup> Vgl. ZOTZ, *Lateinschulen* (wie Anm. 7), S. 71 zu Walther von Breisach; MARTIN KINTZINGER, *Varietas puerorum*. Unterricht und Gesang in den Stifts- und Stadtschulen des späten Mittelalters, in: *Schule und Schüler im Mittelalter. Beiträge zur europäischen Bildungsgeschichte des 9. bis 15. Jahrhunderts*, hg. von MARTIN KINTZINGER u. a. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 42), Köln 1996, S. 299–326, hier S. 299 f.

<sup>15</sup> Vgl. einleitend ECKHART CONRAD LUTZ, Art. ‚Walther von Breisach‘, in: <sup>2</sup>VL 10 (1999), Sp. 639–641.

<sup>16</sup> Vgl. dazu STEFAN SEEGER, *Freundschaft bei Walther von Breisach und dem Kanzler*, in: *ZfdPh* 129 (2010), S. 347–362.

<sup>17</sup> Vgl. dazu THOMAS ZOTZ, *Die Anfänge der Freiburger Lateinschule bis zur Gründung der Universität (1457)*, in: *Schau-ins-Land* 120 (2001), S. 147.

ner, in Anschlag gebracht hat.<sup>18</sup> Es geht also darum, den manessischen und den urkundlich belegten Walther zusammen zu sehen, etwa unter der Frage, was von diesem Werk auf eine schulische Tätigkeit verweist.

Die Eckdaten zum Leben des historischen Walther, wie sie Thomas Zotz aufgearbeitet hat, sind folgende:<sup>19</sup> Von 1256 bis 1266 ist ein *magister Walther scolasticus in Brisaco* belegt, von 1271 bis 1300 als *scolasticus in Friburg, magister* bzw. *rector puerorum*, sein Siegel lässt vermuten, dass es sich um einen Geistlichen gehandelt haben dürfte.<sup>20</sup> Walther ist damit Kronzeuge für bereits früh, nämlich um und nach 1250, ins Leben gerufene Lateinschulen in Breisach und Freiburg. Ihm ging in Freiburg wohl allein der Schulmeister Heinrich voran, der ab 1273, also nach Walthers Übernahme des Amtes, als Mönch im Zisterzienserkloster Tennenbach belegt ist.<sup>21</sup>

Über die konkrete Schule und ihre Lehrinhalte in dieser Zeit weiß man fast nichts; wie in anderen Lateinschulen dürfte es auch in Breisach und Freiburg darum gegangen sein, das Lateinische als Grundlage des Bibelstudiums zu vermitteln. Das bedeutete eine Fokussierung auf das *trivium*, besonders auf die Grammatik und hier wiederum wohl vor allem auf den *Donatus minor*. Zudem ist anzunehmen, dass aus dem Kontingent der Schüler die Chorknaben für den Gottesdienst im Münster rekrutiert wurden, das von Beginn an die Pfarrkirche von Freiburg war – und das setzt auch eine entsprechende Ausbildung der Jungen voraus.<sup>22</sup> Die Qualität der frühen Schulen steht und fällt mit der Kompetenz des Lehrers, der auch als *rector puerorum* noch nicht so sehr „Funktionselite“,<sup>23</sup> wie das im späten Mittelalter der Fall sein wird, als vielmehr Einzelkämpfer auf akademischem Posten ist. Walther muss seine Aufgaben einigermaßen zufriedenstellend gelöst haben, er scheint zuerst in Breisach und dann in Freiburg konstant präsent und auch eine gut vernetzte Größe des lokalen öffentlichen Lebens gewesen zu sein. Dafür spricht sein häufiges Auftauchen in Urkunden, das ihn mit den Eliten der Politik in Verbindung zeigt: Auch Jahre nach seinem Tod ist sein Name noch ein Begriff. So können wir etwa sein Schulhaus nur deshalb lokalisieren, weil es noch in einer Urkunde von 1327 erwähnt wird, als das Gebäude an das Zisterzienserinnenkloster Günterstal verkauft und dabei beschrieben wird als *ze friburg in der wolphiuwelin*. *Var* [lies: vor] *meister walthers seligen schuole vber*.<sup>24</sup> Das ist fast 30 Jahre nach dem letzten urkundlichen Auftreten Walthers und spricht für einigen Nachhall der Erinnerung an ihn.

Wie passt dies nun mit dem manessischen Walther zusammen? Seine Strophen geben, anders etwa als beim Schulmeister von Esslingen, der in der Hs. C unmittelbar vor ihm steht, keine Anhaltspunkte für eine Datierung oder Lokalisierung, er schreibt nicht zeitaktuell und kommentiert die Politik nicht. Bereits früh ist der Forschung sein schulmeisterlicher Dichtungsstil

<sup>18</sup> LUTZ, Art. „Walther von Breisach“ (wie Anm. 15), Sp. 640.

<sup>19</sup> Vgl. ZOTZ, Anfänge der Freiburger Lateinschule (wie Anm. 17), S. 147 f.

<sup>20</sup> LUTZ, Art. „Walther von Breisach“ (wie Anm. 15), Sp. 639.

<sup>21</sup> Vgl. ZOTZ, Anfänge der Freiburger Lateinschule (wie Anm. 17), S. 147 sowie Hans Schadek, „Daß die Jugend reich und arm ... truwlich underwisen werde“. Die Freiburger Schulen von ihren Anfängen bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 2001, S. 461–481, hier S. 462 f.

<sup>22</sup> ZOTZ, Anfänge der Freiburger Lateinschule (wie Anm. 17), S. 145.

<sup>23</sup> Vgl. MARTIN KINTZINGER, Schule und Schüler in der gegenwärtigen interdisziplinären Mittelalterforschung, in: Schule und Schüler im Mittelalter (wie Anm. 14), S. 1–10, hier S. 4.

<sup>24</sup> Regesten deutscher Minnesänger des 12. und 13. Jahrhunderts, hg. von UWE MEWES, Berlin/New York 2005, Regest Nr. 15, S. 849.

aufgefallen,<sup>25</sup> wobei die Gefahr des Zirkelschlusses naheliegt. Erstaunlich ist in jedem Fall, dass Walthers Vorliebe für komplexe Sprachbilder bisweilen auch einer einfachen Didaxe im Weg steht, im Zweifel wählt er die Komplexität und stellt seine Bildung ostentativ aus:

*Der welte scephfer, himelischer künc, gedriet eine,  
dîn ein in drin, dîn drivalt ein, niht sunder, ungemaine* (KLD I, 1, 1 f.)

So beginnt die erste Strophe des ersten Tones, die versiert im Trikolon des ersten Verses die Trinität spiegelt; die *derivatio* der Dreiheit, die asyndetische Reihung, all das läßt bereits die ersten beiden Verse des 15 Verse umfassenden Preises auf, der in die rhetorische Frage mündet: *wâ ist der munt, der dîme lobe zunge trage?* (KLD I, 1, 11).

Walther beweist also seine rhetorische Bildung ebenso wie Versiertheit im Umgang mit den Usancen der Gattungen, die er bedient: Sein Marienpreis etwa ist stilistisch an jenem oben erwähnten Marner geschult.<sup>26</sup> Deutlich ist der Einfluss dieses Sängers auch thematisch zu spüren, wenn Walther den Wert von Freundschaft behandelt: Diese kommt im schmalen Corpus gleich zwei Mal vor, was dem ansonsten in der Spruchdichtung nur selten behandelten Thema besondere Prominenz verschafft. Nur Spervogel, Walther von der Vogelweide, der Kanzler und eben der Marner beschäftigen sich jenseits allgemeiner Topik mit dem Thema,<sup>27</sup> und der Marner und Walther von Breisach teilen inhaltlich vieles in ihrer Betrachtung:

Marner VI,2  
*Ob dem beine hasset hunt gesellen.  
guoter fründe in not ieman vil lûzel siht.  
swer den rin mit leime wil verswellen,  
der hat min, swie tumbe ich si, ze hilfe niht.  
frünt min  
du solt sin,  
swie min ›nein‹, din ›ja‹ gelichen wellen.  
sus hat frünt mit fründe rehtes fründes pfliht.*<sup>28</sup>

Der Hund, wenn er einen Knochen hat, mag keine Genossen.  
Guter Freunde Not nimmt man überhaupt nicht wahr.  
(Oder: In der Not sieht man kaum einen guten Freund.)  
Wenn einer den Rhein mit Lehm aufstauen will,  
der bekommt meine Hilfe nicht, wie töricht ich auch sonst sein mag.  
Mein Freund  
sollst du sein,

<sup>25</sup> ALBRECHT SCHLAGETER, Untersuchungen über die liedhaften Zusammenhänge in der nachwaltherschen Spruchlyrik, Diss. masch. Freiburg 1953, S. 270: „Sein merkwürdig geschraubter, gelehrsam Stil verrät lateinische Bildung.“

<sup>26</sup> Vgl. dazu und zu dem Forschungsdesiderat, den Stil Walthers von Breisach intensiver im Zusammenhang mit dem des Marners zu sehen, LUTZ, Art. „Walther von Breisach“ (wie Anm. 15), Sp. 640 f.

<sup>27</sup> Vgl. dazu allg. SEEBER, Freundschaft (wie Anm. 16), zu Walther von Breisach bes. S. 352–355.

<sup>28</sup> Der Marner. Lieder und Sangsprüche aus dem 13. Jh. und ihr Weiterleben im Meistersang, herausgegeben, erläutert und übersetzt von EVA WILLMS, Berlin 2008.

wenn auch ein Nein von mir einem Ja von dir entsprechen soll.  
So muss der Freund dem Freunde in rechter Freundschaft zugetan sein.

Walther von Breisach (KLD I, 5)

*Ob mich ein vînt alsam der friunt in friundes gruoze grüezet,  
daz mir sin süezer gruoze in ôren und in herzen süezet,  
des frôwe ich mich und lobe es got  
daz sich mîn leit mac friundes helfe gesten.  
der selbe friunt der niht wan friunt in friundes wâne schînet,  
swenn er mich lachen siht, daz er von herzen grunde grînet,  
mîn herzeleit wirt im ein spot,  
mîn liep kann in mit leides swaere lesten.  
den bitte ich daz er mîne klage  
reht also ein friunt in friundes helfe trage;  
mîn herze ûf rât, ûf triuwe biute ich ime dar.  
nu sage, wie wirt gerâten mir?  
vil lîhte in worten nâch mîns herzen gir  
ein wort der triuwen und des râtes helfe bar,  
swer sich sô treit den nenne ich niht zem besten*

Wenn mich ein Feind wie der Freund mit Freundes Gruß so grüßt,  
dass mir sein lieber Gruß in Ohren und Herz wohltut,  
dann freue ich mich darüber und lobe Gott deswegen,  
dass sich mein Kummer durch Freundes Hilfe legen kann.  
Derselbe Freund, der nur dem Anschein nach ein Freund ist,  
der, wenn er mich lachen sieht, im Herzensgrund weint,  
dem wird mein Herzeleid zum Spott,  
meine Freude kann ihm schwer auf der Stimmung liegen.  
Den bitte ich, dass er meine Klage wie ein Freund  
als Freundes Hilfe auf sich nimmt.  
Ich biete ihm mein Herz zu Hilfe.  
Sage nun, wie wird mir geholfen?  
Vielleicht in Worten, wie sie mein Herz verlangt,  
als Worte nur, ohne Treue und ohne Hilfe.  
Wer sich so verhält, den zähle ich nicht zu den besten Freunden.

Zweimal werden die rhetorischen Formeln der *subnexio* und *derivatio* geboten,<sup>29</sup> doch bleibt der Marner auf der Ebene sentenzhaften Sprechens stehen, während Walther viel weiter ausgreift, indem er mit rhetorischer Frage, Apostrophe und einem generell negativen Blick auf die Freundschaft das zuspitzt, was der Marner nur konstatiert, nämlich, dass *frundes pflîht* eine ethische Größe ist, die nicht jeder zu erreichen vermag. Die *triuwe* als Walthers allgegenwärtiges Generalthema tritt zudem hinzu und verleiht der Strophe eine eigene, walthersche Note – er adaptiert also ein Thema des Marners für seine eigenen Zwecke.

<sup>29</sup> Vgl. HEINRICH LAUSBERG, Handbuch der literarischen Rhetorik, München 1960, § 861–866, hier § 648.

Der Sänger Walther ist damit ein auf Tradition aufbauender Dichter, literarisch belesen und in den sieben freien Künsten gebildet. Vor allem ist er einer, der seine Bildung auch ausstellt. Erstaunlich ist, dass die Didaxe in seinen Strophen hinter die Bildungsschau zurücktritt, dass *claritas* gerade nicht sein Ideal ist: Er bewegt sich auf einem hohen sprachlichen Niveau, das auch über den Vergleichstext des Marners hinausreicht. Das kann die Identität zwischen dem urkundlich belegten Walther und dem manessischen Magister natürlich nicht beweisen, doch die Hinweise verdichten sich: Der gebildete Autor mit seiner auffallend ortlosen Dichtung ist eine Art Sonderfall. Walther scheint außer Konkurrenz und nicht für den Markt zu dichten, sich also nicht wie andere Sangspruchdichter behaupten zu müssen. Das würde zum Bild von einem sesshaften Schulmeister passen, der genug Bildung besitzt, um auch literarisch zu arbeiten. Und es würde auch erklären, warum zwischen den wenigen, allgemein-ethischen Sprüchen noch ein konventionelles Tagelied zu finden ist: Walther bedient offenbar im städtischen gebildeten Umfeld Sangspruch und Minnesang eher spielerisch und ohne über rhetorische Stilkunst hinausreichende Extravaganz, als eine Art Fingerübung und Gattungszitat. Der Schulmeister wäre damit ein Hobby-Dichter von gehobenem gesellschaftlichem Rang, aber eben kein Vollblut-Lyriker wie etwa der Marnar, der sich in Fehden mit Dichterkollegen ergeht und am Ende seiner langen Fahrendenkarriere einem Mord zum Opfer fällt.<sup>30</sup> Walther hebt die Dichtung in den städtischen Raum und nimmt sie damit aus ihrem ursprünglichen Produktionszusammenhang. Welchem Umfeld seine Texte zugehören, muss dabei Spekulation bleiben, vielleicht sind sie ein Hinweis auf literarische Interessen der Freiburger Bürger im späten 13. Jahrhundert.

## Der Kanzler

Das Bild 423v in der Manessischen Liederhandschrift zeigt den *Chanzler* sitzend zwischen einem Fiedler und einem Flötenspieler auf einer Bank. Er trägt ein blaues Gewand, die beiden anderen sind in Zinnober und Purpur gewandet. Beide Hände hat er auf deren Knie gelegt. Offenbar soll er als Sänger dargestellt sein, wenn auch sein Mund geschlossen ist.

Der Kanzler gehörte zu den zwölf alten Meistern der Meistersinger.<sup>31</sup> Seine Melodien, Texte und Neudichtungen anderer stehen also auch in späteren Handschriften. Am interessantesten für die Aufführungspraxis ist die „Basler Rolle“, auf der er zusammen mit Liedern Konrads von Würzburg vorkommt.<sup>32</sup> Für unser Problem genügen die allgemein für authentisch gehaltenen Strophen in der Manessischen Handschrift, die Carl von Kraus herausgegeben hat.<sup>33</sup> Methodisch ist das bei der Frage, ob der Sänger Kanzler auch der gleichnamige Schulmeister von Offenburg

<sup>30</sup> Vgl. den lyrischen Nachruf Rumelants von Sachsen, ...*schentlicher mort der wart noch nie begangen/an einem kranken, blinden alten manne*. Zitiert nach: *Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts* (wie Anm. 4), V. 13.

<sup>31</sup> Vgl. allg. HORST BRUNNER, *Die alten Meister. Studien zu Überlieferung und Rezeption der mittelhochdeutschen Sangspruchdichter im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit* (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, Bd. 54), München 1975, dort z. B. S. 37 zu Spangenberg's Liste der Alten Meister.

<sup>32</sup> Vgl. dazu die Anmerkungen unten. Die Rolle wurde zuerst beschrieben von MARTIN STEINMANN, *Das Basler Fragment einer Rolle mit mittelhochdeutscher Spruchdichtung*, in: *ZfdA* 117 (1988), S. 296–310.

<sup>33</sup> KLD (wie Anm. 3), Nr. 28, vgl. KLD, Bd. 2, S. 245.



Abb. 2: Miniatur zum Kanzler im Codex Manesse. Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 848, fol. 423v.

gewesen ist, zu rechtfertigen. Da das Werk auch dann noch ziemlich groß ist, wird es nur allgemein vorgestellt, die signifikanten Strophen werden ausgewählt.

Zu den hervorragenden Eigenschaften des Autors gehört ein im Verhältnis zu anderen seiner Zunft starkes Selbstbewusstsein. In einem fiktiven Gespräch lässt er einen Fragenden ausdrücklich auf seine Kunst hinweisen:

*Her Kanzeler, ir kündet mir,  
man seit ir künnet künste vil:  
waz tuot iuch guotes bar?* (KLD XVI, 6, 2–4).

„Warum besitzt Ihr nichts – wo Ihr doch so viel könnt?“ Er antwortet, dass das am Geiz der Herren ihm gegenüber liege. Er kritisiert das unedle Verhalten der adligen Herren gegenüber den Fürsten, aber zeigt diesen auch, wie sie sich eigentlich ehrenvoll verhalten müssten (Ton II, 4–6). Was er gegen den Adel ebenfalls einzuwenden hat, ist dessen Unfähigkeit, die kunstlosen Sänger als solche zu erkennen (Ton I, 5 f.) und die guten zu honorieren. Auf Befragen der Herren charakterisiert er auch seinesgleichen, zu denen er selbst nicht gehören möchte:

Viele Herren fragen mich,  
warum es so viele heischende Leute gebe.  
Wenn ihnen das nicht lästig ist,  
will ich ihnen erklären, wenn ich kann,  
wie es um die Heischenden bestellt ist.  
Ein Heischender kann Zaubertricks,  
der zweite wohl Schach spielen,  
der dritte schmeichelt sich bei Hof ein,  
der vierte ist ein Hampelmann, der fünfte ist verrückt,  
der sechste macht freche Sprüche,  
der siebte handelt mit Kleidern,  
der achte ist ein Schleimer, der neunte geht als Bettler,  
der zehnte hat ein Mädchen,  
eine Frau oder Tochter – leicht zugänglich.  
Denen gaben früher und geben jetzt  
die Herren in ihrem Unverstand –  
um der Kunst willen geben sie nichts.<sup>34</sup>

Wenn er die geistlichen Fürsten wegen ihres weltlichen Kriegerlebens tadelt, könnte dies auch als Anbiederei an den weltlichen Adel verstanden werden, das ist aus der historischen Entfernung kaum zu beurteilen:

<sup>34</sup> Text KLD II, 8: *Manc herre mich des vrâget / dur waz der gernden sî sô vil. / ob in des niht betrâget, / dem wil ich tiuten, obe ichz kan, / wiez umb die gernden si. / ein gernder man der triuget, / der ander kan wol zavelspil, / der tritte hoveliuget, / der vierde ist gar ein gumpelman, / der fünfte ist sinnen vri; / so ist der sehste spottes vol, / der sibende kleider koufet, / der ahte vederliset wol, / der niunde umb gâbe loufet, / der zehende hât ein dirne, / ein wip, ein tohter unbehuot. / den gebent niuwe und virne / die herren durch ir toerschen muot: / si gebent durch kunst niht guot.*

*Die pffaffenfürsten sint ir wirde ein teil beraubet.  
vür infel helm, vür krumbe stebe slehte spieze und sper,  
vür stólen swert...*

Die geistlichen Fürsten haben ihre Würde völlig eingebüßt.  
Statt der Mitra erlauben sie sich, den Helm zu tragen,  
statt der Krummstäbe gerade Spieße und Speere, statt der Stola das Schwert...<sup>35</sup>

Was ihn unter den Sängern an Schulwissen und Bildung hervorhebt, sind eine fast klerikale Ausbildung und offensichtliche Lateinkenntnisse, auch wenn er keine Sprachprobe gibt. Die folgenden Inhalte lassen sich nämlich ohne Lateinkenntnisse kaum erklären: Die allegorische Deutung der biblischen Geschichte (Gen. 9,20–27), wie der betrunkene Noe von seinem Sohn Cham verspottet, von Sem und Japhet aber mit ihren Gewändern zugedeckt wurde, diente im Mittelalter dazu, die Entstehung des Adels zu erklären. Dazu musste man keine Bibelkenntnisse besitzen. Aber der Kanzler bezieht sich ausdrücklich auf die Heilige Schrift: *des wísent mich diu buoch* (KLD I, 1, 4). Einen noch deutlicheren Hinweis auf Bibelkenntnis bringt die folgende problematische Strophe auf den Hl. Geist:

*Heiliger geist, erhoere  
mich armen, ich wil bitten dich,  
mîn sünde dû verstoere.  
ich fürchte ich gote unmaere si  
von sünden ungezalt,  
erliuhter aller herzen,  
mit dîner lère erliuhte mich,  
daz mich der helle smerzen  
an mînem ende machen frî  
dîn gâbe sibenvalt.  
gib vorhte mir und rehte kraft,  
rât unde rehte milte,  
sît ich mit sünden bin behaft.  
noch muote ich drîer schilte.  
der erste ist rehtiu witze,  
der ander schilt ist rehtiu kunst;  
kein vîent ich entsitze,  
wirt mir der dritte, reht vernunst;  
sô habe ich gotes gunst. (II, 3)*

Wichtig ist in diesem Kontext der Inhalt ab Vers 10:

...deine siebenfachen Gaben.  
Gib mir Furcht und rechte Stärke,

---

<sup>35</sup> Vollständige Übersetzung: Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts (wie Anm. 4), IIa, 24. Text KLD III,1.



Rat und richtige Freigebigkeit,  
da ich voll Sünden bin.  
Dazu erwähne ich drei Schilde.  
Der erste ist rechter Verstand,  
der zweite Schild ist richtige Kunst,  
kein Feind überwindet mich,  
wenn ich den dritten habe: richtige Vernunft (Weisheit),  
dann habe ich Gottes Gnade.

Fest steht, dass der Kanzler die sieben Gaben des Heiligen Geistes kennt. Sie stimmen jedoch nicht alle mit der traditionellen Reihe nach Isaias 11,2 f. überein:

*Et egredietur virga de radice Jesse et flos de radice ejus ascendet. Et requiescit super eum spiritus Domini, spiritus sapientiae, et intellectus, spiritus consilii, et fortitudinis, spiritus scientiae, et pietatis. Et replebit eum spiritus timoris Domini.*

Und ein Reis wird hervorgehen aus der Wurzel Jesse und eine Blüte wird aufsteigen aus ihm. Und der Geist des Herrn wird sich auf ihm niederlassen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit, und der Geist der *Furcht des Herrn* wird ihn erfüllen.

Die Furcht des Herrn steht also am Ende.<sup>36</sup> Es muss darauf verzichtet werden, die Unstimmigkeiten im Detail zu erklären. Der Umkreis der Bedeutungsmerkmale ist zu unbestimmt, vielleicht für uns unbestimmbar. Festzuhalten aber ist, dass die (unbiblische, hereingekommene) *kunst* hier mehr bedeuten dürfte als nur die Gabe, gut zu singen, wie in den anderen Fällen, nämlich „die Eigenschaft [...] die ihn befähigt, geistige Gebilde zu formen“.<sup>37</sup>

Aber das ist noch nicht alles. Die Formulierung in der Strophe zeigt trotz der internen Unterschiede, dass die Reihe der sieben Gaben, die ihm vorschwebt, anders als bei Isaias mit der Furcht beginnt und mit der Weisheit (*vernunft*) aufhört. Das wäre nicht weiter auffällig, wenn nicht die „Auslegung des Vaterunsers“ und der Prolog des „St. Trudperter Hohen Liedes“ – zwei geistliche Dichtungen aus dem 12. Jahrhundert – dasselbe Phänomen zeigen würden: Es ist also unter den geistlichen Dichtern nicht unüblich, solche Reihen in verschiedenen Reihenfolgen zu verwenden.<sup>38</sup> Bei den sieben Gaben liegt es besonders nahe, denn nach Psalm 110,10 und Ecclesiasticus 1,16 ist *Initium sapientiae timor Domini* – Die Furcht des Herrn ist eben der Anfang der Weisheit, nicht das Ende.

<sup>36</sup> HARALD KRIEGER, *Der Kanzler. Ein mittelhochdeutscher Spruch- und Liederdichter um 1300*, Diss. Bonn 1931, hier S. 80 f. versucht die Parallelität herzustellen und meint, „der eine und andere Begriff“ sei ihm „entfallen“.

<sup>37</sup> Ebd., S. 81.

<sup>38</sup> Zur „Auslegung des Vaterunsers“ vgl. VOLKER SCHUPP, *Die „Auslegung des Vaterunsers“ und ihre Bauform*, in: *Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftliche Grundlegung* 11, H. 2 (1959), S. 25–34. Vgl. zudem das St. Trudperter Hohelied: eine Lehre der liebenden Gotteserkenntnis, hg. von FRIEDRICH OHLY unter Mitarb. von NICOLA KLEINE (Bibliothek des Mittelalters, Bd. 2), Frankfurt 1998.

Es ist vielleicht eine besondere Spitzfindigkeit, einen theologischen Sinn durch die Veränderung der Reihenfolge zu generieren, und der Kanzler weiß das und kehrt die (defekte) Reihe auch um,<sup>39</sup> oder er hat eine umgekehrte Reihe im (schlechten) Gedächtnis.

Signifikant für die Bildung sind auch die beiden Strophen II, 10 und 11. Sie behandeln die astronomischen Verhältnisse im Himmel und auf Erden. Hier gibt es seit 1938 eine fast kanonische Untersuchung von Siebert, die den Vergleich mit der lateinischen Fachliteratur zieht, der von Kraus noch erweitert wurde. Ihre Ergebnisse werden hier übernommen. Siebert bescheinigt dem Kanzler, dass „seine Kenntnisse auf astronomischem Gebiete nicht gering“<sup>40</sup> sind. Es offenbare sich aber doch eine gewisse Unklarheit über Zahl und Reihenfolge der Himmelsphären,<sup>41</sup> was nach den theologischen Darlegungen nicht verwundert. Aber darauf scheint es nicht anzukommen, denn wenn man die Intention der Strophe ins Auge fasst, so liest man daraus nicht nur das Selbstbewusstsein des Sängers (wie Siebert), sondern die Pose der Überlegenheit, die den anderen zeigen will, was er alles weiß, was sie dagegen nicht zu deuten wissen. Es ist also durchaus in seinem Sinne, wenn wir das nicht verstehen können. So bezieht sich auch der Hinweis auf seine *kunst* II, 11, V. 10 diesmal eindeutig auf die Astronomie, eine Wissenschaft des Quadriviums, von der er XVI, 11 als der letzten Kunst spricht, die *der himel ordenunge uns lêret*.

Hier die Übersetzung von II, 11:

Wie auch immer die schwere Last sich zum Zentrum der Erde neigt, wo das sich befindet, und wie der Himmel sich drum herum schwenkt, über dem nichts ist, wie es mir die Schrift sagt, als klare heiße Sonnenstrahlen, des Mondes Kälte, des Regens Schauer, der bewegenden Winde Erquickten, der Planeten Kraft, ihres Laufes Zeit. Meine Kunst erkennt sehr wohl, wie der Himmel leuchtet, die Kraft der Sterne der Erde zu Hilfe kommt, dass sie ihrer süßen, hohen Schöpfung durch die Blüte zur Frucht drängt, wo sich die Elemente bewegen, wo schwer, wo leicht, wo heiß, wo kalt, wie sie aus der Natur kommen, als vielfache lebendige Geschöpfe in gar wunderbarer Form.

Siebert weist darauf hin, dass der Trieb, der die Pflanze von der Blüte zur Frucht bringt, auf die Einwirkung der Gestirne zurückzuführen sei, wie die lateinischen Astronomen dies sagten.<sup>42</sup> Der Kanzler habe gute Kenntnisse, die Planetenbahnen (in Strophe 11) stammten aus dem „Anticlaudianus“ des Alanus ab Insulis, eines Universalgelehrten des 12. Jahrhunderts. Die Strophe wurde ausgewählt, weil der Kanzler ausdrücklich die Fachliteratur erwähnt (*schrift*) und seine Kenntnisse herausstreicht (*min kunst*).

Die Tiere des „Physiologus“ gehören zum Allgemeingut auch der Sänger. Es ist aber bei ihnen nicht unüblich, dass sie das Tierverhalten statt auf Christus auf sich selber oder ihre Umge-

<sup>39</sup> Zum ganzen Komplex VOLKER SCHUPP, Septenar und Bauform. Studien zur „Auslegung des Vaterunsers“, zu „De VII Sigillis“ und zum „Palästinalied“ Walthers von der Vogelweide (Philologische Studien und Quellen, Bd. 22), Berlin 1964, S. 50–58. Ob auch hier bewusst nach dem Motto *Initium sapientiae est timor Dei* (Ps. 110,6) angeordnet wird, bleibt offen.

<sup>40</sup> JOHANNES SIEBERT, Die Astronomie in den Gedichten des Kanzlers und Frauenlobs, in: ZfdA 75 (1938), S. 1–24, hier S. 13. Vgl. außerdem: Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, Bd. 2: Kommentar. Besorgt von HUGO KUHN, hg. von CARL VON KRAUS, 2. Aufl. durchgesehen von GISELA KORNRUMPF, Tübingen 1978, S. 249–254.

<sup>41</sup> SIEBERT, Astronomie (wie Anm. 40), S. 14.

<sup>42</sup> Vgl. etwa VINZENZ VON BEAUVAIS, *Speculum naturale*, Graz 1964 (ND der Ausgabe Duaci 1624) (*Speculum quadruplex sive Speculum maius*, Bd. 1), 3, 38.

bung beziehen. So habe der Phönix (KLD, XVI, 2) die Eigenschaft, dass er keine Nachkommen hervorbringe und die Verjüngung durch das Verbrennen geschehe. Das bezieht der Kanzler auf die anständigen Adligen und die bösen. Die guten sollten sich verjüngen, die bösen aber ohne Leibesfrucht bleiben. Von der *schrift* (V. 7), welcher Art auch immer, ist er damit allerdings weit entfernt. Denn der „Physiologus“-Phönix hat die Macht, sein Leben zu lassen und es (nach drei Tagen) wieder zu nehmen.<sup>43</sup>

Ein Tier, das nicht in diese Tradition gehört, das er aber ebenso behandelt, ist der *leozephena* (XVI, 3):

Es gibt ein seltsames Tier, das Leozephena heißt. Aus dem wird ein Pulver gebrannt, das den Löwen in Bedrängnis bringt. Wenn der Jäger des Löwen Wechsel in Erfahrung bringt, und er das Pulver sofort dort auf seine frische Spur streut, dann bleibt der Löwe tot liegen. Wollte Gott, dass der reiche, geizige Mann des Löwen Eigenschaft gegenüber diesem Tier hätte. Wenn ich es in Indien suchen sollte, ich wollte es schnell nach Deutschland bringen. Von dem Pulver säte ich auf den Rasen, wo reiche Geizige umhergingen, die sich zu den Tugenden der Ehre (schwach) wie Hasen verhielten und zur Schande kräftig wie die Löwen.

Das Tier kennen Aristoteles und Plinius, aber unter dem Namen *leontophónon* und mit einer wesentlich anderen Erzählung.<sup>44</sup> Größere Ähnlichkeit zeigt Isidor von Sevilla, der ausführt:

*Leontophonos bestia modica; et ex eo ita vocata quia capta exurit, eiusque cinere aspersae carnes et positae per conpita semitarum leones necant, si quantulumque ex illis sumpserint.*<sup>45</sup>

Das Leontophonon ist ein mittelgroßes Tier und wird deswegen so genannt, weil es, wenn es gefangen ist, verbrannt wird und weil Fleisch, das mit seiner Asche bestreut und auf die Kreuzungen der Pfade gelegt wird, die Löwen tötet, wenn sie etwas davon verzehrt haben.

Ist dies die Quelle, so ist sie doch sehr auf die eigenen sozialen Verhältnisse weiterentwickelt. Wenn der Name auch beim Kanzler und auf andere Weise bei Konrad von Megenberg zu *leocaffen* verballhornt ist, darf man doch nicht annehmen, hier liege Allerweltswissen vor wie beim „Physiologus“. Es ist wie bei den anderen ausgehobenen „wissenschaftlichen“ Strophen das besondere Wissen, das einen Schulmeister qualifizieren würde. Nur besteht ja die Meinung, der Sänger sei gegen Ende seines Lebens zum Schulmeister avanciert, wohin ja auch die Urkunden weisen. Unsere Strophen aber gehören wahrscheinlich in seine Früh- und Sängszeit. Es müsste also die Biografie neu geschrieben werden, was schwerfällt, da außer den Urkunden keine feste Datierung möglich ist, ausgenommen vielleicht die Strophe mit der Anspielung auf die Kriegsverbrechen der Deutschordenskreuzzüge – *roub und brant uf gotes vart* (KLD XVI, 8) – vor 1283, die aber wer weiß wie lange nach den Ereignissen auch noch möglich ist.<sup>46</sup>

<sup>43</sup> Der Physiologus, übertragen und erläutert von OTTO SEEL, Zürich/Stuttgart 1960, S. 8 f.

<sup>44</sup> Stellen bei KRIEGER, Der Kanzler (Anm. 36), S. 78 f. Plinius, Hist. nat. VIII, LVII, 136 kommt deswegen als Quelle nicht in Frage. Zur deutschen gelehrten Zoologie der Spruchdichter siehe GUSTAV ROETHE, Die Gedichte von Reinmar von Zweter, Leipzig 1887, S. 283 und hier Anm. 330.

<sup>45</sup> Isidor von Sevilla, Etymologiae XII, ii, 34 (Isidori Hispalensis Episcopi Etymologiarvm sive Originvm libri XX, hg. von W.M. LINDSAY, Bd. 2: Buch XI–XX, Oxford 1991).

<sup>46</sup> KLD Kommentar (wie Anm. 40), S. 245.

Soweit die Fakten in den Sangsprüchen, die den nicht gerade kleinen, in unseren Augen vielleicht skurrilen Bildungshorizont des Schulmeisters umreißen. Er hat also möglicherweise die *VII artes* und „leider auch Theologie“ studiert. Des Lateinischen muss er dazu mächtig gewesen sein. Damit hat er durchaus ähnlich Gebildete unter seinesgleichen, etwa den Mamer.

Die Urkunden und Nachrichten der fraglichen Zeit, in denen ein Kanzler erwähnt wird, hat schon Grimme gesammelt.<sup>47</sup> Sie kommen im ganzen Süden Deutschlands vor, von daher sei es nicht erlaubt, auf die Heimat zu schließen.<sup>48</sup> Es hebt sich aber doch unter den nicht weiter Qualifizierten eine „verdächtige“ Person heraus. Noch 1275, am 28. August, ist ein Hermann, *rector puerorum* in Offenburg Zeuge eines Verkaufs an das Kloster Allerheiligen.<sup>49</sup> Am 19. März 1312 ist ein *Kantzler* noch Schulmeister in einer Urkunde, die den Verkauf eines Hofes *in Hofwilre* durch den Ritter Ulrich Zoller aus Kenzingen an das Kloster auf dem Kniebis betrifft. Offenbar ist er Mitglied im Rat. Über zehn Jahre später ist er der alte (also ehemalige) Schulmeister zu Offenburg, der die Stumpfenmühle in Ebersweiler aufgibt, die er von den Herren<sup>50</sup> von Schauenburg als Erblehen hatte. Dazu kommt noch am 27. Januar 1351 eine *Adelheidis, relicta quondam dicti Kanzelarii, olim rectoris puerorum*<sup>51</sup>...

Während Kornrumpf die Möglichkeiten offenlässt, meint Krüger, der Schulmeister könne mit dem Kanzler identisch sein.<sup>52</sup> Ein Beweis wird sich nicht führen lassen. Da wir nicht wissen, wann die Offenburger Schulmeister pensioniert wurden, können wir einmal annehmen, der Kanzler sei um die Jahrhundertwende 50 Jahre alt gewesen und habe eine ganz junge Frau gehabt. Seine Lieder fielen also in die letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. Aber ist ein Vagant als Stadtbürger denkbar, und dazu noch als gescheiterter Kleriker? Offenbar ja, denn auch Konrad von Würzburg, der sesshafte Basler, wird in den Colmarer Annalen *vagus* genannt und von anderen Spruchdichtern als ihresgleichen mit Lob behandelt.<sup>53</sup> Der Weg könnte also auch vom Sänger zum angestellten Lehrer gehen, der auch als Stadtschreiber und -dichter gebraucht wird. Nach Eugen Hillenbrand wäre es auch noch möglich, dass es sich bei beiden Lehrern um freischaffende Schreib- und Rechenmeister gehandelt habe, die in ihrer Privatwohnung Unterricht erteilen. Der Kanzler wäre dazu allerdings überqualifiziert gewesen.<sup>54</sup>

Aber wie passt das zu den Sommer- und Winterliedern des Kanzlers? Sie lassen sich weder seiner Zeit als Sänger noch der als angestellter Schulmeister sicher zuordnen. Das Korpus der zehn Lieder ist eine Sammlung, die sicher nicht auf einmal aufgeführt worden ist, da die Inhalte zu ähnlich sind. Welche Verwendungsmöglichkeiten kann man sich vorstellen? Der Sänger könnte die Lieder auf seiner Rolle mitgetragen haben, um nach Bedarf auszuwählen, der Schulmeister

<sup>47</sup> FRITZ GRIMME, Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Minnesangs im südwestlichen Deutschland (Geschichte der Minnesinger, Bd. 1), Paderborn 1897, S. 288.

<sup>48</sup> Ebd., S. 187.

<sup>49</sup> ERNST BATZER, Zur Geschichte der Offenburger Schulen, in: Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Oberrealschule Offenburg: 1912–1937, Offenburg 1937, S. 1–44, hier S. 2.

<sup>50</sup> Zu den beiden Urkunden vgl. PHILIPP RUPPERT, Regesten des mortenauer Adels, in: ZGO 37 (1884), S. 385–411, hier S. 394 und ZGO 39 (1885), S. 83–180, hier S. 116.

<sup>51</sup> BATZER, Zur Geschichte der Offenburger Schulen (wie Anm. 49), S. 2.

<sup>52</sup> KORNRUMPF, Art. „Der Kanzler“ (wie Anm. 13), Sp. 986; KRIEGER, Der Kanzler (wie Anm. 36), S. 96.

<sup>53</sup> Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts (wie Anm. 4), S. 358 f.; HORST BRUNNER, Art. „Konrad von Würzburg“, in: <sup>2</sup>VL 5 (1985), Sp. 272–304, hier Sp. 276. Der Titel Magister/Meister komme ihm als gelehrtem Berufsdichter zu, so Horst Brunner, ebd. Und wenn er auch noch Lehrer gewesen wäre?

<sup>54</sup> EUGEN HILLENBRAND, Das Bildungsangebot der Schulstadt Offenburg vor 500 Jahren, in: Die Ortenau 94 (2014), S. 465–486, hier S. 473.

könnte sie angesammelt haben, nachdem er bei Festen jedes Mal eines der Lieder vorgetragen hat, um sich nicht zu wiederholen. Selbst die jeweils entgegengesetzte Jahreszeit wird noch in den Liedern aufgerufen. Das Ziel ist immer der Preis der Frau als *wibes minne* oder *name* oder auch der Preis der Frau *Minne*, wogegen die Jahreszeit eher unwichtig wird. Der Sänger braucht sie aber wegen der Beschreibung in den unterschiedlichen Strophen, deren metrisch-musikalische Variation wohl das eigentlich Intendierte, also die Demonstration der Kunstfertigkeit, in Wort und Melodie zum Zweck hat.

Charakterisierungen wie bei Neidhart können nicht vorgenommen werden.<sup>55</sup> Man fühlt sich eher an die entsprechenden Lieder des Konrad von Würzburg erinnert. Können die uns mehr über den Autor sagen? Offenbar gehört es zu den Aufgaben der Sänger, *von der heide und den bluomen*<sup>56</sup> zu singen. Welcher äußere Anlass wäre denkbar? Parallelen liegen auf der Hand. Beide, Kanzler und Konrad, sind sesshafte Stadtbürger, beide sind *vagi* (gewesen), auch wenn die Germanistik das erklärungsbedürftig findet.<sup>57</sup> Ist der Basler „Magister Konrad“ bei seiner reichen Produktion auch noch ein Schulmeister? Man sollte es annehmen, denn auch er kann Latein und wird in einer Urkunde von 1295, also nach seinem Tod, als *magister* bezeichnet.<sup>58</sup> Beide pflegen also das jahreszeitliche Kunstlied, bei welcher Gelegenheit auch immer.

Es scheint, als ob der Beruf des Lehrers für solche (lateinisch) gebildeten Leute auch eine Beschäftigung gewesen ist, die man nur zeitweise ausübte. Eine Parallele bietet Gottfried von Hagenau, ein Autor aus etwa derselben Zeit, der Kanoniker des St. Thomasstiftes in Straßburg war († 1313) und laut Grabplatte als *Medicus* praktizierte. In der Einleitung zu einem seiner lateinischen Gedichte sagt er *quondam rexit scolas [...] in Basilea, a quibus paucos habuit reditus, quia non dabatur sibi quod promissum erat ei ab episcopo, unde scripsit istum versum [...] et rediit ad studium unde venit*.<sup>59</sup> Das *studium* war das lat. *Versepos de sex festorum BMV*.<sup>60</sup>

Da es außerdem von Gottfried noch fünf deutsche Strophen gibt, kann man sich die Frage stellen, ob man ihn auch unter die Sangspruchdichter einreihen darf. Anscheinend haben sich die sozial determinierten Gattungen vom ehemaligen Sitz im Leben gelöst und stehen als Kunstgattungen zur Verfügung. Das dürfte auch schon ein knappes Jahrhundert vorher für seinen Namenspatron, den anderen Magister Gottfried von Straßburg, gegolten haben, der neben seinem Hauptwerk, dem „Tristan“, zwei regelrechte Spruchstrophen aufzuweisen hat, deren Authentizität (allerdings gegen die Aussage Rudolfs von Ems) von der Philologie immer wieder angezwei-

<sup>55</sup> Vgl. SIEGFRIED BEYSLAG, Art. „Neidhart und Neidhartianer“, in: <sup>2</sup>VL 6 (1987), Sp. 871–893, hier Sp. 878.

<sup>56</sup> Walther von der Vogelweide, L 28,5, zitiert nach: WALTHER VON DER VOGELWEIDE, Leich, Lieder, Sangsprüche, 14., völlig neu bearbeitete Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns, hg. von CHRISTOPH CORMEAU, Berlin/New York 1996.

<sup>57</sup> BRUNNER, Art. „Konrad von Würzburg“ (wie Anm. 53), Sp. 276 f.

<sup>58</sup> *domui quondam magistri Cvonradi des Wirzeburg*, BUB III, S. 129, Nr. 238. Ist dieses das Haus, in dem Konrad als Lehrer wirkte? Im Gegensatz zu den beiden anderen genannten Personen, einem *dictus magister Dieterich* und einem *dominus dictus de Wartenfels*, wird Konrad einfach Magister genannt. Er war also einer, heißt nicht nur so. Vgl. Das ritterliche Basel. Zum 700. Todestag Konrads von Würzburg, hg. von CHRISTIAN SCHMID-CADALBERT, Basel 1987, S. 112.

<sup>59</sup> Gottfried von Hagenau, *Das Carmen de sex festis Beatae Mariae Virginis* und die übrigen lateinischen und deutschen Werke, hg. von VOLKER SCHUPP, Online-Ausgabe Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 2018, S. 7, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:25-freidok-151497>.

<sup>60</sup> Ebd.



Abb. 3: Miniatur zu Gottfried von Straßburg im Codex Manesse. Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 848, fol. 364r.

felt wurde.<sup>61</sup> Wegen seiner umfassenden Bildung gerade auch der Schulautoren, die er wohl am Straßburger St. Thomas-Stift erworben haben könnte, wie Knepper vermutete, obwohl es leider keine Überlieferung gibt,<sup>62</sup> könnte er auch in den Verdacht geraten, selbst wenigstens zeitweise Schulmeister gewesen zu sein. Der Titel *meister (magister)* ist allerdings erst durch das Bild in der Manessischen Handschrift pädagogisch determiniert, weil er dort auf Blatt 364r mit einem Diptychon, dem Attribut eines Gelehrten, eine Gruppe Vornehmer belehrt. Dass er den jungen Tristan in seiner ritterlichen Erziehung gerade bei der Buchgelehrsamkeit den Verlust der bis dahin genossenen Freiheit empfinden lässt, könnte von beidem motiviert sein, von Schüler- und beruflicher Lehrerschaft. Vor allem Ulrich Stökle drängt sich die Vermutung auf, Gottfried könne wegen seiner theologischen Kenntnisse kein einfacher Bürgerlicher gewesen sein, sondern etwa „als *magister* im Dienste der höheren Geistlichkeit gestanden“ haben.<sup>63</sup>

*in sîner êrsten vrîheit  
wart al sîn vrîheit hin geleit:  
der buoche lêre und ir getwanc  
was sîner sorgen anevanc;  
und iedoch dô er ir began,  
dô leite er sînen sin dar an  
und sînen vlîz sô sêre,  
daz er der buoche mêre  
gelernete in sô kurzer zît  
danne kein kint ê oder sît. (V. 2083–2093).<sup>64</sup>*

War *der buoche getwanc* auch der Anfang der Sorgen des Autors einer unvollendeten Erzählung?<sup>65</sup>

Daraus ergeben sich diese Folgerungen:

- Zum Schulmeister von Esslingen: Man sollte den Ort nicht einfach wegdiskutieren, auch wenn die Stadtpolitik dagegen spricht. Es könnte ja sein, dass er gegen den Stachel löckt oder eben später erst Schulmeister wird.
- Zu Walther von Breisach: Als Breisacher und Freiburger Schulmeister beweist er eine *stabilitas loci*, die ihn vor den Fahrenden auszeichnet und es möglich erscheinen lässt, sein Werk in der Stadt zu verorten: Hier lässt sich über die Produktion ebenso wie die Rezeption von

<sup>61</sup> KLD Nr. 16, I und II. Vgl. HUGO KUHN, Art. „Gottfried von Straßburg“, in: <sup>2</sup>VL 3 (1981), Sp. 153–168, hier Sp. 155 f.

<sup>62</sup> JOSEPH KNEPPER, Das Schul- und Unterrichtswesen im Elsaß von den Anfängen bis gegen das Jahr 1530, Straßburg 1905, S. 19 f., 284.

<sup>63</sup> ULRICH STÖKLE, Die theologischen Ausdrücke und Wendungen im Tristan Gottfrieds von Straßburg, Diss. Tübingen 1915, S. 104.

<sup>64</sup> GOTTFRIED VON STRASSBURG, Tristan und Isold, hg. von WALTER HAUG und MANFRED GÜNTER SCHOLZ. Mit dem Text des Thomas, hg., übers. und komm. von WALTER HAUG, Berlin 2012, vgl. ebd., S. 125 die Übersetzung: „Kaum spürte er die erste Freiheit, war alle Freiheit schon dahin. Aus Büchern lernen unter Druck, damit fingen seine Sorgen an. Doch als er das in Angriff nahm, da setzte er Verstand und Fleiß so mächtig ein, dass er in kurzer Zeit mehr Bücher gelesen hatte als je ein Schüler früher oder später.“

<sup>65</sup> Nach Tomas Tomasek lässt die Stelle „keinen unmittelbaren Rückschluss auf den Berufs- und Bildungsweg zu“, in: TOMAS TOMASEK, Gottfried von Strassburg (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 17665), Stuttgart 2007, S. 27. Aber geht es vielleicht mit Hilfe der Miniatur?

Liedkunst im städtischen Rahmen nachdenken, zumal da selbst das schmale Œuvre Walthers die Grenze zwischen Sangspruch und Minnesang überschreitet.

- Zum Kanzler: Dass er gebildet ist, steht nicht zur Diskussion. Er hat wohl die Schule einschließlich des Quadriviums durchlaufen. Dass er gerade mit dem Offenburger Kanzler identisch ist, lässt sich nicht sicher belegen.
- Zu Gottfried von Hagenau: Er liefert den Beweis für die notorisch schlechte Bezahlung der Lehrer in Basel. Er zeigt durch seine Biografie, dass um 1300 der Lehrerberuf offenbar jedem Gebildeten zeitweise offensteht.



# Kleider machen Leute

## Rudolf Gleichaufs „Beschreibung Badischer Landestrachten“

*Brigitte Heck*

Als der Maler Rudolf Gleichauf (1826–1896) vor nun 150 Jahren – genauer am 15. Dezember 1869 – für die Fertigstellung von fünf Aquarellen mit Kostümdarstellungen aus St. Georgen eine letzte Abschlagszahlung des festgesetzten Honorars von 2.300 Gulden aus der badischen Staatskasse erhielt, endete ein Projekt besonderer Art.

Denn über neun Jahre hinweg hatte Gleichauf auf dem Gebiet des damaligen Großherzogtums Baden ‚Trachten‘<sup>1</sup> als spezifische Kleidungsformen des ländlichen Raums erforscht und



Abb. 1: Eine dieser finalen Arbeiten: Rudolf Gleichauf, Ganzfigurige Gruppendarstellung von weiblichen und männlichen Trachtträgern aus St. Georgen. Aquarell, ligiertes Monogramm RG unten links außen (auf der Steinkante), datierbar auf Dezember 1869. BLM C 3252/25.

<sup>1</sup> Mit dem heutigen, von Zeitvorstellungen und Stereotypenkonstruktionen geprägten gleichlautenden Begriff hatten die historischen ländlichen Kostüme, die Gleichauf beschreibt, nur wenig gemein.

dokumentiert. In mehreren Reisen durchstreifte er dazu in großherzoglichem Auftrag das Staatsgebiet und fertigte zwischen 1861 und 1869 insgesamt 39 Aquarelle sowie eine darauf bezogene 105-seitige handschriftliche Beschreibung des Aussehens und der Kosten von 13 unterschiedlichen Kostümen an, die „Beschreibung Badischer Landestrachten“. Entgegen der ursprünglichen Planung wurden nur wenige Motive als Lithografie reproduziert und der zugehörige Text blieb bis heute unveröffentlicht.

Aus Anlass seines eigenen 100-jährigen Jubiläums legt das Badische Landesmuseum Karlsruhe, in dessen Besitz sich Aquarelle und Autograf heute befinden, 2019 eine kommentierte Edition dieses Werkes vor, dessen Zugang im Jahr 1869 zugleich den Auftakt einer eigenständigen volkskundlichen Sammlung bildete.<sup>2</sup>

## Die Tracht: Kostüm, Denkstil und Emblem

Der historische Begriff ‚Tracht‘ bezeichnet bis ins 18. Jahrhundert hinein noch jegliche Art Kostüm, verengte sich nach 1800 dann allerdings zunehmend auf die Bekleidungsmode ländlicher Bevölkerungskreise, die um diese Zeit signifikante Formen ausgebildet hatte. Mit dem aufkommenden Interesse von Historiografen, Ökonomen, Reiseschriftstellern, Künstlern und Reisenden an dieser Mode bildete sich – verstärkt durch die Bewegung der Romantik – der Begriff ‚Tracht‘ als Etikett für ‚bäuerliches Kleid‘ und damit als ‚Standeskleid‘ aus.

Gerade (stadt-)bürgerliche Kreise sahen die bäuerliche Lebenswelt verklärt naturgebunden und stilisierten sie als Gegenentwurf zur Stadt- und Industriegesellschaft. Tracht verstand man fortan als homogenes, orts- und milieugebundenes ländliches Idealkleid. Es kam zur Setzung dieser Kostüme als statische Regional- und Gruppenkleidung, die sowohl zeremoniell zu Fest- und Feiertagen, in vereinfachter Form aber auch als Werktags- und Arbeitskleid genutzt worden sei und die quasi die tägliche ländliche Bekleidungsart darstelle. Man wies der Tracht dabei Stabilität und Unveränderlichkeit zu und sah sie im Unterschied zur eigenen bürgerlichen Mode nicht als variable Kleidung an, deren Gestalt sich in Folge übergeordneter Prozesse gesellschaftlich bedingt und individuell motiviert dynamisch wandeln durfte. Mit dieser Setzung hatte sich Tracht zu einem „Denkstil“<sup>3</sup> und mit ihrer symbolischen Inwertsetzung zum „Emblem“<sup>4</sup> ausgebildet.

---

<sup>2</sup> Denn Rudolf Dietz (1814–1870), Leiter des badischen statistischen Büros, Geheimrat im Karlsruher Handelsministerium und Mitglied der Badischen Ständeversammlung, leitete als zuständiger Beamter das Werk Gleichaufs unmittelbar nach dessen Abschluss am 22.12.1869 an die badische Landesgewerbebehörde Karlsruhe weiter. In das spätere Kunstgewerbemuseum eingegliedert, war sie eine Vorgängereinrichtung des Badischen Landesmuseums.

<sup>3</sup> LIoba KELLER-DRESCHER, „Tracht“ als Denkstil. Zum Wissensmodus volkskundlicher Kleidungsforschung, in: Die Wissenschaften der Mode, hg. von GUDRUN KÖNIG, GABRIELE MENTGES und MICHAEL R. MÜLLER, Bielefeld 2015, S. 169–184.

<sup>4</sup> CHRISTINE BURCKHARDT-SEEBASS, Trachten als Embleme. Materialien zum Umgang mit Zeichen, in: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 209–226.



Abb. 2: Links außen: Die badische Landbevölkerung in Tracht während der Feierlichkeiten vor dem Karlsruher Schloss zur Einweihung des nach dem Brand neuerrichteten Hoftheaters vom 3. bis 5. Oktober 1853. Stahlstich aus: Illustrierte Zeitung Nr. 539, S. 284. Dresden 29.10.1853. Badisches Landesmuseum 2018/8.

## Die Akteure: Der Künstler

Rudolf Gleichauf's Werk war Teil dieses gesellschaftlichen Prozesses von Konstruktion und Transformation, und zugleich bot es einem jungen Regenten und seiner Staatsverwaltung die Chance, daraus ein patriotisches Unternehmen zur Förderung von Landesidentität quasi als Nationalbewusstsein aufzulegen.

„Bilder der badischen Landestrachten behufs deren Vervielfältigung (...) aufnehmen zu lassen“<sup>5</sup>, also einen Bildkatalog ländlicher Kostüme zu erstellen und zu publizieren, war der eigentliche Zweck des Unterfangens und der Künstler selbst wurde 1860 in Karlsruhe bei der Großherzoglichen Ministerialbürokratie mit diesem Ansinnen vorstellig, um sein Vorhaben nach heutiger Diktion zu ‚promoten‘. Er tat dies mit einiger Hoffnung auf Erfolg, denn Förderung und Protektion waren dem damals 34-Jährigen zuvor bereits mehrfach zuteil geworden: Das künstlerische Talent des am 29. Juli 1826 in Hüfingen geborenen Rudolf Gleichauf hatte der örtliche Volksschullehrer Lucian Reich d. Ä.<sup>6</sup> bereits früh erkannt und gefördert, und ein Stipendium

<sup>5</sup> GLAK 233/27625, Beschluss des Großherzoglich Badischen Staatsministeriums vom 1. Februar 1861, No. 120 u. 122.

<sup>6</sup> Zur Förderung seiner eigenen, künstlerisch hochbegabten Söhne Franz Xaver (1815–1881) und Lucian Reich d. J. (1817–1900) betrieb dieser auch eine Zeichenschule.

des Fürsten Carl Egon II. von Fürstenberg ermöglichte ihm ab 1843 ein Studium an den Kunstakademien von München und Dresden sowie von 1849 bis 1852 am Frankfurter Städel'schen Kunstinstitut.

Danach verlief auch Gleichauf's beruflicher Werdegang überaus erfolgreich. Unmittelbar nach Abschluss seiner akademischen Ausbildung wechselte er 1852 nach Karlsruhe als Mitarbeiter für die illustrative Innengestaltung der städtischen und staatlichen Bauprojekte von Oberbaudirektor Heinrich Hübsch (1795–1863), bei dem Gleichauf bis zu dessen Tod 1863 beschäftigt blieb.<sup>7</sup> Sein Trachtenwerk initiierte Gleichauf also auf einer soliden wirtschaftlichen Grundlage und wäre auf diesen Staatsauftrag wohl finanziell nicht angewiesen gewesen. Vielmehr scheint sein Engagement einem idealistischen Interesse an der Dokumentation historischer Kleiderformen seiner Kindheit und Jugend auf der badischen Baar entsprungen zu sein. Mit seiner Erfahrung, Beobachtung und Beschreibung historischer Trachten trug Rudolf Gleichauf zu einer Wissensbildung bei, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts volkskundliches Wissen aus einem Netz aktiver Laien heraus formierte, noch bevor dieses Fach sich akademisch etabliert hatte.<sup>8</sup>

Gleichauf's Antrag hatte Erfolg, denn sein dokumentierend konservierender Ansatz lag auch ganz im Sinn des Auftraggebers, der auf nachhaltige Wirkung hoffte, „... indem die gelungenen Aufnahmen der bemerkenswerthen Landestrachten einen erwünschten Beiträge zur Volkskunde liefern wird.“<sup>9</sup> Das Fach Volkskunde begann sich als akademische Disziplin in dieser Zeit auch im Großherzogtum Baden gerade auszubilden,<sup>10</sup> der hier verwendete Begriff ist jedoch mehr im Kontext kameralistischer, landeskundlich beschreibender Publikationen zu sehen, die nach Gründung des badischen Großherzogtums 1806 auf der Grundlage erster statistischer Erhebungen der jungen Staatsverwaltung umfassende Beschreibungen vorlegten; so auch zur Zusammensetzung ihrer Bevölkerung, zu deren Siedlungs-, Arbeits- und Lebenskultur oder zu Gewohnheiten und Mentalitäten.



Abb. 3: Rudolf Gleichauf (1826–1896), Maler, Karlsruhe um 1880. Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS III 455.

<sup>7</sup> Nach Abschluss des Trachtenwerks arbeitete Gleichauf in den 1870er Jahren bei vielen Bauprojekten von Josef Durm (1837–1919) mit.

<sup>8</sup> Dazu LJOBA KELLER-DRESCHER, *Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie* (1820–1950), Stuttgart 2017.

<sup>9</sup> GLAK 233/27625, Schreiben des badischen Staatsministeriums Nr. 894 vom 26.1.1861.

<sup>10</sup> Dazu BRIGITTE HECK, *Volkskunde Ü 100. Interdisziplinäre Fach(er)findungen im 19. Jahrhundert*, in: Maximilianstr. 15. 50 Jahre Institut für Volkskunde in Freiburg – Ein Erinnerungsalbum, hg. von JÖRG GIRAY, MARKUS TAUSCHEK und SABINE ZINN-THOMAS, Münster 2017, S. 93–106.

## Die Akteure: Der Fürst und seine Staatsverwaltung

Das Vorhaben eines ‚badischen Trachtenwerks‘ fand nicht nur in der badischen Ministerialbürokratie Anhänger, sondern auch an höchster Stelle, bei Großherzog Friedrich I. und seiner Frau, Großherzogin Luise.

Friedrich I. von Baden (1826–1907, Regent ab 1852, Großherzog von 1856–1907) hatte sich wie bereits sein Vater Leopold (1790–1852, Großherzog von 1830–52) darum bemüht, seiner Regentschaft politische und kulturelle Tiefe sowie Historizität zu verleihen.<sup>11</sup> Gemeinsam mit seiner Frau, der preußischen Prinzessin Luise (1838–1923), bereiste er bereits kurz nach Regierungsantritt 1856 das Staatsgebiet und besuchte im Rahmen dieser Reisediplomatie über mehrere Jahre hinweg systematisch die ländlichen Regionen des Großherzogtums Baden jenseits der urbanen Räume und entstehenden Industriemetropolen. Das badische Fürstenhaus bewies dabei ein demonstratives Interesse am ‚Volksleben‘ – freilich vor allem an dessen malerischer Seite, der Tracht –, was für viele deutsche Fürstenhäuser charakteristisch war.



Abb. 4: Medaille zur Hochzeit des badischen Großherzogs Friedrich I. mit der preußischen Prinzessin Luise, Berlin 1856. Medailleur: Johann Karl Fischer. BLM MK 5328.

Gleichaufs Ansinnen, ein badisches Trachtenwerk vorzulegen, entsprach auf Seiten des Hauses Baden ganz dessen kunstfördernder Patronage. In ihrem vitalen Interesse an Trachtenpflege und in diesem Fall ikonografischer Dokumentation verfolgten Großherzog Friedrich I. und Großherzogin Luise zudem die Strategie, die Vielfalt historischer Trachten als kulturelle Besonderheit des Landes hervorzuheben. Mit dieser Form von Symbolpolitik ließ sich kulturelle Pluralität als Ausdruck ehemaliger politischer Diversität zukunfts-fördernd einsetzen. Das Großherzogtum war ja aus einer Vielzahl unterschiedlichster weltlicher und kirchlicher Herrschaften gegründet worden und die aus politischer Disparität resultierende kulturelle Diversität sollte nicht nur sichtbar werden und bleiben, sondern konnte identitätsstiftend als starke und damit positiv bewertete historische Wurzel des jungen Zentralstaates umgedeutet werden – als Vielheit in der Einheit – und dessen Einheit

damit stärken. Eine Traditionsbildung und ein wertkonservativer Ansatz, der im Licht der sozialen Veränderungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine offensichtlich systemstabilisierende Wirkung entfaltete. Flankierend reagierte die moderne badische Staatsverwaltung auf den die industrielle Revolution begleitenden sozialen Wandel mit stabilisierenden sozial- und wirtschaftspolitischen Maßnahmen: Man veranlasste in Karlsruhe früh statistische Erhebungen, um

<sup>11</sup> Mit Friedrichs Vater, Großherzog Leopold, war in Baden eine neue dynastische Linie an die Regierung gekommen, jene der Hochberger. Aufgrund ihres Ursprungs aus einer morganatischen Ehe von Großherzog Karl Friedrich von Baden (1728–1811) musste sie lange um die Anerkennung ihrer Legitimität kämpfen.



Abb. 5: Besuch des Großherzoglichen Paares in Rippoldsau um 1860. In der Mitte die junge Großherzogin in Krinoline und modischem Hut, den sie zu diesen Anlässen auch durch den Gutacher Bollenhut ersetzte. Stahlstich nach einer Zeichnung von Charles Lallemand („Allgemeine Illustrirte Zeitung. Über Land und Meer“). BLM 2017/12.

Verarmungstendenzen durch zentrale Lenkungsmaßnahmen wie Gewerbeförderungsprogramme gezielt entgegenwirken zu können. Nach den Erntekrisen der 1840er Jahre und vor allem nach den Sozialunruhen infolge der Revolution von 1848/49 beobachtete man die Lebensverhältnisse der Landbevölkerung sehr genau, um Bildungsrückstände, Migrationsbewegungen sowie wirtschaftliche und soziale Not vorausschauend ‚abzufedern‘.

## Der Handlungsraum

Gleichenfalls Arbeit gründete auf keiner ‚Feldforschung‘. Er durchstreifte nicht planvoll das gesamte Großherzogtum Baden auf der Suche nach noch getragenen Trachten oder gar mit der Absicht, das tatsächliche Kleidungsverhalten zu erfassen. Er präsentierte auch keine ‚Kartierung‘ aller getragenen Trachten, sondern legte eine Auswahl von 13 Ortstrachten vor, die er für repräsentativ hielt und bildlich sowie beschreibend dokumentierte. Es fällt dabei auf, dass die Kurpfalz, der Kraichgau, das Markgräflerland und der Bodenseeraum nicht repräsentiert waren,

ohne dass Gleichauf dies dezidiert begründet hätte. Dort lagen die Industriegebiete und Metropolen des Großherzogtums und es scheint so, als habe Gleichauf diese gemieden, weil er die dort getragenen ländlichen Kostüme nicht mehr ‚in alter Form‘ feststellen konnte. Es könnte jedoch auch sein, dass er sich an dem Sortiment anderer Künstler orientierte, die seit 1780 vor allem die Trachten des Schwarzwaldes und seiner Seitentäler ins Bild setzten.

Das politische Territorium des Großherzogtums Baden war die vorgegebene Referenzgröße für Gleichaufs Werk, und so fasste er dem Interesse des Auftraggebers entsprechend seine getroffene Auswahl unter dem vereinheitlichenden und vereinnahmenden Schlagwort „Badische Landestrachten“ zusammen.

Bei dieser territorialen Betrachtung wurden Grenzüberschreitungen jedoch ausgeblendet. Obwohl Gleichauf sie bemerkte, ging er den historisch gewachsenen Verbindungen und phänomenologischen Ähnlichkeiten „badischer“ Trachten mit jenen der Nachbarregionen jenseits des Rheins und des Schwarzwalds, im Elsass, der Nordschweiz oder Württemberg nicht weiter nach. Der Maler erforschte diese Phänomene nicht, sondern arbeitete einer territorialisierten Betrachtung ländlicher Bekleidungs-geschichte eigene Bildbelege zu. So sehr Gleichauf bemüht war, regionale Kultur als homogen zu beschreiben, so sehr wird in seinem Vorgehen offensichtlich, wie sehr diese Homogenität wiederum konstruiert war.

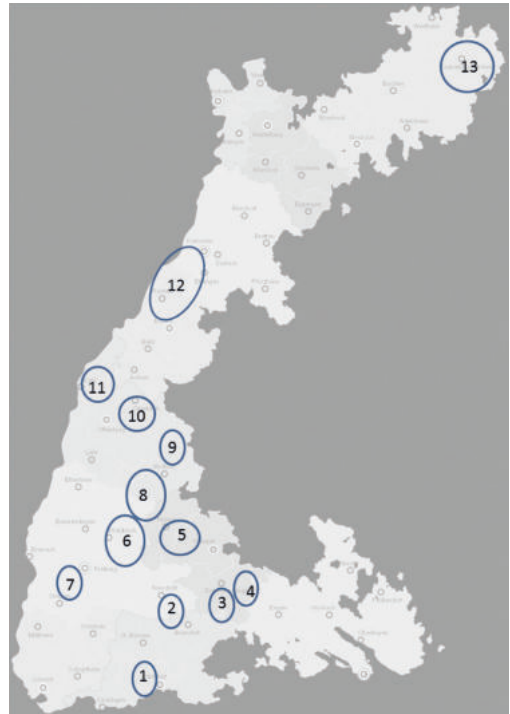


Abb. 6: Legende in der Reihenfolge der Gleichauf'schen Nennung: 01 Hauensteiner Tracht, 02 Schwarzwälder Tracht, 03 Tracht aus der westlichen Baar, 04 Tracht aus der östlichen Baar, 05 Tracht von St. Georgen, 06 Tracht von Simonswald, 07 Tracht im Breisgau, 08 Tracht von Gutach, Kirnbach, Reichenbach, 09 Schapbacher Tracht, 10 Tracht im Renchthal / in Petersthal, 11 Hanauer Tracht, 12 Tracht in der Hardgegend, 13 Tracht im Gauland, Tauberbischofsheim.

## „Badische Landestrachten“: Die Aquarelle

Von 39 Aquarellen Gleichaufs blieben 37 erhalten, zwei gelten seit Ende des Zweiten Weltkrieges als verschollen. Diese Arbeiten sind weitestgehend „Kniestücke“ und als hochformatige, medaillonförmig beschnittene Einzelporträts auf einen Trägerkarton aufgelegt. Die Breitformate blieben unbeschnitten. Nahezu alle Aquarelle sind signiert und betitelt. Gruppendarstellungen mit ganzen Figuren sind in der Minderzahl. 75 % der Bilder stellen Freiluftaufnahmen dar, wobei die Landschaft selten spezifisch ist, sondern als Kulisse eines demonstrativ nicht urbanen Raumes fungiert. Interieurs bilden die Ausnahme. Auf diesen 37 Arbeiten sind 74 Personen dargestellt, davon 48 weiblich und überwiegend jung, während die 26 männlichen Porträtierten zu 60 % Männer in



Abb. 7: St. Georgen Sommerau: Ein junges Mädchen im Arbeitsanzuge (Schnitterin). C 3252/27, ovales Einzelporträt in Landschaft, ligiertes Monogramm RG (auf der Sichel), datierbar auf Dezember 1869.



Abb. 8: St. Georgen Sommerau: Ein junger Mann im gewöhnlichen Anzuge. C 3252/29, ovales Einzelporträt in Landschaft, ligiertes Monogramm RG unteres Viertel rechts außen beschnitten, datierbar auf Dezember 1869.

reiferem Alter sind. In Gleichauf's bildnerischem Werk scheint die Tracht also überwiegend weiblich zu sein und wird durch Personen mittleren Alters repräsentiert. Seinen Stil kann man als nüchtern realistisch und dokumentierend beschreiben. Die Personen treten überwiegend solitär in Erscheinung. Wo sie in Gruppen arrangiert werden, erscheinen sie ohne erkennbare Interaktion platziert. Damit orientiert sich Gleichauf stark am Stil der Trachtenkupper und der Präsentationsform anderer Künstler dieses Genres.

Bei Gleichauf bildet die Trachtengrafik als Ab-Bild gemeinsam mit dem Text ein selbstreferenzielles System: So, wie die Bilder den Text illustrieren, liefert der Text eine scheinbar geschlossene Interpretation der Bilder.

## „Badische Landestrachten“: Der Text

Bemerkenswert ist Gleichauf's Präzision in der Beschreibung und bildlichen Darstellung der jeweiligen Tracht: Er vermerkt Ausstattung, Besonderheit von Schnitt und Material ebenso, wie er die Herkunft und Bezugsquellen manchen Zubehörs anführt. Die Bezugskosten der Kleiderbestandteile sind Gleichauf so wichtig, dass er sie seinen Beschreibungen tabellarisch anhängt.



Auch erweitert er an prägnanten Stellen seine kostümhistorische Schilderung um Informationen zum Alltagsleben der Dargestellten, deren Gewerbe, Traditionen und Bräuche (familiäre Beziehungen und gemeinschaftliche Rituale wie Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen; die Entstehung der Peterstaler Bürgerwehr...). Was die Text-Bild-Korrelation anlangt, führt das von Gleichauf überwiegend gewählte Bildformat des Kniestücks allerdings dazu, dass nicht alle textlich angeführten Kleidungsdetails im Aquarell zu sehen sind. Die unterhalb des Oberschenkels beschriebenen Kleidungsbestandteile und Accessoires wie Kniestrümpfe, Schuhe u. a. sind nicht visualisiert. Ebenso unsichtbar bleibt die beschriebene Unterbekleidung.

Gleichaufs Präzision erstreckt sich als ‚Werktreue‘ auch darauf, dass er die mundartlichen Begriffe der Kleidungsstücke und Werkstoffe in seine Beschreibung einfließen lässt. Ob diese alltagsprachliche und terminologische Übernahme einer autorenschaftlich bewussten Entscheidung

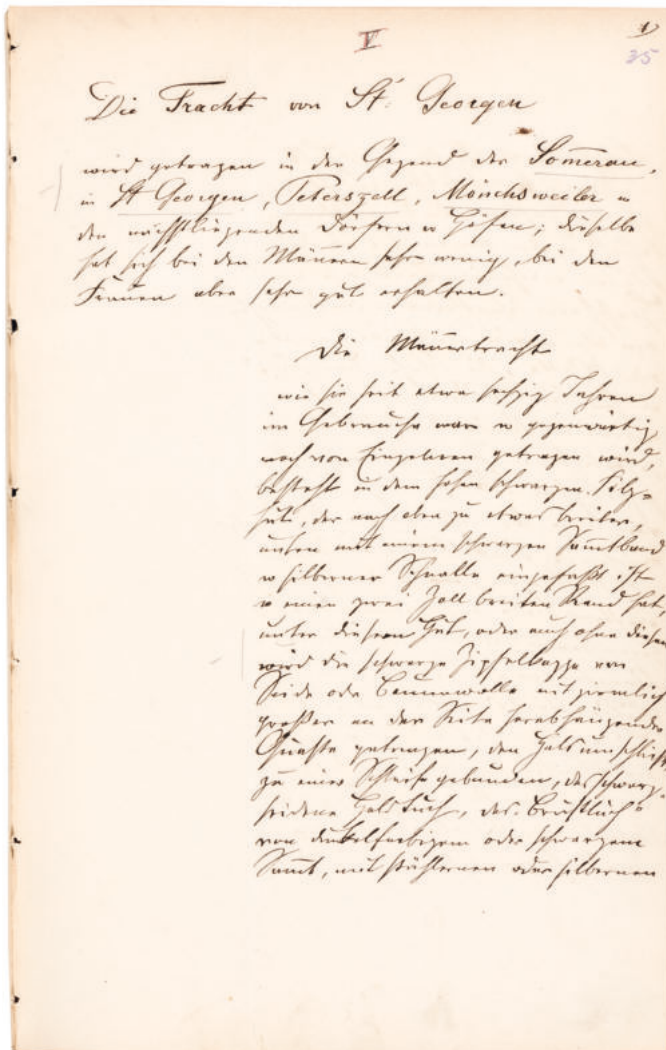


Abb. 9: Autograf Rudolf Gleichauf, Karlsruhe 1869, BLM C 3252. Das Manuskript besteht aus mehreren Lagen Papier im Quartformat (Höhe 34 cm), die zu einem späteren Zeitpunkt in ein Buch eingebunden wurden. Hier: Seite 34 mit lokaler Zuschreibung der St. Georgener Tracht und der beginnenden Beschreibung der dortigen Männertracht. Transkription: Die Tracht von St. Georgen wird getragen in der Gegend der Sommerau, in St. Georgen, Peterszell, Mönchsweiler und den nächstliegenden Dörfern und Höfen; dieselbe hat sich bei den Männern sehr wenig, bei den Frauen aber sehr gut erhalten. Die Männertracht wie sie seit etwa sechzig Jahren im Gebrauche war und gegenwärtig noch von Einzelnen getragen wird, besteht in dem hohen schwarzen Filzhut, der nach oben zu etwas breiter, unten mit einem schwarzen Samtband und silberner Schnalle eingefaßt ist und einen zwei Zoll breiten Rand hat; unter diesem Hut, oder auch ohne diesen wird die schwarze Zipfelkappe von Seide oder Baumwolle mit ziemlich großer an der Seite herabhängender Quaste getragen, den Hals umschließt, zu einer Schleife gebunden, das schwarzseidene Halstuch (...).

entspringt oder Gleichauf dabei unbewusst in die alemannische Sprache seiner Kindheit verfällt, ist nicht sicher zu klären. Eine bewusste Entscheidung trifft er jedoch in anderer Hinsicht. So war es ihm wichtig, den jeweils beobachteten Status der beschriebenen Tracht historisch einzuordnen und in Relation zu deren „echter“ oder „ursprünglicher“ Form zu setzen. Mit Verwendung dieser Begriffe hing Gleichauf der Vorstellung eines „Idealkostüms“ an, das unveränderlich tradiert werden würde. Eine Idee, die noch stark romantisch geprägt scheint, in der Realität jedoch von den Gewohnheiten der Trachtträger selbst konterkariert wurde. Denn nach Pragmatismus und modischem Empfinden entschieden diese ganz individuell selbst darüber, was sie trugen und wie sie sich der „Tracht“ oder Bestandteile davon bedienten.

## Bildwechsel: Tracht und ländliches Alltagsleben als Genremotiv

Gleichaufs Trachtenaquarelle fanden nicht die erhoffte Verbreitung. Ihre Reproduktion als hochwertige Farblithografien in Einzelblattgedrucken (die ab 1865 in zehn Motiven erschienen waren) stieß auf eine zu geringe Abnahme, als dass der Stuttgarter Kunstverlag H. Müller, der diese



Abb. 10: Menschen in einem Dorf im Neckartal. In: GEORG MARIA ECKERT, Ländliche Studien und Schiffe auf dem Neckar: Dorfstraße mit Staffage, Heidelberg 1867/68. Albuminabzug Münchner Stadtmuseum, FM-2014/300.201.139.

aufgelegt hatte, eine angedachte Fortsetzung weiter verfolgt hätte. Daraus sprach jedoch kein mangelndes Interesse am Sujet allgemein, sondern es war in der Exklusivität der damaligen Reproduktionsgrafik begründet. Die vor Verbreitung der Chromolithografie noch sehr hochpreisige Farb lithografie wie auch die noch exklusivere frühe Fotografie fanden keinen Zugang zum Massenpublikum. Dies gelang erst den Illustrierten Zeitungen und Bildpostkartenproduktionen seit den 1870er Jahren, die dem Genre Trachtenbild damit zum Durchbruch verhalfen.

Während Gleichauf seine Trachtenaquarelle fertigte, dokumentierten im Großherzogtum Baden zwei Künstler die Trachten bereits fotografisch. Zum einen der auf die Fotografie spezialisierte Ludovico Wolfgang Hart (1836–1919),<sup>12</sup> zum andern der Maler Georg Maria Eckert (1828–1901).<sup>13</sup> Er war früh auch als Fotograf tätig gewesen und sollte 30 Jahre später die volkswissenschaftliche Sammlung des späteren Badischen Landesmuseums durch eigene Sammeltätigkeit<sup>14</sup> erheblich erweitern.

Das bereits zu Gleichaufs Zeit verbreitete Medium Fotografie zeigte im Bereich der künstlerischen und ethnografischen Trachtenaufnahmen von Beginn an die Möglichkeiten auf, die hinsichtlich einer Sozialdokumentation in diesem neuen Medium steckten. Denn ein Effekt wird bei der Trachtenfotografie bereits in ihrer Frühzeit deutlich: Sie stellt die Aufgeräumtheit der Genremalerei, zu der auch Gleichaufs Trachtenaquarelle zählten, als Staffage / Kulisse und Konstruktion heraus. Denn viel zu „ordnen“ – das zeigt das Foto Eckerts eindrücklich – gab es in einer authentisch unaufgeräumten Dorfstraße nicht. Hier beweist die Fotografie ihre tatsächlich dokumentarische Stärke und entlarvt das Aquarell stilistisch als bürgerlich-künstlerische Projektion, die es in jedem Fall zu dechiffrieren gilt.

## Die Nachwirkung: Kunst als „Erinnerungsort“

Das Trachtenwerk Gleichaufs stellt nicht nur eine künstlerische Produktion dar. Es versteht sich auch als Teil der Landesbeschreibung im Sinne einer Beobachtung und Beschreibung von Mentalitäten, Kleidergewohnheiten sowie die Gewerbe- und Alltagsgeschichte der Bewohner des badischen Hinterlandes. Gleichzeitig arbeiteten Künstler wie Gleichauf im Auftrag der badischen Regierung und Staatsverwaltung an der Ausbildung von Symbolen als „Erinnerungsorten“, die zur Konstruktion von Heimat und einer „badischen Identität“ beitragen sollten. „Kleider machen Leute“: Die unter diesem Titel 1874 erschienene Novelle des Schweizer Autors Gottfried Keller (1819–1890) handelt von gesellschaftlichen Rollenspielen, von Selbst- und Fremdwahrnehmung, sozialem Status, Individualität und der psychologischen Wirkung von Kostümierung; eine „Köpenickiade“ mit einem Schneiderlehrling in tragender Rolle. Sie ist jedoch auch die Geschichte von gesellschaftlichen Setzungen und Denkschablonen und insofern übertragbar auf den „Fall

<sup>12</sup> Der englische Fotograf Ludovico Wolfgang Hart bereiste 1864 gemeinsam mit Charles Lallemand das Großherzogtum, um Trachtenfotografien zu fertigen, mit denen er der Trachtenaufnahme als bildlicher Dokumentation sehr früh schon eine neue Dimension eröffnete.

<sup>13</sup> GEORG MARIA ECKERT, *Ländliche Studien und Schiffe auf dem Neckar*, Heidelberg 1867/68.

<sup>14</sup> Dazu BRIGITTE HECK, „Volkskunst“ und „Vaterländische Altertümer“. Die Entstehung der volkswissenschaftlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, in: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 5 (1993), S. 265–296 und TILMANN BRUHN, *Neue Fragen an alte Bestände. Was die ‚Sammlung Eckert‘ im Badischen Landesmuseum zu einem lohnenden Forschungsprojekt macht*, in: *Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg*, H. 1 (2018), S. 5–7.

Gleichauf“. Denn Kleider machen nicht nur Leute, Kleider machen aus Leuten auch „Landsleute“. Dies war zumindest die Absicht des Auftraggebers von Gleichauf's Werken, von badischem Staat und großherzoglichem Herrscherhaus. Indem man Trachten, die lokal verortet waren und eine historische Spezifik aufwiesen, territorial vereinnahmte und zu „badischen Landestrachten“ erklärte, wurden deren Träger zu „Badenern“. Identitätsstiftung war in den nach der napoleonischen Neuordnung entstandenen deutschen Mittelstaaten wie dem Großherzogtum Baden zu einem Teil der Politik geworden und trug zur inneren Stabilität dieser neuen Staaten bei.<sup>15</sup>

Mechanismen und Wirkkräfte dieses Prozesses zu erschließen, dazu liefert nicht zuletzt auch das Werk Rudolf Gleichauf's einen Beitrag. Es stellt für die Historiografie des Großherzogtums Baden eine außergewöhnliche kulturgeschichtliche Quelle dar, die sicherlich nicht nur eine kostümhistorische Lücke schließt.

---

<sup>15</sup> Zu dieser im Rahmen der Konstituierung eines Staates zugeschriebenen Identität: INA-MARIA GREVERUS, *Auf der Suche nach Heimat*, München 1979, v. a. S. 161–170.

# Freiburg – Das VI. Viertel

## Die Entwicklung des Straßengevierts Eisenbahnstraße – Colombistraße – Rosastraße – Bismarckallee im Spiegel der Adressbücher

*Sven Koppler*

### Einleitung

Wer heute durch die Eisenbahnstraße geht, kann sich nicht vorstellen, dass dort einmal in der Nummer 43 eine Zement- und Baufabrik betrieben wurde, die die gesamte Länge der Poststraße bis zur Rosastraße eingenommen hat und nach der Firma Brenzinger der bedeutendste „bauindustrielle Großbetrieb“<sup>1</sup> Freiburgs war. Das völlige Verschwinden dieser Firma und die daraus resultierenden Veränderungen im Straßenbild veranlassten mich, die Entwicklungen in dem Quartier zwischen Bismarckallee, Eisenbahnstraße und Rosastraße bis zum Colombipark zu untersuchen, exemplarisch dargestellt an der Eisenbahnstraße.

Die Freiburger Adressbücher<sup>2</sup> bilden für die Analyse die wichtigste Quelle. Diese sind 1798 erstmals erschienen und enthalten schon seit 1806 ein Häuserverzeichnis mit den Namen der Besitzer. Seit 1877 sind zusätzlich auch alle Bewohner in den einzelnen Stockwerken verzeichnet.

Ab 1838 sind historische Stadtpläne für einzelne Jahre verfügbar.<sup>3</sup> Die ersten Ausgaben zeigen noch einzelne Häuser und geben damit wertvolle Aufschlüsse über den Fortgang der Bebauung. Bilder aus dem Stadtarchiv Freiburg und einzelne Informationen aus den Akten der städtischen Verwaltung im Stadtarchiv Freiburg runden das Gesamtbild ab.

### Geschichtliche Entwicklung

Als am 31. Juli 1845 der Freiburger Bahnhof eröffnet wurde, lag er weit außerhalb der Stadt. Das Gelände vor den 1745 geschleiften Vauban'schen Befestigungen zwischen Rotteckring und Bahnhof war mit Gärten und Reben bepflanzt (Abb. 1). In Verlängerung der heutigen Rathausgasse gab es nur einen Fußweg zum Bahnhof, die Hauptverbindung zwischen Bahnhof und Stadt führte über die Bertoldstraße.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1992, S. 198.

<sup>2</sup> Historische Adressbücher der Stadt Freiburg für die Jahre 1798 bis 1970, digitalisiert von der Universitätsbibliothek Freiburg, URL: <http://www.ub.uni-freiburg.de/index.php?id=adressbuecher> (Stand: 06.05.2019).

<sup>3</sup> FreiGis – Digitale Geodatenauskunft von Freiburg, Historische Stadtpläne von Freiburg, URL: [https://stadtplan.freiburg.de/mapbender/frames/index.php?&gui\\_id=stadtplan](https://stadtplan.freiburg.de/mapbender/frames/index.php?&gui_id=stadtplan) (Stand: 06.05.2019).

<sup>4</sup> PETER KALCHTHALER, Freiburger Wege – Straßennamen mit Geschichte, Bd. 1, Freiburg 1998, S. 55 f.

Die Gräfin Maria Antonia Gertrudis von Zea Bermudez y Colombi hatte umfangreiches Gelände der ehemaligen Bastion Saint Louis aufgekauft und 1859 bis 1861 in eine Parkanlage mit dem Colombischlössle als Witwensitz umgewandelt. Nach ihrem Tod erwarb Johann Georg Thoma, ein Fabrikant aus Todtnau, zwischen 1867 und 1869 das Anwesen von den Erben und wandelte es teilweise in Bauland um.<sup>5</sup>

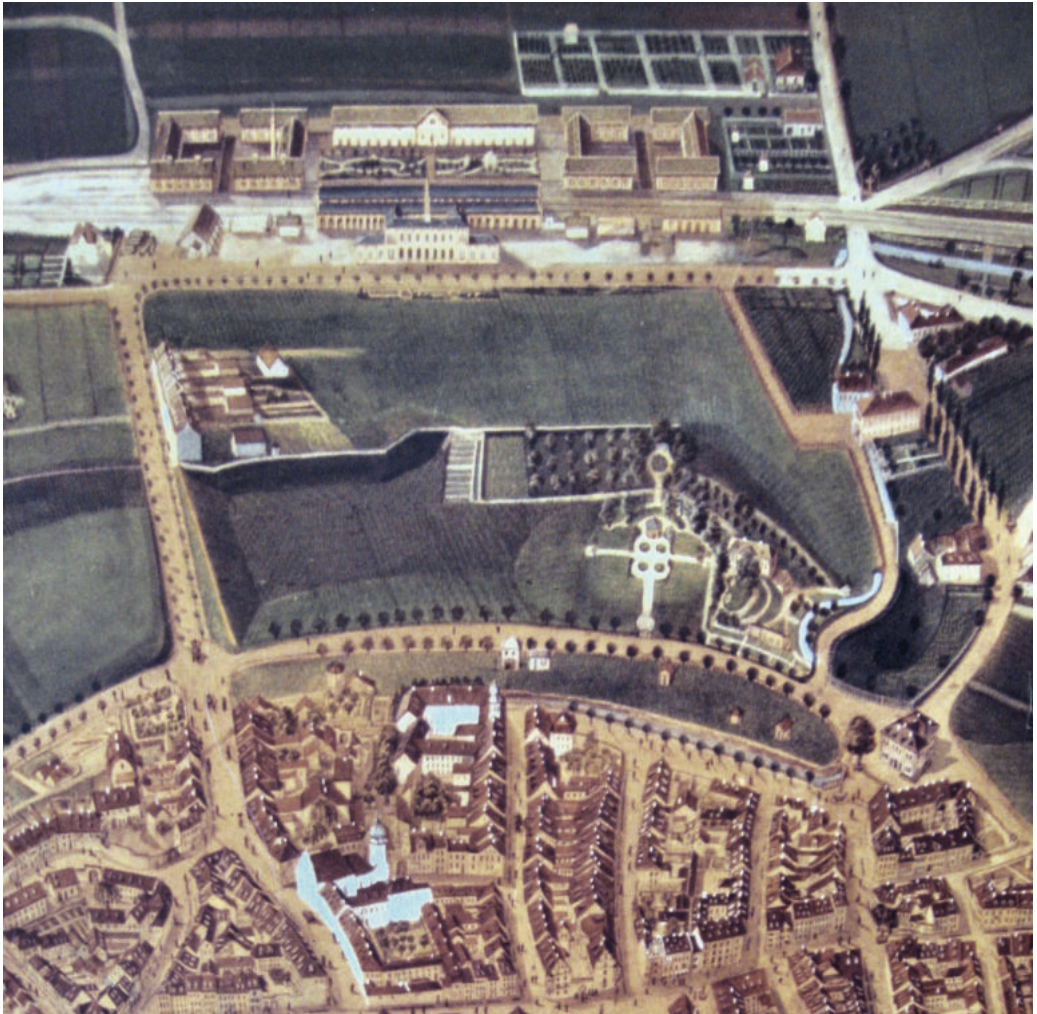


Abb. 1: Ausschnitt aus dem Lerch-Plan von 1852 von JOSEPH WILHELM LERCH (1817–1901) mit dem westlichen Teil der Altstadt. Quelle: Wikimedia Commons, URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Lerchplan\\_1852.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Lerchplan_1852.JPG).

<sup>5</sup> PETER KALCHTHALER, Schicksalsschläge in der Villa – Wiedersehen! Die Familiengeschichte der Colombis ist vor allem eine Geschichte von Frauen mit klangvollen Namen, in: Badische Zeitung vom 17.11.2008.

Das Stadtgebiet war ursprünglich in vier Viertel eingeteilt, die Häuser wurden über die Viertel und Straßennamen hinweg fortlaufend nummeriert. Als die Stadt über die mittelalterlichen Grenzen hinauswuchs, kamen neue Viertel hinzu, in denen die Häuser dann jeweils mit eins beginnend neu gezählt wurden.

Das Gebiet bis zum Bahnhof war bis 1852 dem II. Viertel zugeschlagen, 1853 dann als VI. Viertel<sup>6</sup> ausgewiesen worden, bis man 1867 zur Systematik mit Straßennamen und Hausnummern übergang.

In einem „Plan über die neuen Bauanlagen der Stadt Freiburg vom Dezember 1849“<sup>7</sup> sind der Bahnhof, der heutige Rotteckring und die „Neue Bahnhofstraße“, die spätere Eisenbahnstraße, eingezeichnet, nicht aber Colombi-, Rosa- und Poststraße. Es war jedoch eine Straße parallel zum Rotteckring vorgesehen, die von der Bertoldstraße durch das gesamte Viertel bis zur Friedrichstraße führen sollte. Die Straßenführung sollte etwas westlich der heutigen Poststraße auf das Hotel Trescher zum Pfauen zuführen, wurde aber nie realisiert.

Auch eine Ist-Aufnahme aus dem Jahre 1860 bezüglich der Regulierung des Dillennmühlebachs<sup>8</sup> zeigt die „Neue Bahnhofstraße“ (Eisenbahnstraße) und den „Neu projektierten Rempartweg“ (Rotteckring). Colombi-, Rosa- und Poststraße sind noch nicht vorgesehen.

Die Eisenbahnstraße wurde 1861 angelegt und folgte dem früheren Feldweg, der in Verlängerung der Rathausgasse vom Rotteckdenkmal quer durch die Glacisreben führte.<sup>9</sup> Der Straßename „Eisenbahnstraße“ bezeichnete damals die gesamte Achse von der Kaiser-Joseph-Straße, früher Kaiserstraße, bis zum Bahnhof und umfasste damit auch die alte Egelgasse (Rotteckring bis Rathausplatz) und die Rossgasse (Rathausplatz bis Kaiser-Joseph-Straße).

Schon fünf Jahre nach der Anlage der Straße war die Bebauung laut den Adressbüchern abgeschlossen mit Ausnahme der beiden Häuser, die später zum Park-Hotel Post vereint wurden.

Der Stadtplan von 1875 (Abb. 2) zeigt noch im gesamten Innenraum des Quartiers Rebflächen. In der Eisenbahnstraße beginnt die Bebauung am Rand der Bastionsgrenze mit den (heutigen) Hausnummern 39/41 (dm-Drogeriemarkt und Dettlinger). Gut erkennbar sind die anschließenden Firmengrundstücke von Krems (Zementfabrik) und Aschbach (Malzfabrik). Die Colombistraße ist bereits eingezeichnet, trägt aber noch keinen Namen. Die Grundstücke, die später zum Hotel Post vereint werden, sind noch nicht vorgesehen. Diese Grundstücke wurden erst 1882 mit den Hausnummern 33a und 33b (Nr. 33 liegt auf der anderen Seite des Rotteckrings) bebaut und 1883 in 35 und 37 unnummeriert. Damit erhöhten sich alle anderen Hausnummern um zwei Nummern.

Im Stadtplan von 1883<sup>10</sup> ist die Bebauung in der Eisenbahnstraße mit den Nummern 35/37 abgeschlossen. Colombi- und Rosastraße sind als Straßen angelegt, weisen aber noch keine Bebauung auf.

<sup>6</sup> Auch die Straßen „Hinterm Bahnhof“ und weitere Straßen westlich des Bahnhofs zählten zum VI. Viertel, sind aber in dieser Arbeit nicht berücksichtigt.

<sup>7</sup> Stadtarchiv Freiburg (StAF), M13.159 und M13.160 1849 Baupläne, Plan über die neuen Bauanlagen der Stadt Freiburg vom Dezember 1849.

<sup>8</sup> Landesarchiv Baden-Württemberg, B 702/1 Nr. 3219.

<sup>9</sup> ADOLF POINSIGNON, *Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br.*, Bd. 1: Bauperioden, Gemarkung, Wasserversorgung, Friedhöfe, Straßen und Plätze, Freiburg 1978 [unveränderter Nachdruck der Ausgabe Freiburg 1891–1903], S. 85 f.

<sup>10</sup> Adressbuch der Stadt Freiburg für das Jahr 1883, S. 29, URL: <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/adr1883/0294> (Stand: 06.05.2019).



Abb. 2: Stadtplan 1875 (Ausschnitt). Quelle: FreiGis (wie Anm. 3), Daten: Stadt Freiburg.

Mit Datum vom 25. Januar 1899 liegt ein Architektenplan vor, nach dem auch der heutige Colombipark überbaut werden sollte. Entlang der Eisenbahnstraße und des Rotteckplatzes, heute Rotteckring, waren drei Doppelvillen und drei Einzelvillen vorgesehen, die sich ringförmig um das heute noch bestehende Rondell und die dahinter befindliche „Villa Thoma“, das heutige Colombischlössle, legen sollten. Mit Grundstücksbreiten von 18 bis 28 Metern wirkt die Anlage auf dem Plan sehr großzügig, allerdings wären die rückseitigen Grundstücksgrenzen bis auf 38 Meter (an der Südseite) und 50 Meter (Ostseite) an den Baukörper der Villa Thoma herangerückt. Vorgesehene Gebäudehöhen und eine etwaige Planierung des abschüssigen Geländes sind aus dem Plan nicht ersichtlich. Zu diesem Plan kommentierte das Tiefbauamt, dass mindestens ein Abstand von Haus zu Haus von 10,5 bis 15 Metern einzuhalten sei. „Ferner sollten längs des Rotteckplatzes nur einzeln stehende Villen errichtet werden dürfen zur möglichsten Wahrung der parkartigen Gesamtanlage.“<sup>11</sup> Im Plan waren von Norden her zwei Doppelvillen, daneben eine Einzelvilla sowie an der Ecke zur Eisenbahnstraße ein Eckhaus vorgesehen, das mit seinen beiden Gebäudeflügeln nahezu die Breite einer Doppelvilla erreichte. Über den Fortgang dieses Projektes und etwaige Beschlüsse der Stadt hierzu findet sich nichts in der Akte.

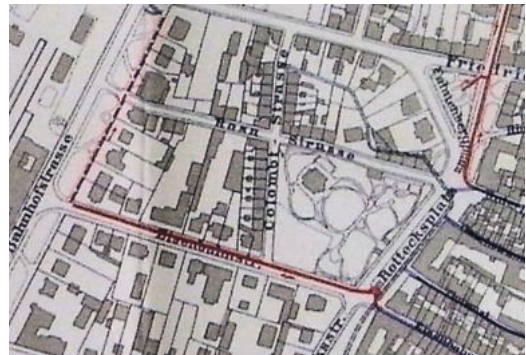


Abb. 3: Plan über die vorhandenen und geplanten Stadtbächele von 1905 (Ausschnitt), Amtliche Vorlage des Bauamts für den Stadtrat Freiburg. Quelle: Wikimedia Commons, URL: [https://commons.wikimedia.org/w/index.php?title=File:Freiburg\\_B%C3%A4chle\\_%281905%29.jpg&oldid=214468522](https://commons.wikimedia.org/w/index.php?title=File:Freiburg_B%C3%A4chle_%281905%29.jpg&oldid=214468522).

<sup>11</sup> StAF, D. Ti (2011) Sammlung von Situationsplänen Colombistraße 1899–1936, 25. Januar 1899.



Im Stadtplan von 1905 (Abb. 3) ist die stark gewachsene Bebauung entlang der Colombi- und Rosastraße zu erkennen. Den größten Gebäudekomplex in der Eisenbahnstraße bildet das Katholische Lehr- und Erziehungsinstitut, das heutige St.-Ursula-Gymnasium. Direkt östlich angrenzend sind die langegezogenen Fabrikgebäude der Zementfabrik Krems zu erkennen, die sich jetzt bis zur Rosastraße erstrecken (Rosastraße 8).

1914 erschien der letzte Stadtplan (Abb. 4), in dem noch einzelne Gebäude eingezeichnet sind. Alle späteren Pläne zeigen die bebauten Flächen nur noch blockweise-schematisch. Die Bebauung in der Eisenbahn-, Colombi- und Rosastraße ist unverändert. Neu erscheint die 1906 angelegte Poststraße, die wie die Colombistraße nachträglich in das Viertel eingeplant worden sein muss: Eine Entscheidungsvorlage aus dem Jahre 1905 trägt den Titel „... das Bauvorhaben der Frau Lederle Witwe an der Alois Krems'schen Privatstraße betreffend ...“.<sup>12</sup> Die Zementfabrik Krems war schon 1909 nicht mehr in den Adressbüchern aufgeführt. An ihre Stelle ist Wohnbebauung in der Poststraße getreten.

Nach der Anlage der Poststraße im Jahre 1906 und deren Bebauung bis 1913/1914 war das Straßengeviert vollständig bebaut. Dabei hat sich der Charakter des Viertels seit dem Baubeginn 1861 sehr verändert. Die gehobene Bebauung der ersten Jahre mit Einzelhäusern im Villenstil wandelte sich schon mit der Erschließung der Colombistraße in eine Blockbebauung. Anfangs wurden die Häuser in der Eisenbahnstraße und in der Bahnhofstraße durch private Eigentümer meist zur Eigennutzung errichtet. In den späteren Bebauungen der Colombi-, Rosa- und Post-



Abb. 4: Stadtplan 1914 (Ausschnitt). Quelle: FreiGis (wie Anm. 3), Daten: Stadt Freiburg.

<sup>12</sup> StAF, D. Ti (2011) 308 Bauvorhaben Poststraße (1905–1938), 3. Mai 1905.

straße traten vermehrt Bauunternehmer oder Investoren auf, die mehrere Häuser errichteten und anschließend verkauften oder als Kapitalobjekte vermieteten. Die nachstehende Tabelle zeigt die Anzahl der Grundstücke je Straße sowie diejenigen Eigentümer, die mehrere Grundstücke besaßen. Zugrunde gelegt wurden die jeweils erstgenannten Eigentümer im Freiburger Adressbuch, d. h. die Tabelle berücksichtigt nicht die Grundstücke, die zum Erhebungsstichtag des jeweiligen Adressbuches schon an einen privaten Eigentümer verkauft sind:

Jahr	Straße	Grundstücke	Erste Eigentümer (Anzahl der Grundstücke)	Konzentration
1861	Bahnhofstraße	4	1861 ein Grundstück im Besitz von Wagner & Füger. 1865 in 4 Grundstücke mit unterschiedlichen Eigentümern geteilt.	0 %
1861	Eisenbahnstraße	6		0 %
1879	Colombistraße	21	Johann Jäckle, Gypser (6), Gustav Merz, Bauunternehmer (4), Dagobert Schleinzer, privat (1)	52 %
1883	Rosastraße	12	Alois Krems, Cementfabrikant (4), Johann Jäckle, Gypser (3), Dagobert Schleinzer, privat (2)	75 %
1906	Poststraße	8	Robert Stumpf, Zimmermeister und Richard Löffler (6)	75 %

Die hohe Konzentration auf wenige Bauherren in der Post- und Rosastraße wurde sicherlich dadurch begünstigt, dass ein Großteil der Grundstücke ursprünglich in einer Hand waren. Der Pflästerersohn Alois Krems hatte vor 1868 sein Zementwarengeschäft in der Konviktstraße 3 und erwarb 1871 das Anwesen in der Eisenbahnstraße, vermutlich damals schon mit dem Hinterland, wo er seine „A. Krems Cementwaaren-Fabrik und Stuccatur-Geschäft, Freiburg i/B“ errichtete. Produzierte er zunächst Einsteigschächte, Kanalrahmen und -schleusen sowie Tröge, Krippen, Rinnen, Baluster, Brunnenschalen und Treppen für Privatleute, Gewerbe und Landwirtschaft, wandelte sich spätestens ab 1881 mit dem Übergang der Firma an seine Söhne der Betrieb zum großindustriellen Baugeschäft. Die städtische Kanalisation, die in Zementröhrenbauweise ausgeführt wurde, brachte für die beiden großen Freiburger Baufirmen, Brenzinger und Krems, bedeutende Aufträge, die sich mit dem allgemeinen Aufschwung des Betonbaus fortsetzten. Eine Spezialität der Firma Krems war die Produktion von Zementziegeln, die sich als extrem robust und wetterbeständig erwiesen.<sup>13</sup> Aus dem Jahr 1884 ist ein Großauftrag im Rahmen der Errichtung der Oberrealschule, das spätere Rotteckgymnasium, bekannt. Bis 1915 wurden von Krems Bauten wie die Treppenhauseanlagen im neuen zoologischen Institut, Partien am Stühlinger Schul-

<sup>13</sup> Freiburg im Breisgau – Die Stadt und ihre Bauten, hg. vom Badischen Architekten- und Ingenieur-Verein, Oberrheinischer Bezirk, Freiburg 1898, S. 65.

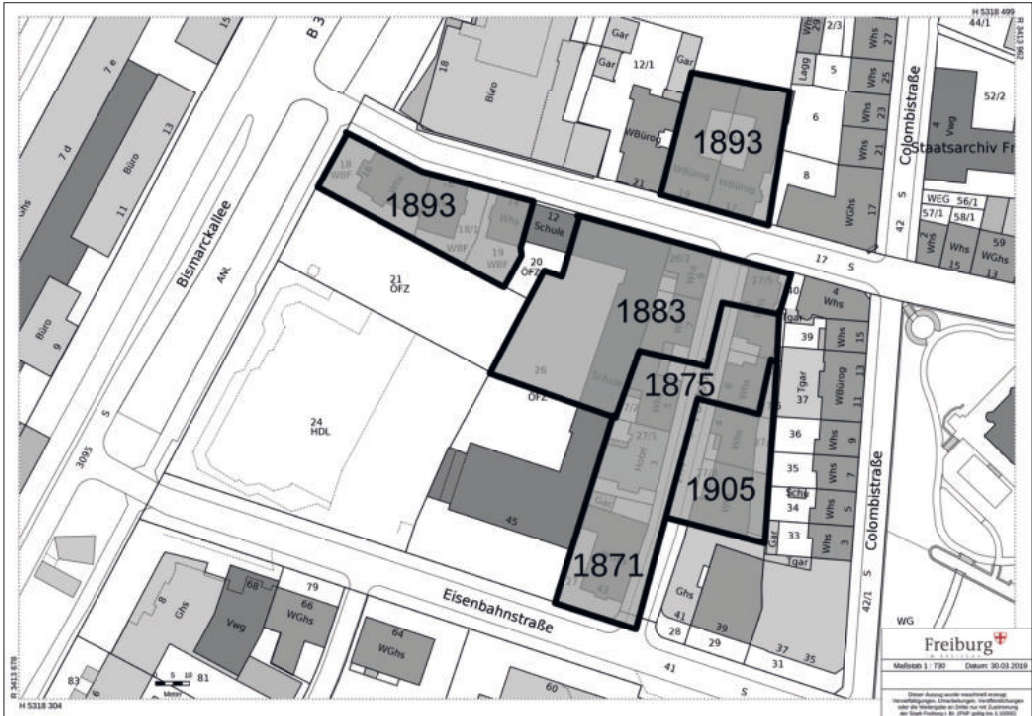


Abb. 5: Grundbesitz Krens mit dem Jahr des frühesten Eigentumsnachweises. Erstellt von Sven Koppler auf Basis Stadtplan Freiburg von 2017. Quelle: FreiGis (wie Anm. 3), Daten: Stadt Freiburg.

haus, der Neubau der Oberrealschule, eine Betonbrücke über die Wiese, die Decke über dem Saalbau der Bäckerinnung Freiburg, eine Eisenbetonbalkenbrücke für die Gemeinde Wahlwies, die Schirmhalle der Eisenbahnstation Hirschsprung sowie Eisenbeton- und Zementarbeiten am Universitätsklinikum und am Neubau der Städtischen Sparkasse (Meckelhalle) ausgeführt. 1909 wurde der Bauhof an die Neuffenerstraße, heute Adalbert-Stifter-Straße, 1912/13 nach Littenweiler in die Kappler Straße verlegt.

Aus den Stadtplänen sowie verschiedenen maßstäblichen Situationsplänen im Stadtarchiv lässt sich der Krens'sche Grundbesitz in die heutige Flurkarte übertragen (Abb. 5).

## Von der Wohnstraße zur Geschäftsstraße

Die Gestaltung der Eisenbahnstraße folgte gezielten Vorstellungen der Stadt, nach denen die „Bebauungsart [...] bei der Eröffnung einer neuen Strasse jeweils durch Ortsstatut festgesetzt [wurde]“. Die Stadt hatte das Bestreben, „[...] fast überall ausserhalb der alten Stadt die Bauweise mit Zwischenräumen durchzuführen, wobei Gebäudegruppen von 35 m Gesamtlänge zugelassen sind, bei (in der Regel) 9 m Zwischenräumen von Haus zu Haus. Sechs Meter tiefe Vorgärten sind in den meisten neuen Strassen angelegt. Die geschlossene Bebauung ist verhältnismäßig selten. [...] Wo besonders gefällige Bebauung angestrebt wird, werden auch nur Einzel- und Dop-

pelhäuser zugelassen, die nicht mehr als 2 Stockwerke und Mansardenstock erhalten dürfen, und größere Abstände vorgeschrieben. [...] Auf diese Weise erhält die ganze Peripherie der Stadt einen ausgeprägt gartenartigen Charakter; es entsteht eine grosse Anzahl kleinerer Villen zum Bewohnen für nur eine Familie. [...] Die neuen Strassen pflegen eine Breite von 12–15 m zu erhalten, wovon auf die beiderseitigen Gehwege 2,7–3,6 m entfallen.“<sup>14</sup> In einer Kommentierung zu einer geplanten Überbauung des Colombiparks wurden vom Tiefbauamt sogar 10,5 bis 15 Meter Häuserabstand entlang des Rotteckplatzes und der Eisenbahnstraße genannt bei sechs Meter (Eisenbahnstraße) und bis zu 10,5 Meter tiefen Vorgärten entlang des Rotteckplatzes.<sup>15</sup>

Diese städtebaulichen Vorgaben finden sich in der Erstbebauung der Eisenbahnstraße umgesetzt. Die Abstände zwischen den Häusern betragen zehn Meter (Nr. 43 zu Nr. 45), 15 Meter (Nr. 35/37 zu 39 sowie Nr. 45 zu 47) und 25 Meter (Nr. 47 zu 49), der Abstand zwischen Straße und Grundstücksgrenze zur Straßenkante betrug mindestens sechs Meter.

Von der villenartigen Wohnstraße ist heute allerdings nichts mehr zu erkennen. Banken, Hotels, Gastronomie, Handel, Büros und Praxen sowie eine Schule sind in geschlossener Bebauung an die Stelle von Einzel- oder Doppelvillen getreten. Neu- und Umbauten und der Wiederaufbau nach dem Luftangriff 1944 haben das Gesicht der Straße grundlegend verändert. Nur die Häuser Nr. 35/37 und 43 haben ihr ursprüngliches Erscheinungsbild weitgehend beibehalten, auch wenn sie erweitert worden sind.

Die Zementfabrik Krems auf dem Anwesen Nr. 43 musste in dieser Anfangsbebauung als Fremdkörper gewirkt haben, auch wenn die Fabrikgebäude rückwärtig versetzt in Richtung Rosastraße lagen und vermutlich vom Wohngebäude an der Eisenbahnstraße verdeckt waren. Welche Ausmaße und Erscheinungsbild die Malzfabrik (Fackler'sche Malzfabrik bzw. nachfolgend Aschbach & Mathis Malzfabrik) auf dem Grundstück Nr. 45 hatte, ist nicht festzustellen; die Bauakten der städtischen Verwaltung ab 1860 geben hierzu keine Aufschlüsse. Es ist aber anzunehmen, dass ihre Fabrikanlagen ebenfalls von der breiten Front des Hauptgebäudes, welches ab 1893 vom Katholischen Lehr- und Erziehungsinstitut St. Ursula als Schule genutzt wurde, verdeckt waren. Spätestens 1906/1909 mit der Anlage der Poststraße endete die letzte industrielle Nutzung in diesem Viertel mit der Verlagerung der Zementfabrik an die Neuffenstraße hinter dem Alten Wiehre-Bahnhof, heute Adalbert-Stifter-Straße.

Ebenfalls um diese Zeit ist der Wandel von der reinen Wohnnutzung zu einer Mischnutzung mit Büros und Praxen in den Adressbüchern zu erkennen. Bis in die zwanziger Jahre siedelten sich immer mehr Geschäfte an, was zu Reibereien mit der um das Stadtbild besorgten Stadtverwaltung führte. Diese mahnte ab ca. 1924 immer wieder das zuständige Bezirksamt (Bauamt) an, gegen einzelne Anwohner vorzugehen, die ihre Vorgärten nicht in Stand hielten, sie als Lagerplätze, Hühnerhöfe und dergleichen verwendeten. Am 11. November 1927 machte z. B. das Badische Bezirksamt Frau Frieda Lederle als Verwalterin des Hauses Nr. 41 zur Auflage, den Vorgarten als Ziergarten anzulegen, und empfahl die Aufstellung von Kübelpflanzen. Ähnlicher Schriftverkehr ist bis in die dreißiger Jahre wiederholt in den Bauakten zu finden.

Dennoch war sich die Stadt des eingetretenen Wandels bewusst. Schon im November 1924 kommentierte das Tiefbauamt einen Antrag von Otto Rehnig vom Hotel Post, sein Vorgartengeände mit einem einstöckigen Verandabau zu überbauen: „Die frühere Wohnstraße entwickelt

<sup>14</sup> Freiburg im Breisgau – Die Stadt und ihre Bauten (wie Anm. 13), S. 101 und 605.

<sup>15</sup> StAF, D. Ti (2011) Sammlung von Situationsplänen Colombistraße 1899–1936, 29. Juli 1900.

sich immer mehr zur Geschäftsstraße, weshalb sich auch das Bedürfnis entwickelt, die Vorgärten einer geschäftlichen Nutzung zuzuführen.“<sup>16</sup>

Das Amt empfahl dennoch die Ablehnung des Antrages mit Blick auf die spätere Verbreiterung der Eisenbahnstraße von 15 auf 20 Meter, die bei weiterer Zunahme des Verkehrs nötig würde und was Grundstücksabtretungen erfordern würde. In diesem Sinne lehnte die Stadt die Überbauung am 31. Januar 1925 ab, „weil derartige Vorbauten die für den Charakter der Eisenbahnstraße notwendige Geschlossenheit der Straßenflucht zerstören [...] würden.“<sup>17</sup>

1929 kommentierte Stadtbaudirektor Schlippe einen Bauantrag des Eigentümers von Nr. 39, Dikran Restikjan, auf einen Verbindungsbau zur Nr. 37:

„Durch den kommenden Umbau des Bahnhofes und die damit in Zusammenhang stehenden Umgestaltungen des Bahnhofesplatzes sowie ferner durch die projektierten Veränderungen im Zuge der Rotteck- und Werderstraße wird auch das Baugebiet zwischen Rotteckplatz und Bahnhof eine Wandlung seines Bebauungscharakters durchmachen. Als man die Bestimmungen der Bauordnung für diesen Teil der Eisenbahnstraße erließ, hatte man eine Bebauung mit vorwiegend Wohnhäusern in Gärten im Auge.“<sup>18</sup>

Im weiteren Verlauf seines Schreibens äußerte Schlippe keine Bedenken gegen eine künftig geschlossene Bebauung und insbesondere keine Einwände gegen einen Verbindungsbau zwischen den Nr. 35/37 und 39. Diesen Ausführungen schloss sich die Stadtverwaltung am 7. März 1930 in einem Schreiben an den Stadtrat und das Bezirksamt an, wollte aber zusätzlich ihre Genehmigung von der vorsorglichen Abtretung von Vorgartengelände zur Verbreiterung der Straße abhängig machen: „[...] eine sehr hässliche Lücke zwischen den Häusern der Eisenbahnstraße 37 und 39 durch einen Verbindungsbau zu schließen, würde sehr von der Stadt befürwortet werden.“<sup>19</sup> Das Vorhaben scheiterte allerdings aus finanziellen Gründen seitens des Eigentümers des Park-Hotel Post.<sup>20</sup> Aber noch im Jahr zuvor schrieb das Bürgermeisteramt in der gleichen Sache an das Bezirksamt:

„Solange die Eisenbahnstrasse in ihrem heutigen Zustand bleibt – dies dürfte wohl noch viele Jahre sein –, ist aus ästhetischen Gründen die Beibehaltung der Vorgärten und die Erhaltung als ordentliche Grünanlagen notwendig. [...] Es darf nicht vergessen werden, dass die Eisenbahnstrasse heute die Hauptzugangsstrasse zur Stadt ist und dass deshalb besonderer Wert auf ein gefälliges Äusseres gelegt werden muss [...]. Nur das Haus Eisenbahnstrasse 43 hat weder Vorgarten noch Grünstreifen und das Haus Nr. 41 besitzt nur einen mangelhaft unterhaltenen Grünstreifen. Ich ersuche daher bei dieser Gelegenheit, auch der Hauseigentümerin dieses Hauses, Frau Huber-Lederle, zur Auflage zu machen, die Ligusterhecke längs der Einfriedung auszubessern und künftig ordnungsgemäss zu unterhalten.“

Die vom Gartenamt empfohlene Baumbepflanzung auf dem Grundstück des Restikjan ist notwendig, um den unschönen Durchblick in das Durcheinander der Hinterhäuser zu verdecken und die Baulücke zwischen Hotel Post und dem Anwesen des D. Restikjan zu schliessen.“<sup>21</sup>

<sup>16</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, Baugesuche an der Eisenbahnstraße 1892–1943, November 1924.

<sup>17</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, November 1924.

<sup>18</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, 12. Dezember 1929.

<sup>19</sup> StAF, C4/I/21/11 Baugesuche an der Eisenbahnstraße 1920–1946, 7. März 1930.

<sup>20</sup> StAF, C4/I/21/11, 16. Juni 1930.

<sup>21</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, 12. Dezember 1929.



Abb. 6: Marktstand Eisenbahnstraße zwischen Nr. 43 und 45 um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 132.

Die Vorgartenproblematik beschäftigte die Stadtverwaltung weiter. Am 25. Juni 1931 wies sie darauf hin, dass es unzulässig wäre, die Rabatten durch Zementestrich oder Pflaster zu ersetzen. In schärfer werdendem Ton beklagte sie den „unerträglichen Anblick der von Unkraut überwucherten Rabatten“ und stellte fest, dass „der Schmutz in den Lichtschächten vor den Ladenfenstern ein ungeheurer“<sup>22</sup> wäre. Die Eigentümer hingegen befürchteten, dass durch die vorgeschriebene Bepflanzung mit Hecken und Pflanzen die freie Sicht und der freie Zugang zu den Läden und Schaufenstern eingeschränkt würde, und versuchten, ihre Vorgärten in verschiedenen Formen nutzbar zu machen.

Am 12. Juli 1930 wurde der Antrag Hermann Futterers abgelehnt, auf seinem Anwesen Nr. 43 im Vorgarten einen Kiosk anstatt des vorhandenen offenen Marktstandes (Abb. 6) aufzustellen. Nachdem sein Einspruch gegen die Ablehnung scheiterte, wandte er sich an die nächsthöhere Instanz und die Stadt musste gegenüber dem Landeskommissar eine Stellungnahme abgeben, was am 10. Juli 1931 geschah:

„[...] Nachdem der Gesuchsteller nunmehr schon jahrelang in der Angelegenheit den Behörden Schwierigkeiten bereitet, kann auch ein ausnahmsweises Entgegenkommen nicht in Betracht kommen. Dem Gesuchsteller ist es lediglich darum zu tun, aus seinem Anwesen eine möglichst große Rente herauszuschlagen, wie er dies auch gelegentlich selbst schon zugegeben hat. [...]“<sup>23</sup>

Am 13. April 1931 stellte Hermann Futterer den Antrag, das Erdgeschoss seines Hauses Nummer 43 um einen Meter tiefer zu legen, die vorhandene Freitreppe als Zugang zum Haus zu entfernen und das Vorgartengelände auf das Niveau des Gehsteiges abzusenken, um einen ebenen Zugang zu den Läden zu schaffen. Gleichzeitig wollte er ein versenkbares Schaufenster einbauen, durch das Waren angeboten und verkauft werden sollten. Es folgte ein monatelanges Gezerre, in dem nach und nach die Stadt alle ihre Positionen aufgeben musste: Sie erreichte weder die Anlage eines Vorgartens noch eine Teilabtretung des Vorgartengeländes, an das sie zunächst eine Genehmigung knüpfen wollte. Auch das Angebot und der Verkauf von Waren durch das Schaufenster wurde im Schreiben des Bezirksamtes vom 11. Mai 1932 genehmigt. An die Adresse der Stadt merkte das Bezirksamt an, dass die Bewilligung rechtlich nicht zu verwehren war, durch das breite Vorgartengelände keine Verkehrsbeeinträchtigung zu befürchten wäre und das Angebot und der Verkauf von Waren vor den Geschäften auch auf anderen Grundstücken in der Innenstadt gang und gäbe wäre. Mit welchen baulichen Maßnahmen diese Absenkung des Erdgeschosses erfolgen sollte, ergibt sich nicht aus der Akte. Die erteilte Genehmigung durch das Amt enthielt nur noch die Auflage, dass das neue Gebälk massiv auszuführen und sofort ein statischer Nachweis zu erbringen wäre (vgl. Abb. 14 und 15).

Die Haltung der Stadt schien sich in den dreißiger Jahren zu wandeln. Am 11. März 1932 kommentierte der Bauausschuss den Antrag Hermann Futterers, sein Vorgartengelände abzutragen und zu pflastern:

„[...] Durch diese vollkommene Planierung wird der Charakter des Vorgartens – soweit man noch von einem solchen bei dem gegenwärtigen Zustand überhaupt noch sprechen kann –

<sup>22</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, 25. Juni 1931.

<sup>23</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, 10. Juli 1931.

aufgegeben und das ganze Vorgartengelände unmittelbar geschäftlichen Zwecken dienstbar gemacht. [...]“<sup>24</sup>

Am 29. April 1933 präsentierte die Stadterweiterungsstelle der Stadtverwaltung einen Plan, wie die Vorgärten der Nr. 39 und 41 planiert und das abschüssige Gelände abgestuft werden könnten, auch hier wieder verbunden mit dem Versuch, dass Teile der Vorgärten für die Straßenerweiterung abgetreten werden sollten. Während der Eigentümer Nr. 41 am 20. Januar 1934 zustimmte, lehnte Dikran Restikjan (Nr. 39) die Planierung ab. Ihn störten die Treppenstufen, mit denen die unterschiedlichen Grundstücksniveaus ausgeglichen werden sollten, woraufhin er umgehend die Auflage erhielt, seine Fläche in Ordnung zu bringen. Seinen eigenen Antrag vom 2. Mai 1934, die Rabatten zu entfernen, weil sie den Zugang zu seinem Haus erschweren und eine Abladestelle für Unrat und Kot seien, lehnte der Baurat folgerichtig ab: Er müsse eben seinen Vorgarten besser pflegen und einfrieden und sei im Übrigen selbst schuld, da er den Vorschlag der Stadt zur Planierung des Gesamtgeländes abgelehnt habe.<sup>25</sup>

In den dreißiger Jahren erfolgten mehrere Bebauungsverdichtungen: Am 8. August 1931 wurde ein umfassender Umbau für das Hotel Rheingold genehmigt, der quasi einem Neubau gleichkam, da die Bausubstanz bis auf die Kellermauern abgetragen werden sollte. Gleichzeitig sollte die Breite des Korpus um knapp zwei Meter und die Tiefe um siebeneinhalb Meter vergrößert und im Hinterhof ein Anbau errichtet werden. Dieser Neubau kam allerdings nicht zum Tragen, stattdessen wurde das Gebäude instand gesetzt und 1936 um ein Stockwerk erhöht.

Am 23. November 1933 wurde ein Anbau auf dem Anwesen Nr. 49 genehmigt. Der von der Straße zurückgesetzte Seitenbau hatte nur noch einen Abstand von fünf Meter zum benachbarten Hotel Rheingold.

Ein Antrag Hermann Futterers auf eine weitere Erhöhung des Hotels fand zunächst wenig Anklang, wie der Stellungnahme der Stadtverwaltung zu entnehmen ist:

„[...] würde nach der beabsichtigten Erhöhung auf 4 ½ Geschosse – der Ausbau kommt allerdings einem 5. Stockwerk gleich – einen unproportionalen, außerordentlich ins Auge fallenden hässlichen Westgiebel in turmähnlicher Gestalt erhalten. Ein solcher Anblick ist gerade an dieser, nahe dem Bahnhof und an einem Haupteingang der Stadt gelegenen Stelle ganz unerträglich. [...]“<sup>26</sup>

Der Bauantrag wurde am 14. April 1936 dennoch genehmigt.

1936 wurde die Bebauung weiter verdichtet. Am 19. Februar 1936 wurde eine Aufstockung und ein Anbau an der Nr. 39 genehmigt. Es handelte sich um den Bauteil, der schon 1927 von Dikran Restikjan beantragt worden war. Der ursprüngliche Häuserabstand von 15 Metern wurde dadurch auf 10,5 Meter verringert.<sup>27</sup>

---

<sup>24</sup> StAF, C4/I/21/11, 11. März 1932.

<sup>25</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, 29. April 1933, 20. Januar 1934 und 2. Mai 1934.

<sup>26</sup> StAF, C4/I/21/11, 17. Dezember 1935.

<sup>27</sup> StAF, D. Ti (2011) 87, April 1927, April 1933 und 19. Februar 1936.



## Zerstörung und Wiederaufbau

Der Luftangriff am 27. November 1944 traf dieses Gebiet in Bahnhofsnähe schwer. Der Bahnhof als militärisches Ziel<sup>28</sup> der Aktion wurde zwar vollständig zerstört, der Eisenbahnbetrieb war aber nicht nachhaltig getroffen: Verschiebe- und Güterbahnhof sowie das Bahnbetriebswerk blieben weitgehend intakt und schon am 30. November 1944 war ein Gleis in Nord-Süd-Richtung wieder befahrbar.<sup>29</sup> Auf der dem Bahnhof gegenüberliegenden Seite waren die Straßenabschnitte Bertold-/Eisenbahnstraße und Rosa-/Friedrichstraße schwer bis total zerstört. Lediglich der Straßenabschnitt zwischen Eisenbahn- und Rosastraße trug nur leichtere Schäden davon. Obwohl die Eisenbahnstraße auf der linken Seite ab der Nr. 58/60 (heute Haus der Akademien) mit Hauptpost und Telegrafenamnt total vernichtet wurde,<sup>30</sup> gab es auf der rechten Seite nur drei Bombentreffer (Nr. 39, 41 und 49) und an den anderen Häusern nur Luftdruckschäden. Colombi- und Rosastraße wurden hingegen zu größten Teilen total zerstört, die Häuser in der Poststraße erlitten wiederum nur leichte Schäden.



Abb. 7: Schäden nach dem Luftangriff vom 27.11.1944. Erstellt von Sven Koppler auf Basis Stadtplan Freiburg von 1920 und General-Häuserkartei für den Wiederaufbau. Quelle: FreiGis (wie Anm. 3), Daten: Stadt Freiburg.

<sup>28</sup> Zur Diskussion, ob Freiburg als militärisch-taktisches Ziel oder im Zuge des massierten Flächenbombardements angegriffen wurde, siehe GERD R. UEBERSCHÄR, *Freiburg im Luftkrieg 1939–1945*, Freiburg 1990, S. 99 ff. und insbesondere S. 199, 206, 230 f., 243, 343 f. und 387 f.

<sup>29</sup> ULRICH P. ECKER (REDAKTION), *Freiburg 1944–1994. Zerstörung und Wiederaufbau*. Begleitbuch zur Ausstellung von Stadtarchiv und Augustinermuseum anlässlich des 50. Jahrestags der Zerstörung Freiburgs im Luftkrieg am 27. November 1944, hg. von der Stadt Freiburg i. Br., Waldkirch 1994, S. 37 f. und 50.

<sup>30</sup> Vgl. Abb. 16.

Jörg Stadelbauer hat in einem Aufsatz<sup>31</sup> die Schäden in der Freiburger Innenstadt nach dem Luftangriff gemäß der nachstehenden Klassifizierung grafisch auf einem Innenstadtplan dargestellt. Da das in dieser Arbeit betrachtete Gebiet nur teilweise aufgeführt ist, habe ich mit den Angaben aus der „General-Häuserkartei für den Wiederaufbau“<sup>32</sup> die entsprechende Grafik für das Untersuchungsgebiet in der gleichen Systematik erstellt (Abb. 7):

- bis 10 % (leichte Schäden): Dachschäden, Fensterscheibenbruch, Gebäude noch benutzbar; Instandsetzung durch die Bewohner möglich
- 10–50 % (mittlere Schäden): Gebäude nach Instandsetzung durch Handwerker wieder benutzbar
- 50–70 % (schwere Schäden): Gebäude teilweise zerstört; Wiederaufbau möglich
- 70–100 % (Totalschäden): nur völliger Wiederaufbau möglich, Entscheidung über Mitverwendung des alten Gefüges aufgeschoben.

Schon unmittelbar nach dem Angriff wurde versucht, die weniger zerstörten Häuser vor weiteren Schäden zu sichern. Zu diesem Zweck beschlagnahmte die Stadtverwaltung sämtliche Baustoffe im Stadtgebiet und stellte die Entnahme unter die Genehmigung des Leiters der Sofortmaßnahmen.<sup>33</sup> Im November 1945 beschwerte sich der Eigentümer des Hauses Nr. 49, Rechtsanwalt Dr. Nufer, bei der Stadt, dass er einerseits mangels Materialzuweisung seine Wiederherstellungsmaßnahmen nicht durchführen konnte, andererseits aber im April 1945 die Dachdeckerfirma für das Dach des Hotels Rheingold Schieferziegel aus seinen Trümmern entnommen hatte. Dies wäre aber nur aus total zerstörten, nicht aus teilweise zerstörten Häusern zulässig gewesen, was dem Leiter der Bezirksstelle I (Innenstadt) auch bekannt gewesen war. Die Stadt räumte mit Schreiben vom 25. Mai 1946 ein, dass die Entnahme rechtlich unzulässig war, berief sich für den Bezirksstellenleiter aber auf eine Notstandssituation und verwies darauf, dass etwaige Ansprüche nur gegen das Reich als Trägerin dieser Sofortmaßnahmen zu richten wären. Vorsorglich informierte die Stadt das Städtische Hochbauamt, dass weitere Forderungen und Schadenersatz Nufers nicht auszuschließen wären und die rechtliche Position der Stadt schwach wäre: „Fürsorglich wird es gut sein, etwaigen Wünschen des Herrn Dr. Nufer bezüglich weiterer Materialzuweisungen möglichst entgegen zukommen.“<sup>34</sup> Weiterer Schriftverkehr in dieser Sache findet sich nicht in den Bauakten.

1955 war in der Eisenbahnstraße auf der rechten Seite das letzte Haus (Nr. 39) wiederhergestellt. Colombi- und Rosastraße waren wesentlich stärker zerstört, dort begann der Wiederaufbau nicht vor 1952. In der Colombistraße war der Wiederaufbau im Wesentlichen 1958, in der Rosastraße erst 1961 abgeschlossen.

---

<sup>31</sup> JÖRG STADELBAUER, Zerstörung, Wiederaufbau und Stadtbau – Freiburg im Breisgau 1944–1994, in: *Regio Basiliensis* 35 (1994), S. 149–160.

<sup>32</sup> StAF, General-Häuserkartei für den Wiederaufbau: Gebäude- und Wohnungserhebung sowie planmäßige Feststellung der in Freiburg entstandenen Kriegsschäden an Gebäuden 1948–1949 Akten des Ausgleichsamtes (inkl. Wiederaufbaubüro), Bestand D.Au / <jeweilige Straße>.

<sup>33</sup> UEBERSCHÄR, Freiburg im Luftkrieg (wie Anm. 28), S. 276.

<sup>34</sup> StAF, Bausachen 1946–1979, Akten der städtischen Hauptverwaltung, C6/900, 12. November 1945 bis 25. Mai 1946.

## Grundstück- und Hausanalyse

### Eisenbahnstraße

Die Eisenbahnstraße wurde 1861 angelegt und in Richtung Bahnhof nummeriert. 1935 wurde in umgekehrter Richtung nummeriert, beginnend mit dem Eckhaus zur Bahnhofstraße als Nummer 1 (heute Grundstück der Volksbank) und endend mit der Nummer 13/15 (Park-Hotel Post). Nach dem Krieg wurde die ursprüngliche Richtung jedoch wieder hergestellt. Die nachstehend genannten Hausnummern beziehen sich auf die heutige Nummerierung.

#### Nr. 35/37 Park-Hotel Post

1882 als Wohnhäuser erbaut. 1906 zum Hotel Post vereinigt und 1908 um das Nachbarhaus in der Colombistraße erweitert. Heute noch als Hotel genutzt.

Eigentümer:<sup>35</sup>

- 1882 – 1882 Gustav Merz, Bauunternehmer
- 1883 – 1892 (Nr. 35) Robert Werle, privat
- 1893 – 1905 (Nr. 35) Ferdinand Kopf, Rechtsanwalt<sup>36</sup>
- 1883 – 1905 (Nr. 37) Sebastian Dammert, Hauptlehrer
- 1906 – 1910 Joh. Baron, Hotel und Restauration zur Post
- 1911 – 1939 Otto Rehnig Hotel und Restauration zur Post
- 1940 – 1949 Otto Rehnig Erben<sup>37</sup>
- 1950 – 1951 Hotel Post, Inh. E. Buhl und Dr. O. Rehnig
- 1952 – 1953 Hotel Post, Alfred Buhl und Edw. Rehnig<sup>38</sup>
- 1954 – 1966 E. Buhl und Dr. O. Rehnig
- 1967 – 1970 Dr. O. Rehnig und Erbengemeinschaft Buhl

Im Erbauungsjahr 1882 trugen die beiden Häuser die Nummern 33a und 33b. Diese Grundstücke waren offensichtlich nicht in der ursprünglichen Planung vorgesehen. Die Colombistraße wurde erst 1879 angelegt, als ein Teil des Colombiparks zum Bauland wurde.<sup>39</sup> 1883 erhielten die beiden Gebäude die Nummern 35 und 37.

<sup>35</sup> Die Angaben zu den Eigentümern und Mietern sind nachfolgend immer den Freiburger Adressbüchern (wie Anm. 2) entnommen. Die Angaben zu den Zerstörungsgraden stammen aus der General-Häuserkartei für den Wiederaufbau (wie Anm. 32).

<sup>36</sup> Dr. h.c. Ferdinand Kopf, 1857–1943, Rechtsanwalt, Politiker der Zentrumsparterie, Gründer der Freiburger Tagespost und Ehrenbürger der Stadt Freiburg (Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg – Staatsarchiv Freiburg, Einleitung zu Findbuch T 1 [Zugang 2000/0036] Nachlass Kopf, Ferdinand).

<sup>37</sup> Abweichend hiervon sind in der General-Häuserkartei für den Wiederaufbau in der Meldung vom 2. November 1949 als Eigentümer genannt: Dr. Karl Otto Rehnig in Berlin und Alfred Buhl.

<sup>38</sup> In den Jahren 1952 und 1953 sind keine Eigentümer, sondern nur Alfred Buhl und Edw. Rehnig als Geschäftsführer aufgeführt. Ab 1954 sind wieder sowohl Eigentümer (E. Buhl und Dr. O. Rehnig) als auch Geschäftsführer (Alfred Buhl und Edw. Rehnig) genannt.

<sup>39</sup> KALCHTHALER, Freiburger Wege (wie Anm. 4), S. 49.

Für das Haus Nr. 35 erschienen bis 1892 nur Bewohner im ersten<sup>40</sup> und zweiten Stock, erst 1893 mit der Übernahme durch Ferdinand Kopf war auch der dritte Stock belegt. Da für das Nachbarhaus Nr. 37 schon 1884 ein dritter Stock genannt wurde, ist davon auszugehen, dass auch das repräsentativer gelegene Eckhaus drei Stockwerke hatte. Ferdinand Kopf selbst belegte wie der Voreigentümer den zweiten Stock.

In der Nummer 37 wohnte der damalige Eigentümer im ersten Stock und vermietete den zweiten Stock, während für den dritten Stock nur zeitweise Bewohner (1884–1885, 1889–1892 und 1899) genannt waren.

1906 vereinigte Johann Baron die beiden Häuser zum „Hotel und Restauration zur Post“. 1908 erweiterte er das Hotel um das 1907 von der Witwe des Andreas Steyert erworbene Gebäude Colombistraße 1, in dem er selbst seit 1907 im ersten Stock gewohnt hatte.

Nach dem Luftangriff wurden die beiden Gebäude mit einem Zerstörungsgrad von 15 %, verursacht durch Luftdruck, eingestuft.



Abb. 8: Park-Hotel Post in den späten 1920er Jahren, Blick aus der Eisenbahnstraße. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 705 201/27 Nr. 112.

<sup>40</sup> In den Freiburger Adressbüchern ist mit dem ersten Stock, wie in Baden üblich, immer das Erdgeschoss bezeichnet. Diese Benennung wird in der vorliegenden Arbeit beibehalten.



Abb. 9: Hotel Post um 1930, Blick aus dem Colombipark. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 705 201/27 Nr. 139.

1977 erwog der Eigentümer Buhl, das Anwesen zu verkaufen, da umfangreiche Renovierungen von über 1 Mio. DM, insbesondere der Einbau von Bädern in die Zimmer, nach seiner Einschätzung nicht über die Zimmerpreise ausgeglichen werden konnten. Eine Versicherungsgesellschaft hatte Interesse an dem Anwesen und wollte dort einen Neubau errichten. Am 26. August 1977 bat die „Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e. V.“ in einem Brief an Oberbürgermeister, Stadtplanungsamt und Landesdenkmalamt, dem Abbruchantrag nicht zuzustimmen und das Anwesen zu erhalten. Das Stadtplanungsamt hielt dazu in einer Aktennotiz fest: „Eilvernehmlich mit dem Landesdenkmalamt sei man der Auffassung, daß das Anwesen 35/37 kein Objekt darstelle, das um jeden Preis erhalten werden müsse.“<sup>41</sup> Der Abbruchantrag wurde letztlich doch abgelehnt, auch weil die Stadt aus grundsätzlichen Gründen an dieser Stelle keine Versicherung haben wollte.

#### Nr. 39 Gottlieb, heute dm-Drogeriemarkt

1861 von Julius Lembke erbaut und bis 1922 von dessen Familie und Nachkommen bewohnt. Ab 1928 gewerbliche Nutzung im ersten Stock. 1954/55 nach vollständiger Kriegszerstörung als

<sup>41</sup> StAF, Bausachen 1946–1979, Akten der städtischen Hauptverwaltung, C6/900, September 1977.

Sven Koppler

Wohn-/Geschäftshaus neu errichtet. Im ersten Stock lange Jahre ein Gottlieb-Lebensmittelmarkt, seit 2007 ein dm-Drogeriemarkt.

Eigentümer:

1861 – 1880 Julius Lembke, Bezirks-Baurath (Haus Nr. 24 im VI. Viertel)

1881 – 1898 dessen Witwe

1899 – 1922 Robert Lembke, techn. Assistent, 1901 Architekt, 1909 Zeichner I. Klasse, 1912 Oberbausekretär, 1918 privat.

1923 – 1923 F. X. Seiler

1924 – 1927 Karl Westermann, Rastatt

1928 – 1955 Dikran Restikjan, Kaufmann<sup>42</sup>

1956 – 1970 Möbel-Haitz



Abb. 10: Ladengeschäft Kurt Maier in der Nr. 39 um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 113.

<sup>42</sup> In der Meldung zur General-Häuserkartei sind als Eigentümer Dikran Restikjan und dessen Ehefrau Hilda, geb. Scheele, zu je ½ sowie als Verwalter Hilda Restikjan, geb. Scheele, angegeben.

In dem dreistöckigen Gebäude nutzte die Architektenfamilie Lembke bis 1922 immer ein Stockwerk, in etlichen Jahren auch zwei Stockwerke für sich und weitere Familienmitglieder. Die weiteren Geschosse waren an Privatleute vermietet. Nach zwei raschen Besitzerwechseln belegte der Kaufmann Dikran Restikjan bzw. dessen Frau Hilda 1928 den ersten Stock, ab 1938 den zweiten Stock für ihr Damenputzgeschäft.

Von 1927 bis 1938 befand sich im ersten Stock auch ein Schreibwarengeschäft mit wechselnden Besitzern (Kurt Maier, Josef Rees) und seit 1935 zusätzlich die Zigarrenhandlung Karl Eyb. Im zweiten Stock waren seit 1925 die „Rulo Auskunftei-Detektive“, ab 1938 die „Hawas Detektiv-Auskunftei und Rechtsbüro“ untergebracht. Im dritten Stock befand sich das „Institut Badenia Desinfektions- und Ungezieferausrottungsanstalt“, die der Tapeziermeister Johann Strohm von 1928 bis 1936 betrieb. Von 1939 bis 1940 hatte die nationalsozialistische Organisation „Die Deutsche Arbeitsfront Kraft durch Freude“ im ersten Stock eine Verkaufsstelle eingerichtet.

In der Bombennacht am 27. November 1944 wurde das Gebäude von Sprengbomben getroffen, der Zerstörungsgrad betrug 86 %. 1950–1953 erschien nur das Damenputz- und Hutgeschäft Hilda Restikjan ohne weitere Stockwerksnennungen, eventuell wurde auf dem Trümmergrundstück einer der damals üblichen Behelfsbauten errichtet. 1954 und 1955 ist die Adresse nicht im Adressbuch aufgeführt, in dieser Zeit muss der fünfstöckige Neubau mit Hinterhaus errichtet worden sein, den ab 1956 der neue Eigentümer Möbel-Haitz vermietet. Von 1956 bis 1992 befand sich im Erdgeschoss eine Gottlieb<sup>43</sup>-Filiale, anschließend ein EDEKA- bzw. CITY-Markt<sup>44</sup>, seit 2007 befindet sich dort ein dm-Drogeriemarkt.

Das zweite bis fünfte Stockwerk waren meist an zwei Mieter pro Stockwerk vermietet. Das Hinterhaus war in der Spitze mit vier Parteien, meist aber zwei Parteien belegt.

#### Nr. 41 Büromaschinen Dettlinger

1861 von Franz Wingle als Wohnhaus erbaut und genutzt. Vom ursprünglichen dreistöckigen Gebäude sind keine Bilder erhalten, es wird aber mit der anderen Doppelhaushälfte Nr. 39 vergleichbar gewesen sein. 1906 als fünfgeschossiges Wohn- und Geschäftshaus neu errichtet. 1946 wegen irreparabler Kriegsschäden gesprengt und 1952 als Wohn- und Geschäftshaus durch Fridolin Dettlinger neu errichtet.

##### Eigentümer:

- 1861 – 1871 Franz Wingle, erzb. Verwalter (Haus Nr. 25 im VI. Viertel)
- 1872 – 1875 Friedrich Mammel, privat
- 1876 – 1884 dessen Witwe
- 1885 – 1905 Gustav Lederle, Zahnarzt
- 1906 – 1923 Emil Huber, Architekt
- 1924 – 1927 Anna Huber, Horgen/Schweiz
- 1828 – 1934 Anna Huber-Lederle

<sup>43</sup> Die Lebensmittel-Kette Gottlieb war mit 135 Filialen in Südbaden und besonders in Freiburg das Synonym für Nahrungsvorsorgung, wie damals die Badische Zeitung schrieb: „Wer einkaufen ging, der sagte ‚Ich geh‘ zum Gottlieb.“ 1987 wurde Gottlieb an die Handelskette Kafu-Wasmund verkauft und geriet damit in den Coop-Skandal. 1992 übernahm die Edeka die Gottlieb-Filialen und nahm den Namen vom Markt (Quelle: JOACHIM RÖDERER, Trauer um die einstige Chefin der Gottlieb-Märkte, in: Badische Zeitung vom 02.08.2011).

<sup>44</sup> Auskünfte EDEKA-Handelsgesellschaft Südwest mbH, Offenburg.



Abb. 11: Nr. 41 um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 114.



- 1935 – 1940 Anna Huber  
1941 – 1948 Theodor Huber  
1949 – 1951 zerstört, kein Eigentümer genannt  
1952 – 1970 Büromaschinen Dettlinger bzw. Eheleute Fridolin Dettlinger

1877 befand sich im ersten Stock der Adjutant Theodor Leutwein und das „Bureau des 2. Bataillon des 5. Infanterieregiments“. Danach war das Haus bis 1885 zu größten Teilen eigengenutzt, die Witwe des Friedrich Mammel nutzte zeitweise auch zwei Stockwerke, während der dritte Stock nicht durchgängig belegt war. 1886 bis 1899 hatte der neue Eigentümer Gustav Lederle seine Zahnarztpraxis im ersten Stock, der dritte Stock wurde überhaupt nicht aufgeführt. Von 1900 an nutzten seine Witwe und weitere Familienmitglieder Lederle den zweiten Stock, während der erste Stock an einen anderen Zahnarzt vermietet war.

1906 errichtete Emil Huber einen fünfgeschossigen Neubau. Das zweite Stockwerk wurde bis Kriegsende an verschiedene Privatleute, an Vertreter diverser Firmen (Versicherung, Ölhandel u. a.) sowie an den Zahnarzt Dr. Bischoff als längeren Mieter von 1928 bis 1932 vermietet. Der dritte Stock wurde nacheinander von verschiedenen Ärzten genutzt und ab 1931 privat vermietet. Der vierte Stock enthielt bis 1948 Privatwohnungen, nur von 1918 bis 1927 unterbrochen durch



Abb. 12: Nr. 41 vor März 1946. Quelle: Privatbesitz Freiburg.

„Wolffs Telegraphisches Büro & Kontinental Telegraphen Kompagnie“. Der fünfte Stock wurde bis 1929 von Mitgliedern der Familie Lederle genutzt und danach fremd vermietet.

Das Erdgeschoss wurde von 1908 bis 1912 von der „Bank für Handel und Industrie – Darmstädter Bank“ belegt, anschließend befand sich dort bis 1919 ein Zigarrenhändler, gefolgt von einem Reisebüro mit Zigarrengeschäft und dem Herren- und Damenfriseur Paul Bogenschütz. Ab 1920 wurde das Erdgeschoss von drei Geschäften genutzt: „Geschwister Hanser Konditorei & Kaffee“ (zog 1922 in die Nr. 47), „Karl E. Rusch Spezialgeschäft für Tee, Kaffee, Schokolade, Honiggebäck“ und das „Zigarrengeschäft Heinrich Lederle“. Von 1923/24 bis 1928 befanden sich an deren Stelle zwei Geschäfte im Erdgeschoss: „Feinkost-Lebensmittel Emilie Preßmar“ bzw. ab 1926 „Konditorei & Kaffee Emilie Preßmar“ sowie „Max Schmidt Spezialhaus für Holzbearbeitungsmaschinen“. 1928 zog ein langjähriger Mieter bis 1948 ein, das heute noch bekannte Geschäft „Maria Pastänier Lampenschirmbedarf“<sup>45</sup>. 1933 bis Kriegsende kehrte das Damen- und Herrenfriseurgeschäft Paul Bogenschütz zurück, das 1920 für zwölf Jahre in die

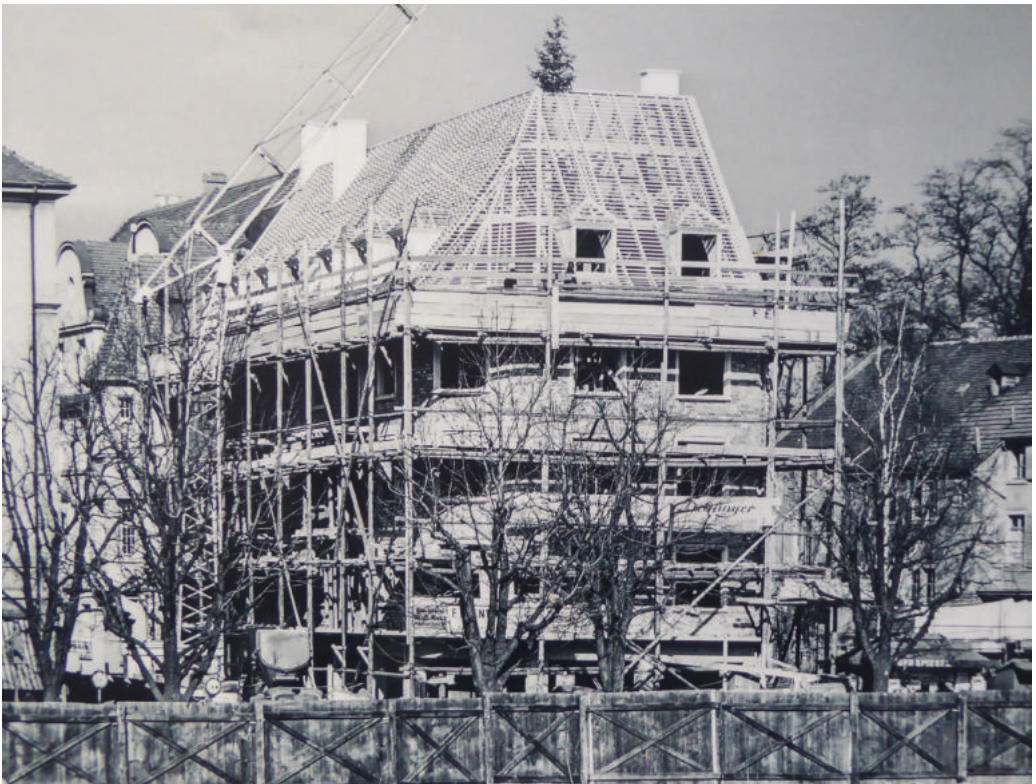


Abb. 13: 3. März 1952 Richtfest am neu erbauten Büro- und Geschäftshaus der Fa. Dettlinger. Quelle: Privatbesitz Freiburg.

<sup>45</sup> Die Maria Pastänier GmbH befand sich zuletzt (2005) in Unterlinden 7a (Quelle: City Shopping Guide, 2005 auf [www.chilli-freiburg.de](http://www.chilli-freiburg.de), URL: <http://chilli-freiburg.de/pdf/archiv/0512dez/Sonderheft.pdf> [Stand: 25.03.2015]).

Nr. 43 umgezogen war. Weitere Flächen waren bis 1938 von verschiedenen Geschäften belegt: „Kunsthandlung Albin Lung“ (1928–1930), „Max Mayer Fotohaus“ (1930–1932), „Eugen Luhr Bäckerei“ (1931–1933), „Braunsdorf Zigarrenhaus“, später „Martha Lauber-Braunsdorf Tabakwaren-Zeitschriften“ (1933–1938), „Vogels Reisebüro“, nachfolgend „Erwin Lauber Reisebüro und Autovermietung“ (1933–1938).

Auch dieses Haus wurde durch einen Bombentreffer zerstört (83 %). Obwohl es gemäß der obigen Abbildung 12 nicht so zerstört wirkt, musste es vor März 1946 wegen Einsturzgefahr auf Anordnung der Baupolizei gesprengt werden.<sup>46</sup> 1952 und 1953 erschien im Adressbuch nur die „Firma Büromaschinen Dettlinger“ ohne Nennung weiterer Stockwerke, das Richtfest für den Neubau wurde am 3. März 1952 gefeiert. Erst von 1954 bis 1967 waren der zweite bis fünfte Stock vom Regierungspräsidium Südbaden, Abteilung Wasserstraßen und von der Wasserschiffahrtsgesellschaft belegt. 1968 folgte die „Deutsche Bundespost“, die dort Übernachtungsmöglichkeiten für ihre Briefträger<sup>47</sup> unterhielt. Im fünften Stock waren bis 1962 zusätzlich zwei Wohnungen vermietet.

### Nr. 43 Krems

1864 von Architekt Hermann Wagner erbaut und bis 1870 als Wohnhaus genutzt. 1871 Verkauf an Alois Krems, der im rückwärtigen Grundstück seine Firma „A. Krems Zementwaren und Kunststeinfabrik“ betrieb, deren Gebäude sich entlang der späteren Poststraße bis zur Rosastraße erstreckten. 1909 nach dem Umzug der Firma und der Anlage der Poststraße verblieb nur noch das Wohngebäude mit Büros. Das Gebäude stammt in seiner Substanz noch aus dem Erbauungsjahr, es wurde lediglich um ein Stockwerk erhöht und der Seitenanbau angebaut.

#### Eigentümer:

- 1861 – 1863 Bauplatz (Haus Nr. 26 im VI. Viertel)
- 1864 – 1870 Hermann Wagner, Architekt
- 1871 – 1880 Alois Krems, Pflasterer, 1877 Cementwaren-Fabrikant
- 1881 – 1890 Anna Krems, geb. Pfaff, dessen Witwe
- 1891 – 1902 Alois und August Krems, deren Söhne
- 1903 – 1919 Alois Krems
- 1920 – 1957 Hermann Futterer
- 1958 – 1970 Hermann Futterer Erben

Die Familie Krems nutzte den ersten Stock seit 1871, den zweiten Stock ab 1885 selbst. Bis 1881 waren Alois (sen.) Krems und sein ältester Sohn Karl im ersten Stock verzeichnet, von 1882 bis 1889 die Witwe Anna Krems, teilweise mit einem Mitbewohner. Im zweiten Stock waren von 1877 bis 1884 zwei Mieterinnen (Witwe bzw. privat) genannt, anschließend bis 1889 Alois Krems (jun.) zusammen mit seinem Buchhalter und späteren Teilhaber Johann Hund. 1889 zog Anna Krems bis zu ihrem Tod 1902 in den zweiten Stock. Der erste Stock wurde dann bis 1919 von ihrem Sohn Alois Krems (jun.) durchgängig genutzt. 1903 bis 1905 war der zweite Stock an

<sup>46</sup> StAF, Bausachen 1946–1979, Akten der städtischen Hauptverwaltung, C6/900, 1. März 1946.

<sup>47</sup> Privatauskünfte.



Abb. 14: Nr. 43 um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 115.



Abb. 15: Nr. 43 um 1933/1935. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 7010 Eisenbahnstraße 43.<sup>48</sup>

Bahn- und Postbedienstete vermietet, bis Alois Krems aus dem ersten Stock in den zweiten Stock umzog. Vermutlich waren ab da schon im ersten Stock Büroräume, auch wenn diese erst 1911 im Adressbuch erwähnt sind. Nach dem Verkauf des Gebäudes wurde der zweite Stock noch

<sup>48</sup> Das Bild ist vom Stadtarchiv Freiburg datiert auf „um 1940“. Ich datiere hingegen auf den Zeitraum zwischen Frühjahr 1933 und 1935: Das Bild zeigt ein dreistöckiges Gebäude, im Freiburger Adressbuch sind schon ab 1935 durchgängig Bewohner in fünf Stockwerken genannt. Ein weiteres Bild vom gleichen Tag (gleiche Beflaggung am Haus) zeigt in der Eisenbahnstraße Nr. 41 den Friseur Paul Bogenschütz. Dieser war im Adressbuch 1932 (Stand 1. Oktober 1931) noch in der Nr. 43, im Adressbuch 1933 (Stand 1. Oktober 1932) jedoch in der Nr. 41. Da die Bäume auf den Bildern gänzlich ohne Laub sind, schließe ich auf eine Aufnahme im Frühjahr. Gegen eine Winteraufnahme sprechen die allzu sauberen Straßen.

bis 1923 von Alois Krems und anschließend nach dem Verkauf seiner Firma bis 1926 von der „Schwarzwälder Baugesellschaft vormals Alois Krems m.b.H.“ genutzt.

Der dritte Stock war bis in die 1930er Jahre immer mit einem Mieter, maximal zwei Mietern belegt, darunter 1885 bis 1893 von Rechtsanwalt Ferdinand Kopf, dem Schwager von Alois Krems (jun.). Überwogen bis um die Jahrhundertwende akademische Lehrkräfte, erschienen anschließend vermehrt Bahn- und Postangestellte.

Nach dem Verkauf des Gebäudes 1920 an Hermann Futterer und endgültig mit der Aufstockung des Gebäudes auf vier Vollgeschosse plus Kniestock nahm die gewerbliche Nutzung und die Belegungsdichte zu.

Im ersten Stock befand sich von 1921 bis mindestens 1970 immer ein Friseurgeschäft: Paul Bogenschütz bis 1932 (zog dann in die Nr. 41, wo er auch schon von 1914 bis 1920 war), Josef Buhl bis 1935, Gustav Hübner bis 1937, Walter Föhr bis 1949, E. u. W. Münzer bis 1957 und zuletzt Walter Münzer. Weitere Flächen im ersten Stock belegte von 1935 bis 1961 ein Lebensmittel- und Feinkostgeschäft (Theodor Hillebrand bis 1959, gefolgt von Helmut Huser bis 1961). Daneben befanden sich dort noch weitere kleinere Geschäfte: Von 1921 bis 1930 ein Zigarrengeschäft (Emma Deckelmeier bis 1927, Franz Jäckle bis 1928, Anton Nägele bis 1930), gefolgt von „Vogels Reisebüro“ (bis 1932, zog dann um in die Nr. 41), 1935–1936 die „Schreibstube L. Hartmann“, die bis 1953 im Hinterhaus residierte und zeitweise auch im dritten Stock zusätzliche Räume hatte, 1938 ein Honigversand und 1941 eine Eisdiele, die 1942 ins Hinterhaus umzog. Nach dem Krieg fand von 1954 bis 1966 die „Buchdruckerei Rauscher“ Unterschlupf, die heute ihre Geschäftsräume auf der gegenüberliegenden Straßenseite hat.

Im zweiten Stock befanden sich nach der Firma „Alois Krems Zementwaren“ bzw. deren Nachfolgefirma in den zwanziger und dreißiger Jahren Büros folgender Firmen und Vertretungen: „Holzgroßhandlung Gossenberger und Kern“, „Friedrich Feistbauer Obst- und Südfrüchte“, „Heizungsbetrieb Rud. Otto Meyer“, „Paprzycki Baubedarf<sup>49</sup>“ sowie „Ritter Metzgereibedarf“. Langjähriger Mieter von 1934 bis 1942 war der Rechtsanwalt Paul Iltis. Nach dem Krieg befanden sich im zweiten Stock die Büros des „Badischen Fremdenverkehrsverbandes“ (1949–1952), „Freiburger Hotel- und Gaststättenverbandes“ (1950–1969), „Badischen Sportbundes“ (1955–1970), „Südbadischen Fußballverbandes“ (1955–1965) und „Südbadischen Handballverbandes“ (1967–1970) sowie diverse andere Vertretungen (Krupp, Versicherungsbüro des Gerling-Konzerns, Techniker Krankenkasse).

Auch der dritte Stock wurde seit 1931 durchgängig als Geschäftsräume diverser Vertretungen und Verbände genutzt. Langjährige Mieter waren daneben der Rechtsanwalt Michael Fleiner (1949–1970) und die Zahnärztin Lisa Fleiner-Vogel (1949–1965). Der vierte und fünfte Stock waren als Privatwohnungen vermietet.

Das Hinterhaus war laut der General-Häuserkartei um 1870 errichtet worden und war damals dreistöckig plus Kniestock, wobei aber erst ab 1877 Mietparteien, meist drei bis vier, in der Spitze fünf, aufgeführt sind, mehrheitlich Handwerker und Knechte. Von 1910 bis 1935 erschien es überhaupt nicht mit Ausnahme des Jahres 1929, in dem einmalig die „Vereinte Krankenversicherung AG, Subdirector Josef Brückel“ genannt ist. Erst ab 1935 war das Hinterhaus wieder mit meist einem, manchmal zwei gewerblichen Mietern (Schreibstube, Schneider, Eisdiele) aufgeführt, wobei aber schon 1932 ein Schaufenster und eine Ladeneingangstüre an der Fassade zur

---

<sup>49</sup> Der Inhaber wohnte in der Poststraße 3.



Abb. 16: Eisenbahnstraße, wohl um 1946. Quelle: Verwaltungs- und Wirtschafts-Akademie für den Regierungsbezirk Freiburg e. V.

Poststraße eingebaut wurden, das Hinterhaus demzufolge gewerblich genutzt wurde.<sup>50</sup> Ab 1954 erschien das Hinterhaus nicht mehr in den Adressbüchern.

Der Blick auf dem vorstehenden Bild<sup>51</sup> geht über Telegrafenamnt und Hauptpost, die total zerstört sind, zu den Häusern Nr. 43, 45 und 47. Das Krems'sche Haus selbst erlitt keine wesentlichen Schäden (Zerstörungsgrad 10 %), obwohl die benachbarten Gebäude Nr. 39 und 41 Sprengbombentreffer erhielten.

Im ersten Stock befand sich lange Jahre „Karchers Weinstube“, die zuletzt 2002 gründlich renoviert wurde.<sup>52</sup> Seit 2008 führt Corrado Matera das Lokal unter dem Namen „Casanova“ als italienisches Restaurant.

<sup>50</sup> StAF, C4/I/21/11, 11. Mai 1932.

<sup>51</sup> Das Bild ist undatiert. Da die Nr. 43 wiederhergestellt wirkt und für dieses per 25.09.1948 Wiederherstellungsaufwendungen gemäß der General-Häuserkartei gemeldet wurden, muss das Bild davor entstanden sein. In der Aufstellung des Hauseigentümers entfallen rund 85 % der Wiederherstellungsaufwendungen auf die Jahre 1945 und 1946.

<sup>52</sup> (o.V.), Türken bieten badische Küche, in: Allgemeine Hotel- und Gastronomie-Zeitung AHGZ 2002/26 vom 19.06.2002, URL: <https://www.ahgz.de/regional-und-lokal/tuerken-bieten-badische-kueche,206142424.html> (Stand: 15.03.2015).



Abb. 17: Nr. 43 im  
Jahre 2017. Foto: Sven  
Koppler.

### Nr. 45 St. Ursula-Gymnasium

1861 errichtet und zumindest teilweise als Wohnhaus genutzt. Ab 1893 bis heute als Schule genutzt.

Eigentümer:

1861 – 1865 Fackler, Malzfabrikant (Haus Nr. 27 im VI. Viertel)

1866 – 1873 Aschbach und Mathiss Malzfabrik

1874 – 1886 Bertha Mathiss Witwe & Aschbach, Malzfabrik, ab 1877 nur noch ohne den Zusatz  
*Malzfabrik* aufgeführt

1887 – 1893 Bertha Mathiß Witwe

1894 – 1899 FrI. Amalie Gramm Katholisches Lehrinstitut

1900 – 1941 Katholisches Lehr- und Erziehungsinstitut Gesellschaft m.b.H.



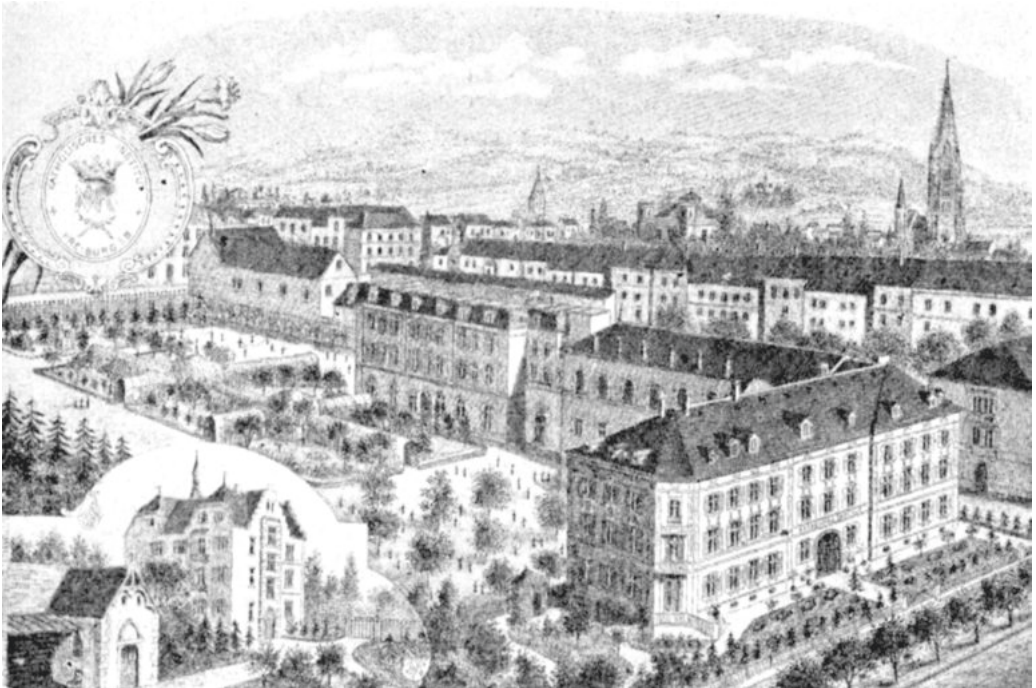


Abb. 18: Katholisches Lehr- und Erziehungsinstitut, undatiert. AUS: SCHALK, Geschichte des Klosters St. Ursula (wie Anm. 54), S. 29.

- 1942 – 1948 Stadt Freiburg
- 1949 – 1959 Katholisches Lehrinstitut St. Ursula GmbH
- 1960 – 1962 Erzbischöfliches Domkapitel
- 1963 – 1970 Allgemeine katholische Kirchenkasse

Über die ehemalige Malzfabrik sind keine Informationen auffindbar. Amalie Gramm<sup>53</sup> kaufte 1893 das Anwesen, erweiterte es um einen Anbau und stellte es den Ursulinen-Schwestern zur Verfügung. Am 1. Oktober 1893 wurde dort mit 190 Schülerinnen der Unterricht begonnen, ein Jahr später folgte ein Lehrerinnenseminar. Am 3. Juli 1896 wurde die „Katholisches Lehr- und Erziehungsinstitut Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ gegründet, in die „Fräulein Amalie Gramm [...] auf ihre Stammeinlage das ihr eigentümlich gehörige, in der Eisenbahnstraße zu

<sup>53</sup> Geboren am 1. Februar 1841 in Freiburg als Tochter sehr wohlhabender Eltern, vielfältige und großzügige Wohltäterin: Sie spendete außer für das Katholische Lehrinstitut u. a. für die Herz-Jesu-Kirche (200.000 Mark), gründete die Marianische Kongregation und die Stiftung eines Vereins für hausangestellte Mädchen. Am 2. Januar 1906 starb sie nach kurzer Krankheit in Freiburg (Quelle: Wir am St.-Ursula-Gymnasium, hg. von der Gemeinschaft der Freunde des Gymnasiums St. Ursula, Freiburg 1987). 2009 wurde der Fußweg, der über den Stühlinger Kirchplatz verläuft, in Amalie-Gramm-Weg umbenannt (Quelle: GERTI MÜLLER, Anbringung der neuen Hausnummer Amalie Gramm Weg 1, 2009 auf [www.herz-jesu-freiburg.de](http://www.herz-jesu-freiburg.de), URL: [http://www.herz-jesu-freiburg.de/html/aktuell/aktuell\\_u.html?t=137c686bdc0760bec7632fd63d654483&&home=true&artikel=3396&m=505](http://www.herz-jesu-freiburg.de/html/aktuell/aktuell_u.html?t=137c686bdc0760bec7632fd63d654483&&home=true&artikel=3396&m=505) [Stand: 21.03.2015]).



Abb. 19: Mädchenrealschule St. Ursula um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 705 201/27 Nr. 194.

Freiburg gelegene Haus Nr. 45 nebst Garten und Zubehör, eingetragen im Grundbuch, in die Gesellschaft ein[bringt], indem sie solches an Zahlungsstatt der Gesellschaft käuflich abtritt. Sie hat auf diese Liegenschaft an Kaufschilling und Baukosten verwendet 230.500 Mark,<sup>54</sup> [...].<sup>55</sup>

Die Schule erschien in den Adressbüchern mit verschiedenen Zusätzen:

- 1896 Höhere Töchterchule
- 1928 Mädchenrealschule St. Ursula
- 1934 Mädchen-Oberrealschule St. Ursula
- 1938 Privat-Mädchen-Oberrealschule St. Ursula
- 1939 St. Ursula, private Oberschule für Mädchen
- 1940 St. Ursula, Kloster und Schule

Im April 1940 schlossen die Nationalsozialisten die Schule und enteigneten Gebäude und Gelände zu Gunsten der Stadt Freiburg.<sup>56</sup> 1942 erschien die Schule wieder im Adressbuch als „Oberschule für Mädchen“, 1943 als „Emil-Strauß-Schule Oberschule für Mädchen mit sprachlicher und hauswirtschaftlicher Oberstufe“.

<sup>54</sup> Nach GEORG SCHALK, Geschichte des Klosters St. Ursula von 1696 bis 1946. Festschrift zum 250jährigen Bestehen des Klosters St. Ursula in Freiburg im Breisgau, Freiburg 1947, S. 28, hat FrI. Gramm 100.000 Mark zum Kauf beigesteuert.

<sup>55</sup> Wir am St.-Ursula-Gymnasium (wie Anm. 53), S. 9 ff.

<sup>56</sup> Ebd., S. 12.



Abb. 20: 1971 St. Ursula-Gymnasium. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 094119 Bild 1, Fotograf: Willy Prager.

Nach dem Krieg wurde das Grundstück zurückübertragen an das Katholische Lehr- und Erziehungsinstitut. Laut der General-Häuserkartei hatte das Gebäude nur leichte Schäden durch Luftdruckeinwirkung davongetragen (Zerstörungsgrad insgesamt 9 %), der schwerste Einzelschaden mit 20 % war an der Kapelle eingetreten, gefolgt von Remise und Stall mit 11 %. Hierzu passen auch die Gesamtaufwendungen für die Wiederherstellung, die mit 2.136,00 RM und 5.998,78 RM angegeben sind, sowie die mit 30.203,00 DM geschätzten Kosten der endgültigen Wiederherstellung. Im Widerspruch dazu stehen die Ausführungen von Gerd R. Überschär<sup>57</sup>, der die Emil-Strauß-Oberschule bei den schwer beschädigten oder zerstörten Schulgebäuden auführt. In der Festschrift zum 300-jährigen Jubiläum sind ebenfalls starke Beschädigungen genannt mit dem Vermerk „Fassade bleibt stehen“. Am 14. Januar 1946 wurde der Schulbetrieb in den „notdürftig reparierten Räume[n]“ wieder aufgenommen.<sup>58</sup>

Aufgrund der kriegsbedingten Raumnot waren in dem Gebäude mehrere Schulen untergebracht, der Unterricht erfolgte im Schichtbetrieb. Insgesamt waren neben der Mädchenrealschule St. Ursula (ab 1950/51 Mädchen Pro-Gymnasium bzw. Mädchen-Gymnasium) genannt: im Vorderhaus das Goethe-Gymnasium, im Mittelbau die Stühlinger Volksschule und das Kreisschulamt, 1950 auch noch zusätzlich die Städtische Frauenfachschule und im Hinterhaus die Übernahmestelle des Badischen Roten Kreuzes. 1960 wurde der Mittelbau immer noch von der Staatlichen Frauenfachschule und dem Kreisschulamt genutzt. Erst 1963 war das Private Mädchen-Gymnasium St. Ursula wieder alleiniger Nutzer der Gebäude.

1965 wurden nach Fertigstellung der Gebäude in der Rosastraße und des Mittelbaus die Altbaugebäude an der Eisenbahnstraße abgerissen und der heute noch bestehende Bau errichtet, welcher ab September 1967 bezogen werden konnte.<sup>59</sup>

Von 2013 bis 2015 wurde das Gymnasium umfassend saniert, teilweise entkernt, neu gebaut, erweitert und mit einer markanten Fassade versehen. Deren Farbgebung soll eine bunte, welt-offene Schule symbolisieren.<sup>60</sup>

## Nr. 47 Rheingold

1861 als Wohnhaus errichtet und vermutlich 1875 neu gebaut oder umfassend umgebaut, ab 1910 zunehmend gewerblich genutzt. 1931 grundlegender Umbau und anschließende Nutzung als Hotel. 1981 abgebrannt und 1983 neu errichtet, 2018 für den Neubau der Volksbank abgerissen.

### Eigentümer:

- 1861 – 1864 Bauplatz (Haus Nr. 28 im VI. Viertel)
- 1865 – 1897 Dr. Heinrich Vögele Witwe
- 1898 – 1910 Die Großherzoglichen Herrschaften
- 1911 – 1918 Seine Königliche Hoheit Der Großherzog
- 1919 – 1926 Staatseigentum
- 1927 – 1930 Großherzogliche Hofhaltung

<sup>57</sup> UEBERSCHÄR, Freiburg im Luftkrieg (wie Anm. 28), S. 262.

<sup>58</sup> 1696–1996. 300 Jahre Mädchengymnasium St. Ursula Freiburg, hg. von der Gemeinschaft der Freunde des Gymnasiums St. Ursula, Freiburg 1996, S. 29, 31 und 35.

<sup>59</sup> Ebd., S. 34.

<sup>60</sup> ANITA FERTL, Das St. Ursula zeigt sich mit neuem Gesicht, in: Badische Zeitung vom 28.02.2015.

1931 – 1970 Hermann Futterer, ab 1957 dessen Erben  
 1983 – 1987 Eigentümergruppe um die Gastronomen Futterer/Karcher  
 bis heute Volksbank Freiburg eG

In der General-Häuserkartei ist das Gebäudealter mit 73 Jahren angegeben, es muss demzufolge 1875 neu errichtet worden sein. Den ersten Stock des dreigeschossigen Gebäudes bewohnte bis 1915 die Witwe des Dr. Heinrich Vögele, die bis 1897 auch Eigentümerin des Gebäudes war. Die beiden oberen Stockwerke waren an jeweils einen Mieter vermietet. Von 1910 bis 1920 belegten die „Großherzoglichen Notariate IV–VII“ den zweiten und dritten Stock. Nach dem Auszug der Notariate wurde der erste Stock von verschiedenen Mietern (1922 Geschwister Hanser Konditorei und Kaffee, danach bis 1924 E. Hanser Witwe, 1925 Daniel Preßmar, 1927 Krankenversicherungsanstalt für Beamte und freie Berufe a. G., 1928 Heinrich Schmidt Versicherungs- und Schreibbüro) genutzt, der zweite Stock war durchgängig von Rechtsanwalt Norbert Wolf, der dritte Stock von Maximilian Wolf, Generalmajor a. D. und Ada Wolf, Witwe gemietet. 1931 wurde das Gebäude auf Betreiben Futterers für seinen geplanten Neubau geräumt. Anstelle eines kompletten Neubaus erweiterte er das Gebäude und erhöhte es 1936 auf vier Vollgeschosse. In diesem Zuge wurde auch der rückwärtige zweigeschossige Seitenanbau mit Garagen, Wäscherei und Personalzimmern errichtet. Einen gleichzeitigen Antrag Futterers auf Steuerermäßigung, da er aus dem Gebäude keine Erträge erzielen könne, lehnte die Stadt ab: Er habe sich die Ertragsausfälle selbst zuzuschreiben, da er das Gebäude habe räumen lassen.<sup>61</sup>

1934 begann Emil Rotzinger mit der Nutzung des Gebäudes als Hotel und führte dort bis 1936 die Pension Rotzinger. Am 14. November 1936 wurde das erste Hotel Rheingold eröffnet als Hotel Garni, welches Josefine Futterer bis 1965 betrieb. Die Bombardierung am 27. November 1944 überstand das Haus relativ unbeschadet, der Zerstörungsgrad wurde mit 11 % festgestellt, verursacht durch Luftdruck (vgl. Abb. 16).



Abb. 21: 1982 abgeräumtes Gelände nach dem Brand des Rheingold. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 140 Nr. 12854 Bild 1, Fotografin: Martlies Decker.

<sup>61</sup> StAF, C4/I/21/11, 1. Dezember 1931, 23. Dezember 1931 und 14. September 1934.



Abb. 22: 1985 Das neue Rheingold mit Freitreppe. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 121214c Bild 1, Fotograf: Willy Pragher.



Abb. 23: 2018 Rheingold- und Volksbankgelände nach dem Abriss.  
Foto: Sven Koppler.

Von 1966 bis mindestens 1970 waren L. und H. Butz Inhaber des *Hotel Rheingold garni*. Der Gebäudezustand im Jahre 1971 ist in Abbildung 20 zu sehen, auf der das Rheingold links angeschnitten ist.

Am 9. Januar 1981 fiel das Rheingold einem Brand zum Opfer, der damalige Verdacht auf Brandstiftung wurde nie aufgeklärt. Eine Eigentümergruppe um die Gastronomen Futterer und Karcher eröffnete im November 1983 das neue Rheingold in dem noblen Neubau des Architekten Manfred Saß mit auffälliger Fassade und prägnanter Freitreppe.

Wohl auch in Folge der enormen Baukosten von 26,5 Mio. DM kam es 1988 zur Zwangsversteigerung, in der die Pfälzische Hypothekenbank als größter Gläubiger für 8,7 Mio. DM den Zuschlag erhielt. Die benachbarte Volksbank, die Interesse an der Tiefgarage hatte und besorgt war, das Gebäude könne zum Spekulationsobjekt verkommen, übernahm das Gebäude und verpachtete das Hotel, das anschließend unter verschiedenen Namen geführt wurde: 1989 „Apart Hotel“, 1991 „Best Western“, 1994 „Holiday Inn“.

1996 übernahmen drei Freiburger die Pacht, darunter die Eigentümer der Tanzschule Fritz, Eugen Fritz und Ute Streicher. 2003 führten zwei der angestellten Tanzlehrer den Betrieb unter dem Namen „Tanzschule Freiburg Gennaro & Cristian“ weiter. Den Hotelbetrieb pachtete 1998 der Gastronom Joachim Ulrich, der das Haus bis 2017 führte. 2018 wurde das Gebäude im Zusammenhang mit dem Abriss und Neubau der benachbarten Volksbank abgerissen.

#### Nr. 49 Volksbank

1861 als Wohnhaus zur Eigennutzung und Vermietung errichtet. 1973 Neubau der Volksbank. 2018 Abriss für den Neubau der Volksbank.

#### Eigentümer:

- 1861 – 1864 Wagner und Füger, Architekten (Haus Nr. 29 im VI. Viertel)
- 1865 – 1865 Julius Näher, Ingenieur
- 1866 – 1874 Franz Josef Fackler, privat, ab 1874 dessen Witwe
- 1875 – 1875 Leopold Dukas, Weinhändler
- 1876 – 1877 W. Dietrich, Restaurator, 1877 W. Dietrich Gantmasse
- 1878 – 1883 Julius Haas, Weinhandlung



Abb. 24: um 1930: Eisenbahnstraße 49 und (damals) Bahnhofstraße 10–12. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 7010 Bismarckallee, Fotograf: unbekannt.





Abb. 25: 1971 Eckhaus Eisenbahnstraße 49 und Bahnhofstraße 10 bis 12. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 094111a Bild 1, Fotograf: Willy Pragher.

1884 – 1920 Eugen Fritschi, Rechtsanwalt, ab 1920 dessen Witwe  
 1921 – 1969 Dr. Stefan Nufer, Rechtsanwalt, ab 1950 dessen Witwe, Anna geb. Jäger<sup>62</sup>  
 1970 – 1970 Dr. E. Nufer und A. Meisel  
 bis heute Volksbank Freiburg

Von 1878 bis 1883 war der erste Stock vermietet, der Eigentümer Haas wohnte im zweiten Stock. Von 1884 bis 1920 nutzte der neue Eigentümer, Rechtsanwalt Fritschi, den ersten Stock und vermietete den zweiten Stock. Auch der nächste Eigentümer Dr. Nufer bzw. dessen Witwe nutzten den ersten Stock für sich, bis Letztere ihn ab 1953 an den Rechtsanwalt Dr. Hermann Meisel vermietete. Der zweite Stock war immer vermietet, von 1905 bis 1917 wurde er von Bruno Fritschi, ebenfalls Rechtsanwalt, belegt. Der dritte Stock erschien erst 1950 im Adressbuch und war immer mit einem Mieter belegt.

In der Bombennacht erhielt das Haus einen Bombentreffer und wurde zu fast 60 % zerstört, der Seitenbau war hingegen nur leicht zerstört (13 %).

Der Seitenbau erschien erstmals 1921 in den Adressbüchern, obwohl er gemäß General-Häuserkartei schon um 1865 errichtet worden sein muss und 1875 in den Stadtplänen erkennbar ist (vgl. Abb. 2). Ein dahinter befindliches Lagergebäude wurde um 1889 angebaut.

<sup>62</sup> Geburtsname „Jäger“ laut General-Häuserkartei.



Abb. 26: Seitenbau Nr. 49 um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 705 201/27 Nr. 136.

Zunächst war dort die Firma „Weiß & Baß, Lieferung und Ausführung landwirtschaftlicher Maschinenanlagen“ Mieter, die 1923 als „Eugen Weiß, landwirtschaftliche Maschinenanlagen“ firmierte. Von 1926 bis 1936 befand sich dort eine Elektrogroßhandlung unter verschiedenen Namen: „Oberbadische Elektrogroßhandlung“ – „O. Albiez“ – „Karl Laile & Co.“ – „Ernst Bielefeld vormals Karl Laile & Co.“. 1939 hatte dort die „Freiburger Telefunken-Geschäftsstelle“ ein Auslieferungslager. Als letzte Firma vor Kriegsende ist 1943 „Schifferdecker & Co. Verbandstoff-Fabrik“ genannt. Nach dem Krieg wurde der Seitenbau von 1950 bis 1969 von den Firmen „Frey Radio“ und „Martin Frey Hörhilfe“ genutzt.

Im Oktober 1969 erwarb die Volksbank dieses Anwesen sowie die Nachbarhäuser Bismarckallee 10 und 12. Im September 1971 erfolgte der Abriss der alten Gebäude, am 13. Juli 1973 war Richtfest für den Neubau, der am 20. Mai 1974 bezogen wurde.<sup>63</sup>

---

<sup>63</sup> HEINZ SIEBOLD / DIRK SCHINDELBECK, Eine Bank wie keine andere – 140 Jahre Volksbank Freiburg. Ein historisches Lesebuch, Freiburg 2007, S. 156 f.



Abb. 27: 1971 Abriss Eisenbahnstraße 49. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 094130e Bild 1, Fotograf: Willy Pragher.



Abb. 28: 1979 Volksbank-Neubau. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 112468a Bild 1, Fotograf: Willy Prager.



Abb. 29: 2018 Volksbankgelände nach dem Abriss. Foto: Sven Koppler.

## Colombistraße

Von der Eisenbahnstraße zum Friedrichring. Angelegt 1879. Benannt nach Gräfin Maria Gertrudis Antonia de Zea Bermudez y Colombi.

Die Colombistraße erschien das erste Mal 1881 im Freiburger Adresskalender, obwohl die Straße schon 1879 angelegt wurde.<sup>64</sup>

### Colombistraße 1

1881/82 als Wohn- und Mietshaus errichtet und bis 1906 vom Eigentümer mitgenutzt. 1908 vom Inhaber des Hotel Post gekauft und mit dem Hotel vereint. Seit 1929 nicht mehr als eigenständige Hausnummer aufgeführt.

<sup>64</sup> KALCHTHALER, Freiburger Wege (wie Anm. 4), S. 49.

Eigentümer:

- 1881 – 1882 Gustav Merz, Bauunternehmer, Neubau
- 1883 – 1898 Johann Baptist Manz, Zugmeister
- 1899 – 1907 Andreas Steyert, privat, ab 1904 dessen Witwe
- 1908 – 1910 Johann Baron, Hotel und Restauration zur Post
- 1911 – 1928 Otto Rehnig, Hotel und Restauration zur Post

Bewohnerstruktur: bis zum Umbau in ein Hotel mehrheitlich Privatiers/Witwen 52 %, ansonsten breit gestreut.

Der erste Stock war mit Ausnahme der Jahre 1889 bis 1898 immer vom Eigentümer genutzt und einfach belegt. Auch der zweite Stock war immer einfach belegt und nach zuerst raschen Mieterwechseln ab 1890 langfristig (zwölf und sechs Jahre) vermietet. Der dritte Stock war immer mit zwei Mietern belegt mit langfristigen Mietdauern von zwölf und 13 Jahren.

### Colombistraße 3

1881 als Wohn- und Mietshaus erbaut und immer auch vom Eigentümer mitgenutzt. Vor 1887 waren nur zwei Stockwerke genannt, anschließend immer drei. Im ersten Stock von 1909 bis 1939 gewerbliche Nutzung durch eine Versicherung. Seit 1904 bis mindestens 1970 im Besitz der Familie Wohleb. Leo Wohleb, der spätere Badische Staatspräsident, wuchs in diesem Haus auf und ist von 1913 bis 1921 im Adressbuch aufgeführt.

Eigentümer:

- 1881 – 1881 Gustav Merz, Bauunternehmer, Neubau
- 1882 – 1882 Heinrich Zirndorf, privat
- 1883 – 1903 Emil und Friedrich Weeh, Kaufmann, ab 1888 nur Friedrich Weeh, ab 1899 dessen Witwe
- 1904 – 1970 Josef Wohleb, ab 1928 dessen Witwe, ab 1935 deren Erben, ab 1960 Amalie Wohleb

Bewohnerstruktur:

- bis 1918 Privatiers/Witwen 68 %
- bis 1943 Angestellte und Lehrer 51 %
- nach 1949 Angestellte 54 %

Der erste Stock war bis 1909 immer einfach belegt mit ein- bis zweijährigen, maximal fünfjährigen Mietverhältnissen. Eine Ausnahme bildeten die Jahre 1887–1891, als die Eigentümer das Stockwerk nutzten. 1909 bis 1939 war die Magdeburger Lebensversicherung langjähriger Mieter. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Stockwerk wieder privat vermietet, ab 1957 bis 1970 wieder langfristig an eine Mieterin.

Der zweite Stock war immer vom jeweiligen Eigentümer genutzt außer in den Jahren 1887–1891, als dieser im ersten Stock wohnte. Der dritte Stock erschien nur von 1887 bis 1893 und dann erst wieder ab 1904. Dieses Stockwerk war immer einfach belegt, nur von 1952 bis 1960 erschienen zwei Mieter. Die Mietverhältnisse dauerten vor 1912 vier bis sechs Jahre, anschließend bestand ein langes Mietverhältnis über elf Jahre. 1925 bis 1934 nutzte die Eigentümerfamilie das Stockwerk, anschließend bestanden sehr langfristige Mietverhältnisse mit 18 bis 20 Jahren.



Abb. 30: 1908 Colombistraße 3. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, T 1 (Zugang 1976/0049) Nr. 768 Bild 4, Kindheits- und Jugendbilder Leo Wohlebs.

## Colombistraße 5

1882 als Wohn-/Mietshaus errichtet und auch immer vom Eigentümer mit genutzt.

Eigentümer:

1882 – 1926 August Schmidt, privat, ab 1903 dessen Witwe, ab 1909 August Schmidt, privat, vermutlich der Sohn

1927 – 1970 Hildegard Schmidt Witwe

Bewohnerstruktur:

bis 1918 Privaters/Witwen 39 %, Angestellte 28 %

bis 1943 Privaters/Witwen 50 %, Angestellte 25 %

nach 1949 Privaters/Witwen 33 %, Angestellte 33 %, Handwerker 22 %

Der erste Stock war immer einfach belegt mit Ausnahme der Jahre von 1906 bis 1918, in denen ein weiterer Mieter erschien, sowie ab 1954, als ein weiteres Familienmitglied des Mieters genannt wurde. Bis 1894 bestanden meist fünf- bis sechsjährige Mietverhältnisse, anschließend erfolgten bis 1905 häufigere Wechsel zwischen ein und drei Jahren. Von 1906 bis 1918 erschien ein langfristiger Mieter mit einem weiteren Mieter. Nach zwei raschen Wechseln wurde dann wieder ein langfristiger Mieter bis Kriegsende genannt. Auch nach dem Krieg belegte wieder ein langfristiger Mieter mit seiner Familie den Stock.

Der zweite Stock war immer das Stockwerk des/der Eigentümer/in. Der dritte Stock war meistens einfach, erst ab 1954 mit zwei Mietern belegt. Die Mietdauern in diesem Stockwerk waren durchweg lang (1882 bis 1916, 1917 bis 1943, 1949 bis mindestens 1970).

## Colombistraße 7

1882 als Wohn- und Mietshaus genutzt und bis zur Zerstörung 1944 vom Eigentümer mit genutzt. 1955 von der Wohnstättenbau Freiburg neu errichtet.

Eigentümer:

1882 – 1882 Johann Jäckle, „Gypser“, Neubau

1883 – 1899 Josef Weber, privat

1900 – 1943 Alfred Weber, Kaufmann, ab 1935 Ernst Alfred Weber, Kaufmann

1944 – 1954 zerstört

1955 – 1970 Wohnstättenbau Freiburg

Bewohnerstruktur:

bis 1918 Privaters/Witwen 74 %

bis 1943 Angestellte und Lehrer 44 %, Kaufleute 33 %, Privaters/Witwen 22 %

nach 1949 Privaters/Witwen 33 %, Angestellte 33 %, Kaufleute 22 %

Der erste Stock war immer einfach belegt, in den ersten Jahren mit einjährigen Wechseln, ab 1886 mit drei- bis fünfjährigen Mietverhältnissen. Von 1906 bis 1920 erschien im ersten Stock eine langjährige Mieterin, Amalie von Rotteck, die zuvor schon von 1903 bis 1905 in der Colombi-



straße 5 gewohnt hatte. Auch von 1925 bis 1943 sowie von 1949 bis 1970 war das Stockwerk jeweils an einen langjährigen Mieter vermietet.

Der zweite Stock war bis 1943 immer das Stockwerk des Eigentümers. Nach dem Krieg erschien ein langjähriger Mieter bis 1970. Der dritte Stock war vor 1912 zwischen zwei und fünf Jahre, in der Spitze bis zu acht Jahre vermietet und vor 1899 einfach, dann doppelt belegt. Von 1912 bis 1943 nutzte der Eigentümer sowohl den zweiten als auch den dritten Stock. Nach 1955 war der dritte Stock bis 1960 einfach, anschließend bis 1970 sogar mit drei Parteien belegt. Von 1955 bis 1959 erschien ein vierter Stock, der immer einfach belegt war.

## Colombistraße 9

1883 als Wohn- und Mietshaus errichtet und bis zur Zerstörung vom Eigentümer mitgenutzt, ab 1909 mehrheitlich durch den Eigentümer genutzt. 1955 von der Wohnstättenbau Freiburg neu errichtet.

Eigentümer:

- 1883 – 1883 Johann Jäckle, „Gypser“, Neubau
- 1884 – 1943 Johann Diebold, Musiklehrer, später Musikdirektor, ab 1929 seine Erben, 1930 Geschwister Diebold, 1931 Karoline Diebold
- 1944 – 1954 zerstört
- 1955 – 1970 Wohnstättenbau Freiburg

Bewohnerstruktur:

- bis 1918 Privaters/Witwen 30 %, ansonsten breit gestreut
- bis 1943 Künstler 57 %, Angestellte 29 %
- nach 1949 Angestellte 45 %, Privaters/Witwen 33 % und Akademiker 22 %

Der erste Stock war meistens einfach belegt, nur von 1905 bis 1914 war ein weiterer Mieter genannt. Nach einem längeren Mietverhältnis mit sechs Jahren folgten ab 1893 einige rasche Wechsel (ein bis zwei Jahre), bis von 1900 bis 1944 mit über 20 Jahren sehr langfristige Mieter einzogen. Auch nach der Wiedererrichtung erschien durchgehend ein Mieter bis 1970.

Der zweite Stock wurde bis zur Zerstörung durchgängig von der Eigentümerfamilie genutzt, die ab 1909 auch den dritten Stock belegte. Der Vater war Musiklehrer, später Musikdirektor, die Kinder Pianisten, Konzertpianisten und Klavierpädagogen.

Der dritte Stock ist von 1891 bis 1908 nicht genannt und vielleicht schon gleichermaßen von der Eigentümerfamilie genutzt. Nach 1955 war der Stock einfach belegt mit Mietdauern von drei, vier und neun Jahren.

## Colombistraße 11

1883 als Wohn- und Mietshaus errichtet. Vom Eigentümer mitgenutzt bis zu dessen Enteignung, ab 1943 im Reichseigentum, nach der Zerstörung 1944 bis 1955 als zerstört aufgeführt und danach nicht mehr genannt. Heute zusammen mit der Hausnummer 13 mit einem Mietshaus überbaut.

Eigentümer:

- 1883 – 1883 Johann Jäckle, „Gypser“, Neubau
- 1884 – 1893 Emil Merkel, Kaufmann, ab 1893 dessen Erben
- 1894 – 1921 Albrecht Streibisch, Lehrer, ab 1918 dessen Witwe
- 1922 – 1939 Moritz Weil-Lion, Kaufmann, Ettenheim
- 1940 – 1940 Verwalter Dr. H. Schweizer
- 1941 – 1942 Verwalter Dr. G. Eckerle
- 1943 Reichseigentum, Verwalter: Finanzamt Freiburg-Stadt
- 1949 – 1955 zerstört, anschließend nicht mehr im Adressbuch aufgeführt

Bewohnerstruktur:

- bis 1918 Angestellte und Lehrer 53 %, Privatiere/Witwen 22 %
- bis 1943 Kaufleute 31 %, Privatiere/Witwen 23 %, ansonsten breit gestreut

Der erste Stock war bis in die dreißiger Jahre immer langfristig zwischen sieben und zehn Jahre vermietet. Anfangs wurde das Stockwerk immer von einem einzelnen Mieter genutzt, ab 1901 erschien ein weiterer Mieter neben dem Hauptmieter, teilweise ein Familienmitglied. Ab 1921 war das Stockwerk wieder einfach belegt. Ab 1933 nutzte der Eigentümer, der schon seit 1924 Mieter war, dieses Stockwerk offensichtlich in gewerblicher Form (Manufakturwaren). Nach dessen Vertreibung erschien bis 1943 ebenfalls ein Textilwarengeschäft.

Der zweite Stock war immer das Stockwerk des Eigentümers, in wenigen Jahren zusammen mit einem weiteren Mieter. Der dritte Stock war bis 1934 meist an einen, manchmal an zwei bis drei Mieter vermietet, die alle zwei bis vier Jahre wechselten, nur ein Mieter blieb acht Jahre.

1940 wurde der jüdische Eigentümer enteignet, das Haus Verwaltern unterstellt und ab 1943 als Reichseigentum geführt. Von 1949 bis 1955 wurde das Haus als zerstört aufgeführt und erschien 1956 bis 1970 überhaupt nicht mehr.

### Colombistraße 13

1884 als Wohn- und Mietshaus errichtet und bis zur Zerstörung immer vom Eigentümer mitbewohnt. 1949 bis 1955 als zerstört aufgeführt und danach nicht mehr genannt. Heute zusammen mit der Hausnummer 11 mit einem Mietshaus überbaut.

Eigentümer:

- 1884 – 1935 J.M.W. Müller, privat, ab 1892 dessen Witwe, ab 1927 deren Erben
- 1936 – 1941 Zink, Kretzer und Stulz, Verwalter Otto Zink
- 1942 – 1943 Zink, Burkart und Stulz, Verwalter Otto Zink
- 1949 – 1955 zerstört, anschließend nicht mehr im Adressbuch aufgeführt

Bewohnerstruktur:

- bis 1918 Privatiere/Witwen 38 %, Kaufleute 31 % und Angestellte 31 %
- bis 1943 Privatiere/Witwen 45 %, Kaufleute 27 %, Angestellte 27 %

Der erste Stock war bis 1903 von einer Witwe und vermutlich ihrem Sohn genutzt, danach erfolgten bis 1911 häufigere Wechsel (zwei bis vier Jahre), bis 1912 wieder eine langfristige Mieterin bis 1941 einzog.

Der zweite Stock war immer das Stockwerk des Eigentümers, ab 1910 erschien der spätere Verwalter und ebenfalls Eigentümer Otto Zink zusätzlich in diesem Stock. Der dritte Stock war zuerst langfristig über 13 Jahre vermietet. Von 1898 bis 1902 erfolgten zwei rasche Wechsel, bis der Stock wieder langfristig mit sieben, acht, zehn und 16 Jahren vermietet ist.

## Colombistraße 15

1884 als Wohn- und Mietshaus errichtet und bis zur Zerstörung immer vom Eigentümer mitbewohnt. 1956 als Mietshaus wiedererrichtet.

### Eigentümer:

1884 – 1884 Joh. Jäckle, Gypser, Neubau  
 1885 – 1904 Th. Wagner, Fabrikant-Witwe  
 1905 – 1927 Franz Josef Schäfer, Wagenwärter und Zugführer  
 1928 – 1943 Ernst Willaredt, Finanzbeamter  
 1944 – 1955 zerstört  
 1956 – 1970 Alois und Christl Seitz

### Bewohnerstruktur:

bis 1918 Angestellte 39 %, ansonsten breit gestreut  
 bis 1943 Privatiers/Witwen 38 %, Angestellte 38 %  
 nach 1949 Akademiker 38 %, ansonsten breit gestreut

Die Eigentümerin, die zunächst im dritten Stock eingezogen war, belegte von 1886 bis 1888 den ersten und dritten Stock und anschließend bis 1894 den ersten Stock. Nach einem längeren Mietverhältnis bis 1900 gab es die nächsten zehn Jahre häufige Wechsel (ein bis drei Jahre). Von 1910 bis 1943 wurden die Mietverhältnisse wieder etwas länger und betrug drei bis vier Jahre, nur ein Mieter blieb acht Jahre.

Im zweiten Stock gab es zunächst häufige Mieterwechsel mit vielen einjährigen Mietverhältnissen, bis von 1915 bis 1937 ein langjähriger Mieter einzog. Der dritte Stock war anfangs vom Eigentümer belegt, von 1889 bis 1897 nicht erwähnt und anschließend bis 1907 einfach belegt mit ein- bis dreijährigen Wechseln. Ab 1909 verlängerten sich die Mietdauern auf sieben und elf Jahre, bis 1927 der spätere Eigentümer Willaredt einzog. Der vierte Stock erschien erst 1923 und war immer einfach belegt mit einer langjährigen Mieterin bis 1940.

Nach der Wiedererrichtung bestanden in allen Stockwerken langfristige Mietverhältnisse, nur im vierten Stock betrug die Mietdauern ein bis vier Jahre.

## Rosastraße

Vom Fahnenbergplatz zur Bismarckallee. 1883 angelegt. Benannt nach Rosa Thoma, der Frau des früheren Besitzers des Geländes.

Sven Koppler

## Rosastraße 4

1885 als Wohn- und Mietshaus erbaut. Am 27. November 1944 zerstört und erst nach 1970 wieder mit einem vierstöckigen Gebäude neu errichtet.

Eigentümer:

1885 – 1886 Joh. Jäckle, Gypser

1887 – 1887 Heinrich Faßbender, Apotheker

1888 – 1913 Theresia Wißler, Witwe



Abb. 31: Rosastraße 4  
in den späten 1920er  
Jahren. Vorlage: Stadt-  
archiv Freiburg, Sign.:  
M 70S 201/27 Nr. 173.

- 1914 – 1920 Julius Bosch, Weinhändler  
 1921 – 1924 dessen Witwe  
 1925 – 1943 Max Huber, Lehramtsassessor, ab 1933 Professor  
 1949 – 1962 zerstört, anschließend nicht mehr im Adressbuch aufgeführt

**Bewohnerstruktur:**

- bis 1918 breit gestreut  
 bis 1943 Kaufleute 50 %, Privatiers/Witwen 25 %

Der erste Stock wurde von 1888 bis 1902 mit einer Unterbrechung von 1893 bis 1898 vom Eigentümer bzw. der Eigentümerin alleine bewohnt, nur in sechs Jahren war ein weiterer Bewohner genannt. Auch danach war bis 1915 meist nur ein Mieter genannt. Von 1916 bis 1943 erschienen zwei Generationen der Familie Neßler als Mieter, die außer in den Jahren 1926 bis 1931 bzw. 1938/1939 immer den ganzen Stock belegten.

Im zweiten Stock erschien fast immer nur ein Bewohner, nur in drei Jahren zwei Bewohner, immer mit häufigen Wechseln, die längste Mietzeit betrug fünf Jahre. Ab 1902 war dieses Stockwerk bis zur letzten Nennung 1943 immer das Stockwerk des Eigentümers. Im dritten Stock erschien von 1889 bis 1901 eine langjährige Mieterin mit verschiedenen, häufig wechselnden Mitbewohnern. Ab 1904 bis 1934 erschienen zwei langjährige Mieter, danach erfolgten bis 1943 häufigere Wechsel.

**Rosastraße 6 und 8**

Beide Grundstücke erschienen 1893 in den Adressbüchern als Eigentum von Alois Krems, die Hausnummer 6 als Bauplatz, die Hausnummer 8 als Fabrikgebäude, und wurden ab 1909 nicht mehr aufgeführt. Auf der Grundfläche dieser Parzellen entstanden die Poststraße sowie die beiden Eckhäuser Poststraße/Rosastraße, die der Poststraße zugeschlagen wurden: auf der östlichen Seite als Poststraße 8, auf der westlichen Seite als Poststraße 9.

**Rosastraße 10**

Diese Hausnummer wurde nie vergeben. Wann diese Parzelle mit der Rosastraße 12 zusammengelegt wurde, ist nicht zu ermitteln. Im letzten Stadtplan von Freiburg, in dem noch Einzelparzellen eingezeichnet sind (1920) bilden die Grundstücke Rosastraße 10 und 12 eine Einheit mit dem Gesamtgrundstück des St. Ursula-Gymnasiums. In der Abbildung 31 aus den späten 1920er Jahren ist an dieser Stelle eine Baulücke zu erkennen. Das Grundstück wurde erst 1964/65 zusammen mit dem Grundstück Rosastraße 12 überbaut und wird bis heute vom St. Ursula-Gymnasium genutzt.

**Rosastraße 12**

1895 als Mietshaus errichtet. Von 1919 bis 1923 teilweise als Schulgebäude durch das Katholische Lehr- und Erziehungsinstitut genutzt, danach aber wieder vermietet. Heute komplett vom St. Ursula-Gymnasium genutzt.

Eigentümer:

- 1895 – 1896 Robert Stumpf  
1897 – 1970 Katholisches Lehr- und Erziehungsinstitut,  
1900 als Kath. Lehr- und Erziehungsinstitut G.m.b.H.  
1928 als Katholisches Institut  
1934 als Mädchen-Oberrealschule St. Ursula  
1940 als Katholisches Institut  
1951 als Kloster St. Ursula  
1960 als Erzbischöfliches Domkapitel  
1967 als Katholische Kirchenkasse

Bewohnerstruktur:

- bis 1918 Privaters/Witwen 52 %, ansonsten breit gestreut  
bis 1943 Privaters/Witwen 46 %, Angestellte und Lehrer 39 %  
nach 1949 Privaters/Witwen 31 %, Angestellte 25 %, ansonsten breit gestreut

Im ersten Stock erschien bis 1902 nur ein Bewohner, 1903 bis 1917 waren es zwischen zwei und drei Bewohner. 1919 bis 1927 befand sich dort das Schullokal, anschließend war der Stock bis 1943 wieder an einen Mieter vermietet. Nach dem Krieg waren meist zwei Bewohner, von 1960 bis 1964 bis zu vier Bewohner genannt, die aber der gleichen Familie angehörten. Die Mietverhältnisse betrugten mindestens drei bis fünf Jahre, teilweise bis zu 15 und 18 Jahre. Als herausragende Persönlichkeit ist von 1897 bis 1898 Lorenz Werthmann, der Gründer des Deutschen Caritasverbandes, zu nennen, der von 1911 bis 1917 in das Haus zurückkehrte.

Im zweiten Stock erschien bis 1938 fast ausschließlich nur ein Mieter, ab 1939 bis 1963 waren es durchgängig zwei Mieter. Die Mietverhältnisse waren durchweg lang und betrugten mindestens fünf bis zu zehn Jahre. Im dritten Stock erschienen bis 1923 zwei, ab 1940 nur ein Bewohner. Langjährige Mieter von 1897 bis 1923 waren zwei Damen Durban (auch im ersten Stock wohnte eine geborene Durban) und von 1925 bis 1937 ein Obersteuerinspektor. Ab 1939 verkürzte sich die Mietdauer auf längstens fünf Jahre. Im vierten Stock erschien bis 1917 nur ein Bewohner, 1921 bis 1936 zwei Bewohner (1918 bis 1920 ist das Stockwerk nicht erwähnt), danach wieder nur ein Bewohner. Lange Mietverhältnisse bestanden von 1899 bis 1912 für eine Kleidermacherin, 1920 bis 1938 für zwei Damen Roth.

Ab 1962 stand der dritte Stock leer, ab 1964 auch der zweite Stock. Im November 1964 wurde das Gebäude abgebrochen und zusammen mit dem Grundstück Rosastraße 10 überbaut<sup>65</sup> und in den Gesamtkomplex des St. Ursula-Gymnasiums eingebunden.

## Rosastraße 14

1895 als Wohn- und Mietshaus errichtet. Im Zweiten Weltkrieg zumindest teilzerstört, das dritte und vierte Stockwerk erschienen bis 1954 nicht mehr, anschließend sind fünf Stockwerke genannt.

---

<sup>65</sup> 1696–1996 (wie Anm. 58), S. 34.



Abb. 32: Rosastraße 12 und 14 in den späten 1920er Jahren. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 220.

Sven Koppler

Eigentümer:

1895 – 1932 Karl Philipp Schilling, Kunst- und Dekorationsmaler, ab 1925 dessen Witwe

1933 – 1943 Josef Schilling und Maria Roskopf

1949 – 1949 zerstört

1950 – 1970 Hugo Schillinger, Weinkellerei – Brennerei

Bewohnerstruktur:

bis 1918 Kaufleute 37 %, Privatiers/Witwen 25 %

bis 1943 Kaufleute 36 %, Privatiers/Witwen 36 %

nach 1949 Angestellte 50 % und Akademiker 30 %

Der erste Stock wurde von 1895 bis 1906 vom Eigentümer bewohnt, der anschließend den dritten und vierten Stock nutzte. Die Mietverhältnisse waren ab 1907 durchweg lang mit sieben bis elf Jahren, bis ab 1950 der Eigentümer den Stock wieder selbst, wohl auch mit seinem Geschäft, nutzte. Auch der zweite Stock war immer langfristig vermietet mit Mietdauern zwischen fünf und meist zehn bis zwölf Jahren. Ab 1955 bis 1970 befand sich dort eine Versicherungsgesellschaft. Der dritte und vierte Stock waren um die fünf bis sechs Jahre vermietet, bis der Eigentümer die Stockwerke selbst nutzte. Im Neubau erschienen im dritten und vierten Stock von 1955 bis 1970 jeweils zwei langjährige Mieter.

## Rosastraße 16

1898 als Wohn- und Mietshaus errichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg um ein Vollgeschoss erweitert.

Eigentümer:

1898 – 1920 Karl Falk Witwe

1921 – 1939 Stefan Kölbl, Gewerbelehrer, später Gewerbeschulvorstand, später Kunstmaler und Architekt

1940 – 1968 Otto Auer

1969 – 1970 Allgemeine katholische Kirchenkasse

Bewohnerstruktur:

bis 1918 Angestellte 31 %, Privatiers/Witwen 28 %

bis 1943 Kaufleute 38 %, Angestellte 23 %, Privatiers/Witwen 23 %

nach 1949 Privatiers/Witwen 32 %, Kaufleute 27 %, ansonsten breit gestreut

Im ersten Stock war meist nur ein Bewohner genannt, nur in drei Jahren erschienen immer wieder wechselnde Mitbewohner, in weiteren drei Jahren Mitglieder der gleichen Familie. 1906 bis 1918 wurde das Stockwerk vom Eigentümer genutzt, der anschließend in den zweiten Stock umzog. Von 1919 bis 1933 bestanden zwei Mietverhältnisse mit fünf bzw. sechs Jahren, anschließend erfolgten zwei rasche Mieterwechsel, bis der Eigentümer 1937 bis 1939 einzog. Der nächste Eigentümer ab 1940 wohnte zunächst nicht im Haus, der erste Stock war zwischen vier und sieben Jahre vermietet.

Im zweiten Stock erschien ebenfalls nur ein Mieter, nur in sechs Jahren waren Mitbewohner genannt. Die Mietlaufzeiten betragen zwischen vier und sechs Jahre, bis von 1920 bis 1937 der





Abb. 33: Rosastraße 16 in den späten 1920er Jahren. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 221.

Eigentümer einzog. Von 1938 bis 1969 bestanden drei langfristige Mietverträge, der längste mit 14 Jahren.

Der dritte Stock wurde bis 1905 vom Eigentümer mit einem Mitbewohner bewohnt, ab 1906 war durchgängig nur ein Mieter genannt. Die Mietdauer betrug bis 1969 zwischen fünf und zwölf Jahre.

Im vierten Stock waren mehrheitlich ein Bewohner, in elf Jahren zwei Bewohner und in drei Jahren (1960–1962) drei bzw. vier Bewohner genannt. Bis 1907 erfolgten häufige Mieterwechsel, bis das Stockwerk von 1908 bis 1953 (!) an einen Mieter bzw. dessen Nachkommen vermietet war.

1969 erschienen nur noch vier statt fünf Mietparteien (ohne Nennung der Stockwerke), 1970 nur noch zwei Parteien: Der neue Eigentümer, die Katholische Kirchenkasse, schien das Gebäude „entmietet“ zu haben.

## Poststraße

Von der Eisenbahnstraße zur Rosastraße. 1906 angelegt. Benannt nach ihrer Richtung auf die Post zu.

## Poststraße 2

1913 als Mietshaus errichtet und heute mehrheitlich als Büro- und Geschäftshaus genutzt.

### Eigentümer

1913 – 1934 Robert Stumpf und Richard Löffler  
1935 – 1936 Robert Stumpf Erben und Richard Löffler  
1937 – 1939 Richard Löffler alt  
1940 – 1941 Verwalter: Ernst Löffler  
1942 – 1968 Eugen Seibold, Villingen, ab 1949 Eugen Seibold Erben  
1969 – 1970 Eheleute Fridolin Dettlinger

### Bewohnerstruktur:

bis 1918 Kaufleute 67 %, Privatiers/Witwen 33 %  
bis 1943 Kaufleute 48 %, Privatiers/Witwen 24 %  
nach 1949 Privatiers/Witwen 30 %, Kaufleute 26 %

Im ersten Stock erschien im ersten Jahr eine Fremdenpension, die aber im Unterschied zu den Pensionen in den Hausnummern 3, 4, 6, 7 und 8 nur ein Jahr bestand. Anschließend war der erste Stock über mehrere Jahre immer langfristig vermietet, zunächst von 1915 bis 1933 an eine Witwe, neben der in den meisten Jahren weitere Mieter erschienen, ab 1934 an einen Kaufmann, der den Stock zunächst alleine nutzte. Nach dem Zweiten Weltkrieg verblieb die Wohnung bei der gleichen Familie, nur 1949 und 1963 bis 1968 erschienen weitere Namen.

Auch im zweiten und dritten Stock gab es langjährige Mietverhältnisse, die bis zu 20 Jahre betrug. Beide Stockwerke waren meistens einfach belegt mit Ausnahme weniger Jahre, als ein bis maximal zwei weitere Mieter erschienen. Der vierte Stock war erst ab 1924 genannt und fast immer einfach belegt, neben zwei langfristigen Mietern mit elf und 14 Jahren betrug die

Mietdauern zwischen drei und fünf Jahre. Der fünfte Stock erschien erst 1959 und war immer einfach belegt.

#### Poststraße 4

1913 als Mietshaus errichtet und ab 1919 bis heute als Pension genutzt.

Eigentümer:

1913 – 1924 Robert Stumpf und Richard Löffler

1925 – 1928 Immobiliengesellschaft (ohne weitere Bezeichnung)

1929 – 1932 Otto Wetzel, Verwalter



Abb. 34: um 1930 Poststraße 4 Pension Mattes.  
Vorlage: Stadtarchiv  
Freiburg, Sign.: M 70S  
201/27 Nr. 188.

Sven Koppler

1933 – 1938 Robert Wagner, Emmendingen

1939 – 1964 Fremdenheim Barbara, Besitzer Robert Meyer, ab 1956 als Hotel Barbara, 1959 als Hotel garni Barbara

1965 – 1970 Hotel garni Barbara, Inhaber Ernst Figlesthaler

Vor dem Ersten Weltkrieg war das Haus noch als normales Mietshaus mit jeweils einem Mieter je Stockwerk geführt. Ab 1919 bis 1970 erschien im ersten und zweiten Stock ein Fremdenheim, geführt von Hedwig Mattes. Die Pension wurde unter dem Namen „Pension Mattes“ bis 1938 unter wechselnden Inhabern (1926 W. Harrer, 1929 Eduard Wissler, 1936 Josef Ebner) weitergeführt. Von 1939 an erschien sie unter dem neuen Namen „Fremdenheim Barbara“, im ersten Jahr noch mit dem Zusatz „früher Pension Mattes“. Der dritte Stock war bis 1933 an einen Oberstleutnant, anschließend bis 1950 an eine Witwe vermietet, neben der nach dem Krieg noch ein weiterer Mieter genannt ist. Der vierte Stock war nur von 1926 bis 1931 mit dem „Deutschen Offiziersbund“ als Mieter genannt und vermutlich ansonsten auch als Pension genutzt. Ab 1951 wurden keine Stockwerke mehr angegeben und nur noch das Fremdenheim Barbara, später das Hotel Barbara aufgeführt.

## Poststraße 6

1910 als Mietshaus errichtet und teilweise als Fremdenheim/Pension genutzt, ab 1939 mit Hausnummer 8 zusammengelegt.

Eigentümer:

1910 – 1913 Kiesel & Zähringer

1914 – 1920 Magdalena Schmitt

1921 – 1923 Erich Völzke, Sägewerksbesitzer

1924 – 1937 Gebrüder Günzburger



Abb. 35: Stolpersteine vor dem Haus Poststraße 6. Foto: Sven Koppler.

1938 – 1938 Gebrüder Günzburger und Paul Cahen  
 1939 – 1939 August Schöpferle, Hotelbesitzer, Hotel Minerva  
 ab 1940        zusammengelegt mit Nr. 8, weitere Eigentümer siehe dort

Von 1910 bis 1918 erschienen nur zwei Stockwerke, die bis 1913 jeweils einen Mieter hatten, 1914 bis 1919 belegte das Fremdenheim Blum beide Stockwerke. 1920 erschien im ersten Stock noch für ein Jahr das Fremdenheim unter dem Namen Magdalena Schmitt, die auch seit 1914 Eigentümerin des Gebäudes war. Der zweite Stock war zunächst für zwei Jahre vom Bezirksrabbiner Julius Zimels belegt und wurde anschließend von 1920 bis 1938 vom Gebäudeeigentümer genutzt. Der dritte Stock erschien erst 1920 und war bis 1938 einfach belegt, darunter ein langjähriger Mieter von 1927 bis 1938. Der vierte Stock war nur von 1927 bis 1935 aufgeführt und war für jeweils ein bis zwei Jahre einfach belegt. Ab 1939 war die Hausnummer 6 nur noch zusammen genannt mit der Nummer 8, Eigentümer beider Häuser war August Schöpferle, Hotel Minerva.

### Poststraße 8

Seit der Errichtung 1912 bis heute als Pension und Hotel genutzt.

Eigentümer:

1912 – 1919 Robert Stumpf und Richard Löffler  
 1920 – 1939 August Schöpferle, Hotelbesitzer, Hotel Minerva  
 1940 – 1942 Maria Schöpferle, Witwe, Hotel Minerva  
 1943        Maria Schöpferle, Witwe, Hotel Minerva und Friedrich Stock, Hotelier  
 1949 – 1970 Friedrich Stock, Hotel und Restaurant Minerva

Das Haus wurde von Anfang an als Pension, später als Hotel genutzt, ab 1914 unter dem heute noch bestehenden Namen „Minerva“. Der erste Pensionsinhaber war R. Meri, ab 1920 war August Schöpferle Eigentümer der Pension und des Gebäudes. 1939 erwarb August Schöpferle auch das benachbarte Haus Nummer 6. Die beiden Häuser erschienen nur noch unter „6/8“, obwohl sie baulich nicht zusammengehören, da die Nr. 6 mit der Nr. 4 ein Doppelhaus bildet.

1964 bis 1966 und 1970 erschienen neben dem Hotel einzelne Mieter im Adressbuch ohne Stockwerksnummer, darunter 1965 auch die Geschäftsstelle des „Schachclub 1887 Freiburg e. V.“

### Poststraße 3

Seit der Errichtung 1911 bis mindestens 1970 als Pension und Hotel genutzt. Heute ausschließlich mit Praxen belegt, das Eingangsdach mit dem Schriftzug „Haus Stephanie“ ist noch vorhanden.

Eigentümer:

1911 – 1911 Neubau Hermann Schupp  
 1912 – 1912 Dr. Spiegelhalter  
 1913 – 1921 Marie Kircher, Pension  
 1922 – 1924 Marie Bloch, Witwe, Pension Stephanie  
 1925 – 1953 Karl Pracht, teilweise auch Charles Pracht geschrieben, ab 1949 mit Ortszusatz Bouxwiller



Abb. 36: Poststraße 3–5 um 1930. Vorlage: Stadtarchiv Freiburg, Sign.: M 70S 201/27 Nr. 157.

1954 – 1958 Charles Pracht Erben  
 1959 – 1970 Elisabeth Meyer, Buchweiler, Elsass

Von Anfang an wurde das Haus als Fremdenheim und Pension genutzt, nur 1912 erschienen im ersten Stock Alfred Odenheimer, Fabrikant, und von 1925 bis 1932 Stanislaus Paprzycki, Kaufmann,<sup>66</sup> als Mieter.

Von 1912 bis 1921 betrieb Marie Kircher, Witwe, die Pension, anschließend bis 1954 Marie Bloch, Witwe. Diese war ab dem Jahre 1941 auch Eigentümerin des benachbarten Hauses Nr. 5. 1955 war erneut eine Marie Bloch als Pensionsinhaberin genannt, vermutlich deren Tochter. Ab 1961 bis 1970 erschien nur die Bezeichnung Hotel Stephanie unter Nennung einer Geschäftsführerin (Elisa Köhler bis 1969, Gertrude Steinmann ab 1970).

## Poststraße 5

1909 als Mietshaus errichtet.

### Eigentümer:

1909 – 1909 Neubau Robert Stumpf, privat  
 1910 – 1920 Robert Stumpf und Richard Löffler  
 1921 – 1921 Schleimer  
 1922 – 1940 David Weil, Kaufmann, ab 1928 dessen Witwe Karoline Weil-Kassewitz  
 1941 – 1961 Marie Bloch  
 1962 – 1964 Erbgemeinschaft Bloch  
 1965 – 1970 Hans Peter und Hans Adolf Bloch

### Bewohnerstruktur:

bis 1918 Kaufleute 31 %, Akademiker 31 %, ansonsten breit gestreut  
 bis 1943 Kaufleute 29 %, Privatiers/Witwen 29 %, ansonsten breit gestreut  
 nach 1949 Kaufleute 22 %, Geistliche 22 %, ansonsten breit gestreut

Der erste Stock war nahezu durchgängig mit einem Mieter bzw. einer Familie belegt. Nach dem Krieg erschien bis 1956 der Kamillianer-Konvent als Mieter und nachfolgend verschiedene Pfarrrer. Auch der zweite Stock war nur mit einem Mieter belegt, von 1921 bis 1941 wohnte der jeweilige Eigentümer dort. Erst ab 1938 erschienen im zweiten Stock zwei bis drei Mieter, alle jüdischen Glaubens, wie an den ab 1940 erscheinenden erzwungenen Vornamen „Sara“ und „Israel“ zu erkennen ist. Der dritte Stock war bis 1935 einfach belegt, erst 1935 bis 1940 mit zwei bis drei Mietern. Langjähriger Mieter über elf Jahre war ein Generalmajor bzw. nachfolgend dessen Familie. Ab 1941 blieb der dritte Stock einfach belegt, langjähriger Mieter bis 1966 war ein Oberst, der von 1955 bis 1957 auch den „Verband der deutschen Soldaten“ an seiner Adresse meldete. Ab den 1950er Jahren erschienen weitere Mitmieter in diesem Stock, in der Spitze bis zu vier weitere Mieter. Im vierten Stock war bis 1930 immer nur ein Mieter verzeichnet, ein Familiennaume erschien von 1917 bis 1956. Von 1930 bis 1957 waren immer zwei Mieter, in wenigen Jahren auch drei bis vier Mieter genannt, bis der vierte Stock ab 1958 wieder einfach vermietet wurde.

<sup>66</sup> Er betrieb sein Baubedarfsgeschäft in der Eisenbahnstraße 43.

Vor dem Haus befinden sich drei Stolpersteine für Louis Kaufmann, Yvonne Kaufmann und Manfred Kaufmann, die jedoch nicht in den Adressbüchern aufgeführt sind. Hingegen gibt es keine Stolpersteine für die in den Adressbüchern aufgeführten Karoline Weil-Kassewitz, Gustav Judas und Alice Wendel.

## Poststraße 7

1909 als Mietshaus errichtet und bis 1943 teilweise als Fremdenheim genutzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg vollständig ohne Einzelnennung von Mietern vom „Haus Unserer Lieben Frau für katholische Frauenjugend“ bzw. vom „Erzbischof-Bernhard-Fonds“ genutzt.

### Eigentümer:

- 1909 – 1909 Neubau Robert Stumpf, privat
- 1910 – 1920 Robert Stumpf und Richard Löffler
- 1921 – 1925 Schick, Verwalter
- 1926 – 1932 Moritz Levi, Verwalter
- 1933 – 1938 Arthur Levi und Moritz Weil
- 1939 – 1943 Josef Ebner, Fremdenheim
- 1949 – 1953 Ebner Erben-Gemeinschaft, Luzern
- 1954 – 1955 Edwin Heres, Verwalter
- 1956 – 1956 Ludwig Stachowiak
- 1957 – 1961 Haus Unserer Lieben Frau für kathol. Frauenjugend
- 1962 – 1970 Erzbischof-Bernhard-Fonds

### Bewohnerstruktur:

- bis 1918 Kaufleute 36 %, Militärangehörige 18 %, ansonsten breit gestreut
- bis 1943 Kaufleute 30 %, Angestellte 26 %, Militärangehörige 17 %

Der erste Stock war bis 1934 durchweg mit einem Mieter bzw. einer Familie belegt. Von 1935 bis 1943 wurde dort ein Fremdenheim betrieben. Auch der zweite Stock war durchweg mit einem Mieter belegt, davon von 1915 bis 1931 mit einem langjährigen Mieter, der ab 1926 auch als Verwalter des Hauses genannt wurde. Ab 1937 dehnte sich das Fremdenheim auch in den zweiten Stock aus. Der dritte Stock war immer mit einem Mieter belegt mit Mietdauern zwischen vier und sieben Jahren, ab 1940 wurde auch dieser Stock durch das Fremdenheim belegt. Der vierte Stock wurde bis 1931 mit Mietdauern zwischen zwei und fünf Jahren belegt, ab 1932 erschien ein langjähriger Mieter bis 1943. Nach 1949 war das gesamte Haus vom „Haus Unserer Lieben Frau für katholische Frauenjugend“ belegt, das auch Eigentümer war.

## Poststraße 9

1909 als Mietshaus errichtet.

### Eigentümer:

- 1909 – 1909 Neubau Stumpf, privat
- 1910 – 1920 Robert Stumpf und Richard Löffler



1921 – 1925 Holtz, Verwalter  
 1926 – 1937 Dr. Fritz Diepenhorst  
 1938 – 1943 Elly Diepenhorst  
 1949 – 1970 Katholischer Kirchenfonds St. Martin

**Bewohnerstruktur:**

bis 1918 Kaufleute 40 %, Angestellte 30 %, Akademiker 20 %  
 bis 1943 Kaufleute 35 %, Angestellte 26 %, Geistliche 17 %  
 nach 1949 Geistliche 41 %, Angestellte 35 %

Der erste Stock war bis 1933 durchweg mit einem Mieter belegt, darunter ein langjähriger Mieter über zwölf Jahre hinweg. Von 1934 bis 1970 belegten zwei Damen den ersten Stock. Auch im zweiten Stock, der immer einfach belegt war, bestanden langjährige Mietverhältnisse, zuerst von 1913 bis 1929 ein Kaufmann, dann von 1930 bis 1951 der/die Eigentümer, ab 1952 war langjähriger Mieter der Stadtpfarrer Joseph Öchsler, der zuvor schon seit 1949 im dritten Stock wohnte. Der dritte Stock war durchgängig mit einem Mieter belegt, die Mietdauern waren mit zwei bis drei Jahren und maximal sechs Jahren deutlich kürzer. Auch der vierte Stock war nur einfach belegt mit zwei langjährigen Mietern von 1913 bis 1933 und 1940 bis 1958.

## Bismarckallee

1861 Am Bahnhof  
 1865 Bahnhofstraße  
 1949 Vaubanstraße  
 1956 Bismarckallee

Vor der Anlage der Eisenbahnstraße stellte die heutige untere Bertoldstraße als „Bahnhofstraße“ die Verbindung zwischen Stadt und Bahnhof dar. Die heutige Bismarckallee hieß bis 1865 „Am Bahnhof“ und anschließend „Bahnhofstraße“, wobei aber auch die in der Eisenbahnstraße stehenden Häuser unter dieser Straßenbezeichnung bis 1865 aufgeführt wurden. Von 1865 bis nach dem Zweiten Weltkrieg hieß sie Bahnhofstraße und wurde auf Veranlassung der französischen Besatzungsmacht in „Vaubanstraße“ umbenannt, bis sie 1956 den heutigen Namen erhielt.

## Bismarckallee 10

Das Grundstück erschien 1861 erstmals als „Nr. 29“ im Besitz von Wagner & Füger (Maurermeister bzw. Architekt) im Adressbuch und wurde 1865 geteilt in 29a bis 29d = Bahnhofstraße 10–16. Vermutlich 1864/1865 als Wohnhaus errichtet und ab 1924 teilgeschäftlich genutzt. 1971 für den Neubau der Volksbank abgerissen. Zur Situation um 1930 und 1971 siehe Abbildungen 24 und 25.

**Eigentümer:**

1865 – 1929 Heinrich von Langsdorff, ab 1898 dessen Witwe, ab 1928 deren Tochter  
 1930 – 1969 Verband der Oberbadischen Brauereien e. V.  
 1970 Freiburger Gewerbebank

Bewohnerstruktur:

bis 1918	Kaufleute 35 %, Privatiers/Witwen 22 %, Akademiker 19 %
bis 1943	Kaufleute 35 %, Privatiers/Witwen 24 %, Akademiker 18 %
nach 1949	Akademiker 50 %, Angestellte 40 %

Der erste Stock wurde anfangs vom Eigentümer allein genutzt, ab 1895 mit einem, in wenigen Jahren mit zwei Mitbewohnern. Auch unter dem neuen Eigentümer wurde der erste Stock bis 1970 immer doppelt genutzt.

Der zweite Stock war von 1877 bis 1894 immer nur kurzfristig vermietet mit meist jährlichen Mieterwechseln. Erst 1895 zog mit Josef Stigler, dem Wirt der Bahnhofsgaststätte, ein langfristiger Mieter bis 1906 ein. Die nachfolgenden Mietverhältnisse betrug ebenfalls bis zu zehn Jahre, nach dem Krieg sogar 15 Jahre. Der dritte Stock erschien nur in den Jahren von 1921 bis 1926, 1937 bis 1943 und 1951 bis 1970. Er war immer an einen Mieter, nur in den ersten Nachkriegsjahren an zwei Mieter vermietet.

Das Hinterhaus erschien erst ab 1891 als Fotografenatelier und war vielleicht zuvor schon vom Eigentümer, der ebenfalls Fotograf war, als solches genutzt worden. Nach 1924 wurde das Hinterhaus nicht mehr aufgeführt.

## Bismarckallee 12

Vermutlich 1866 (erste Nennung als Haus Nr. 29b) als Wohnhaus errichtet. 1971 für den Neubau der Volksbank abgerissen. Zur Situation um 1930 und 1971 siehe Abbildungen 24 und 25.

Eigentümer:

1866 – 1884	August Bark
1885 – 1919	Christian Mez, Bankiers-Witwe, ab 1914 Firma Christian Mez
1920 – 1939	Kommerzienrat Georg Himmelsbach, ab 1922 Eugen Himmelsbach
1940 – 1969	Hermann Futterer
1970	Freiburger Gewerbebank

Bewohnerstruktur:

bis 1918	Privatiers/Witwen 70 %, Akademiker 20 %
bis 1943	Kaufleute 53 %, Privatiers/Witwen 21 %
nach 1949	Privatiers/Witwen 33 %, Angestellte 27 %, Akademiker 20 %

Beide Stockwerke waren von 1877 bis 1913 immer nur einfach belegt, der Eigentümer bewohnte den zweiten Stock. Die Mietdauern im ersten Stock betrug zwischen sechs und 15 Jahre.

Ab 1914 wurde der erste Stock mehrfach belegt und zumindest teilweise geschäftlich durch den Verband der Oberbadischen Brauereien (siehe ab 1930 bei Bahnofsstraße 10) genutzt.

Auch nach 1919 waren das erste und zweite Stockwerk fast immer nur einfach belegt. Von 1934 bis 1940 erschien auch ein drittes Stockwerk, auch dieses fast ausschließlich einfach belegt.

In den Jahren 1949 bis 1951 waren der erste bis dritte Stock mehrfach, teilweise geschäftlich (Kommunistische Partei Deutschlands, Landwirtschaftsamt, Tierzuchtamt, Verband der badischen Rinderzüchter, Badischer Schweinezüchterverband, Kunst- und Versteigerungshaus Sasse) genutzt. Ab 1952 nutzte das Kunst- und Versteigerungshaus den zweiten Stock alleine.



Abb. 37: 1971 Eisenbahnstraße 49 und Bismarckallee 10–12 vor dem Abriss für den Volksbank-Neubau, Nr. 14 im Bild links angeschnitten. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 094116d Bild 1, Fotograf: Willy Pragher.

Der erste Stock war von 1952 langfristig bis 1970 an einen Mieter vermietet, im dritten Stock erschienen immer drei Mieter mit zwischen 1955 und 1970 langfristigen Mietverhältnissen. Ab 1951 erschien neu der vierte Stock, der anfangs mit zweien, von 1958 bis 1963 mit nur einem Mieter belegt war. Die Mietdauern mit zunächst ein bis zwei Jahren stiegen ab 1952 auf vier bis neun Jahre an.

### Bismarckallee 14

1867 als Wohnhaus errichtet. 1968 für die Aula des St. Ursula-Gymnasiums abgerissen.

#### Eigentümer:

- 1867 – 1876 von Strübe, pensionierter Auditor
- 1877 – 1884 Victor Usländer, privat, 1884 dessen Erben
- 1885 – 1889 Jouan Kriemler, privat
- 1890 – 1897 Christ Renz, privat, ab 1895 dessen Witwe, 1897 deren Erben
- 1898 – 1905 Ernst Mayer, Steinbruchbesitzer
- 1906 – 1964 Josef Stigler, Bahnhofswirt, ab 1911 dessen Witwe, ab 1941 deren Erbengemeinschaft
- seit 1965 Allgemeine katholische Kirchenkasse

Bewohnerstruktur:

bis 1918	Privatiers/Witwen 71 %
bis 1943	Privatiers/Witwen 50 %, Kaufleute 38 %
nach 1949	Privatiers/Witwen 33 %, Angestellte 27 %, Kaufleute 20 %

Von 1878 bis 1890 waren beide Geschosse vom Eigentümer genutzt, nur in vereinzelt Jahren waren noch weitere Bewohner je Stockwerk genannt. Von 1891 bis 1905 wohnte der Eigentümer im zweiten Stock, der erste Stock war meist an einzelne Mieter mit Mietdauern zwischen ein und vier Jahren vermietet. Ab 1906 wurden wieder beide Stockwerke, ab 1910 auch das neu genannte dritte Stockwerk vom Eigentümer und dessen Familienmitgliedern genutzt. Erst ab 1924 erschienen neben dem Eigentümer einzelne weitere Mieter, der dritte Stock wurde fremd vermietet. 1935 zog die Eigentümerin in den dritten Stock und ihr Sohn vom ersten in den zweiten Stock, das erste Stockwerk wurde an zwei langfristige Mieter vermietet.

Nach dem Krieg war bis 1952 die Breisgau-Apotheke im ersten Stock, der nach deren Auszug weiter geschäftlich (Versicherungsbüro, Verlagsgesellschaft, Buchdienst) genutzt wurde. Der zweite Stock war langfristig an einen Arzt, der dritte Stock ebenfalls langfristig vermietet, dort erschienen in einzelnen Jahren noch bis zu drei Mitmieter.

## Bismarckallee 16

1866 als zweistöckiges Wohnhaus errichtet und 1906 grundlegend umgebaut oder komplett neu errichtet und seitdem teilweise geschäftlich genutzt. Gebäude bis zum heutigen Tag in unveränderter Form.

Eigentümer:

1866 – 1884	Carl Günther, Ingenieur
1885 – 1890	B. Scherer, Apotheker
1891 – 1891	Louis Sinner, Brauereidirektor
1892 – 1905	Alois und August Krems
1906 – 1943	Ferdinand Kopf, Rechtsanwalt
1949 – 1970	Hermann Kopf, Rechtsanwalt, MdB

Bewohnerstruktur:

bis 1918	Privatiers/Witwen 32 %, Akademiker 26 %, ansonsten breit gestreut
bis 1943	Privatiers/Witwen 29 %, Akademiker 24 %, ansonsten breit gestreut
nach 1943	Privatiers/Witwen 30 %, Akademiker 25 %, Angestellte 25 %

Bis 1891 wurden beide Stockwerke vom jeweiligen Eigentümer bewohnt. Der neue Eigentümer schien das Gebäude ab 1892 „entmieten“ zu wollen, da von 1892 bis 1893 zunächst keine Bewohner genannt, anschließend im ersten Stock nur 1896 ein Mieter und im zweiten Stock nur von 1894 bis 1897 Mieter genannt wurden. 1898 und 1899 erschienen wieder keine Bewohner. In diesen Jahren<sup>67</sup> entstand der Neubau oder grundlegende Umbau, da ab 1900 vier Stockwerke

---

<sup>67</sup> An der Gebäudeseite zur Rosastraße ist im ersten Stock die Jahreszahl „1970“, im dritten Stock die Jahreszahl „1898“ angebracht.



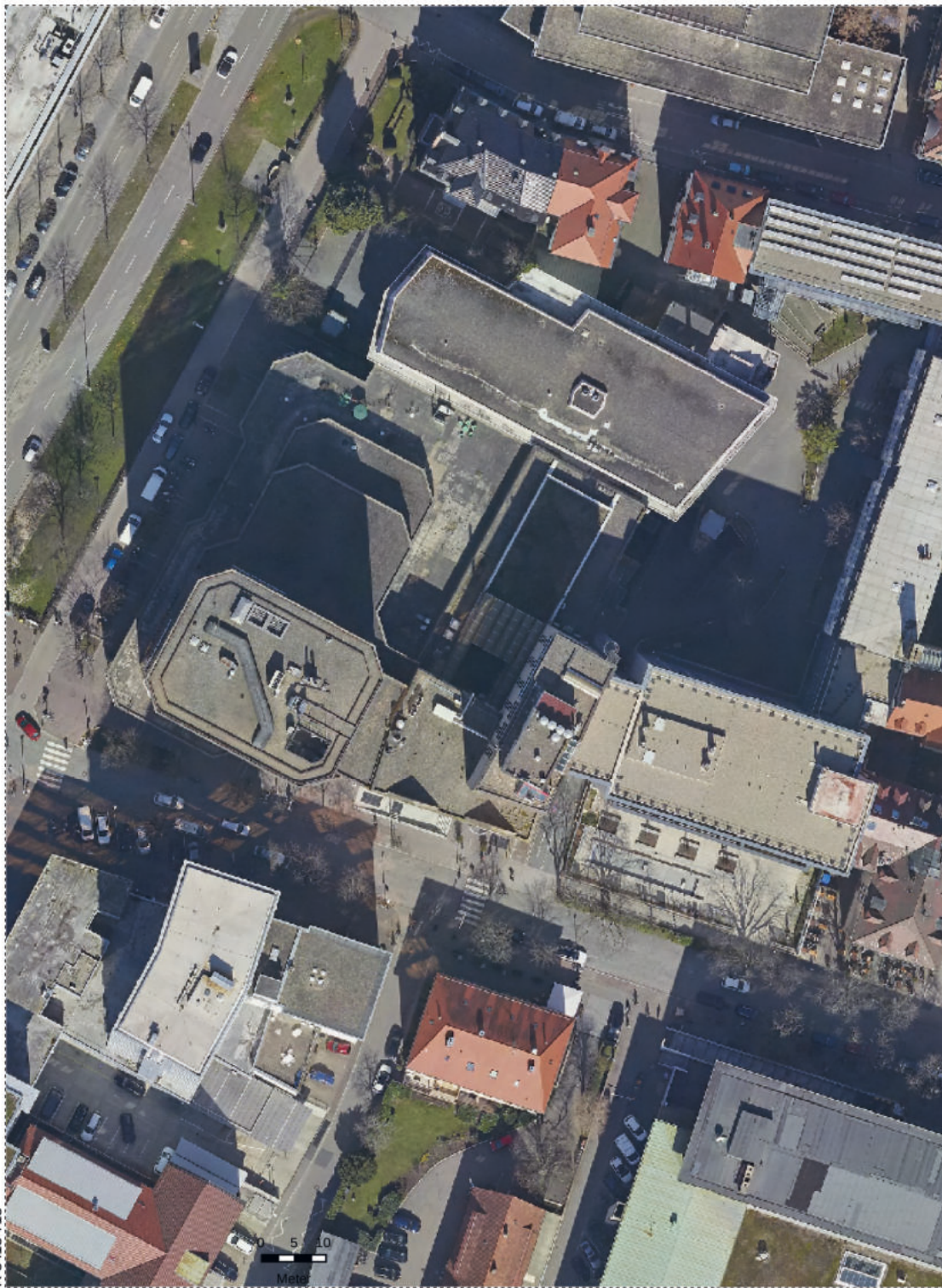
Abb. 38: 2015 Bismarckallee von der Stadtbahnbrücke aus. Hinter der Volksbank ist die Hausnummer 16 zu sehen. Foto: Sven Koppler.

ausgewiesen waren, die bis 1905 mit meist einjährigen Mietverhältnissen vermietet waren. 1906 wurden das erste und zweite Stockwerk unter dem neuen Eigentümer Ferdinand Kopf wohl als kombiniertes Kanzlei- und Wohngeschoss genutzt. Ein Teil des ersten Stocks war zusätzlich an einen langjährigen Mieter vermietet.

Der dritte und vierte Stock waren fremd vermietet: Der dritte Stock war über 40 Jahre an eine Witwe und deren Tochter, der vierte Stock zunächst mit drei- bis fünfjährigen Mietdauern an einen bis zwei Mieter, dann von 1931 bis 1943 an einen langfristigen Mieter vermietet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das erste Stockwerk langfristig an einen Rechtsanwalt vermietet und der zweite Stock als Kanzlei zusammen mit einem weiteren Rechtsanwalt genutzt. Der dritte und vierte Stock waren meist zweifach belegt, in beiden Geschossen mit sehr langfristigen Mietverhältnissen.

Abb. 39 (auf den nächsten Seiten): 2012 Vogelperspektive auf das Bahnhofsviertel. Quelle: FreiGis (wie Anm. 3), Daten: Stadt Freiburg.



R 3413 713

H 5318 282

H 5318 474

R 3413 993



Freiburg   
IM BREISGAU

Maßstab 1 : 720

Datum: 30.03.2019

Dieser Auszug wurde maschinell erzeugt.  
Vervielfältigungen, Umarbeitungen, Veröffentlichungen  
oder die Weitergabe an Dritte nur mit Zustimmung  
der Stadt Freiburg i. Br. (FNP gültig bis 1:10000)



Abb. 40: 2007 Luftaufnahme des Bahnhofsviertels. Foto: Wikimedia Commons, Luftfahrer (Ballonteam Norbert Blau Freiburg), URL: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Freiburg\\_Bahnhof.jpg?uselang=de](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Freiburg_Bahnhof.jpg?uselang=de) (Stand: 04.02.2010).

Die Luftaufnahmen zeigen eindrucksvoll den Wandel der Bebauung. Von den ursprünglichen Bürgervillen vermitteln nur noch Villa Kopf und das Anwesen Krems einen Eindruck. Colombistraße, Poststraße und in Teilen Rosastraße zeigen den zweiten Bebauungsabschnitt in geschlossener Blockbebauung. In der Eisenbahnstraße und Bismarckallee dominiert heute Hochhausbebauung.



# Ungemütliche Nachbarn

## Die Basler Chemie und ihr Verhältnis zur deutschen chemischen Industrie

*Mario König*

In den frühen Morgenstunden des 1. November 1986, um 3.43 Uhr, heulten in Muttenz, östlich von Basel, die Sirenen.<sup>1</sup> Polizeiautos zirkulierten und forderten per Lautsprecher die Anwohner auf, die Fenster geschlossen zu halten, das Haus nicht zu verlassen und weitere Informationen über Radio abzuwarten. Eine widerwärtig nach faulen Eiern stinkende Rauchwolke zog, vom Chemie-Areal der Firma Sandoz her kommend, langsam über die Region. In einer Lagerhalle voller Chemikalien war kurz nach Mitternacht Feuer ausgebrochen. Der Brand drohte völlig außer Kontrolle zu geraten. Gewaltige Explosionen schleuderten die Behälter bis zu 25 Meter in die Höhe, von wo sie ins Feuer zurückstürzten, in der Umgebung landeten oder bisweilen wie Bomben die Dächer anderer Hallen durchschlugen. Hunderte von Feuerwehrleuten und ein Feuerlöschboot kämpften über Stunden gegen die Ausbreitung auf Nachbargebäude, wo zum Teil hochgefährliche, mit Wasser nicht lösliche Substanzen lagerten. Löschwasser und Chemikalien ergossen sich bald in den Rhein, das Auffangbecken war viel zu klein. Ab ein Uhr herrschte in beiden Basel, Stadt und Land, Katastrophenalarm. Die Kantonschemiker befanden sich in alarmierender Ungewissheit über die Giftigkeit der Rauchschwaden; die Firma konnte nur ungefähre Auskünfte geben über den Inhalt der Lagerhalle. Gegen vier Uhr morgens kursierten auch in Basel die Lautsprecherwagen. Viele Baslerinnen und Basler waren bereits durch Telefonanrufe von Freunden oder Verwandten aus dem Schlaf gerissen worden. Dann brach das Telefonnetz wegen Überlastung zusammen, Züge von und nach Basel und öffentlicher Verkehr stellten den Betrieb ein. Am Morgen um sieben Uhr aber gab die Regierung Entwarnung – der Brand war gelöscht, die Gefahr sei abgewendet, es stinke zwar, Gift sei aber nicht im Spiel. Zornige Eltern protestierten gegen die Zumutung, ihre Kinder nach dem Stress der vergangenen Stunden zur Schule zu schicken, wozu sie sich amtlich aufgefordert sahen.

An einer Pressekonferenz um 8.30 Uhr war zu erfahren, die verbrannten und in den Rhein geschwemmten Substanzen seien unbedenklich. Dies stützte sich auf Angaben von Sandoz. Die Auslösung des internationalen Warndienstes für Rheinanwohner war untergegangen oder irrtümlich nicht weitergeleitet worden, erst 24 Stunden später erhielten die Hauptwarnzentralen in Straßburg und Mannheim Bescheid über die Verschmutzung des Rheins, deren katastrophales Ausmaß sich soeben abzeichnete. Es begann das große Sterben der Fische und Aale, auf 250 Kilometer Länge brach das ökologische System des Flusses zusammen. Millionen von Menschen waren betroffen von dem Unglück.

---

<sup>1</sup> Zum Brand in Schweizerhalle und seinen Folgen siehe die Beiträge von FELIX ERBACHER und GEORG KREIS in: Chemie und Pharma in Basel, Bd. 2: Wechselwirkung einer Beziehung – Aspekte und Materialien, hg. von GEORG KREIS u. a., Basel 2016, S. 193–215.

Während hundert Jahren hatten die Basler chemischen Fabriken ihre giftigen Abwässer den Rhein hinuntergeschickt; erst seit Kurzem waren sie an Kläranlagen angeschlossen.<sup>2</sup> Sie waren ungemütliche Nachbarn. Die öffentliche Sensibilität war in jenem Jahr infolge der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl wenige Monate zuvor, im Frühjahr 1986, markant angestiegen. Nach dem Brand kam es zum ersten Mal in Basel zu Protesten, die den Charakter einer sozialen Bewegung annahmen: Es folgten Aktionen und Demonstrationen mit Tausenden von Beteiligten, Beschwerden, Strafanzeigen und Forderungen nach einer Chemie ohne gefährliche Giftstoffe. Zahlreiche junge Menschen politisierten sich. Die Nebenwirkungen schlugen ungewöhnlich rasch auch auf die Wissenschaft durch: Kein Aspekt der Branche fand in der jüngeren Vergangenheit so viel Aufmerksamkeit wie die Umweltgefahren.

Genau betrachtet hatte Basel wieder einmal enormes Glück gehabt in jener Brandnacht von 1986. Hätte das Feuer auf benachbarte Gebäude übergegriffen, so wären die Folgen womöglich unabsehbar gewesen. Ein Blick in Richtung der unglücklichen Schwesterstadt Ludwigshafen, mit der die Basler Industrie wirtschaftlich stets eng verbunden war, verdeutlicht, wie verheerend sich Chemiekatastrophen auswirken konnten.<sup>3</sup> Um nur die größten zu nennen: Im September 1921 hatte eine gewaltige Explosion bei der BASF 561 Menschenleben und mehr als 2.000 Verletzte gefordert – das schlimmste Chemieunglück in der Geschichte Europas; im Juli 1948 erfolgte eine vergleichbar schreckliche Explosion, 207 Menschen starben und fast 4.000 wurden verletzt. Im Jahr 1953 trat eine giftige Substanz aus und betraf mehr als hundert Arbeiter; die nachfolgenden langjährigen Leidensgeschichten waren dramatisch. Es dauerte allein mehrere Jahre, bis der Giftstoff (Dioxin) benannt werden konnte. Doch wer erinnert sich heute an die Dioxinkatastrophe von Ludwigshafen – sie blieb der Öffentlichkeit bis 1984 überhaupt verborgen. Es fehlte jenes kritische umweltpolitische Umfeld, das dem Dioxinunglück von Seveso 1976 und dem Brand von Schweizerhalle 1986 maximale Aufmerksamkeit eintragen sollte.

Die Basler Fabriken der chemisch-pharmazeutischen Industrie waren bisweilen ungemütliche Nachbarn für die Rheinanwohner weiter nördlich.<sup>4</sup> Ungemütliche Nachbarn waren aus Basler Sicht aber auch die Unternehmen der deutschen chemischen Industrie, mit denen man in einem schwierigen, oft spannungsvollen Verhältnis verbunden war. Über lange Zeit ging es dabei hauptsächlich um die Teerfarben, auch als Anilinfarben bezeichnet. Die Produktion von Pharmazeutika setzte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein, als auch die Firma Hoffmann-La Roche entstand, die im Folgenden auf der Seite bleiben mag. Der Startpunkt waren die Farben. In Basel wies man gelegentlich darauf hin, dass man gegenüber der deutschen Konkurrenz so etwas wie ein Erstgeburtsrecht beanspruchen könne. Tatsächlich war die Herstellung von Textilfarben aus Steinkohlenteer zuerst in Großbritannien 1856/57 geglückt. Die Neuerung machte rasch die Runde, es folgten französische Hersteller und bereits 1859 erschien Basel auf der Szene. Schweizer Textilindustrielle hatten gute Beziehungen nach Großbritannien und Frankreich. Erst nach 1860 kamen deutsche Fabrikanten hinzu. Dann allerdings erwiesen sich diese als unschlagbar erfolgreich. Entlang den Wasserwegen von Rhein und Main entstand eine Kette rasant expan-

<sup>2</sup> Ausführlich dazu MARTIN FORTER, *Farbenspiel. Ein Jahrhundert Umweltnutzung durch die Basler chemische Industrie*, Zürich 2000.

<sup>3</sup> Zum Folgenden siehe STEFAN MÖRZ / KLAUS JÜRGEN BECKER, *Geschichte der Stadt Ludwigshafen am Rhein. Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart*, Ludwigshafen 2005, S. 552 f.

<sup>4</sup> Einen Überblick zur Entwicklung der Basler Industrie bietet jetzt MARIO KÖNIG, *Chemie und Pharma in Basel*, Bd. 1: *Besichtigung einer Weltindustrie – 1859 bis 2016*, Basel 2016. Der größte Teil der Angaben dieses Beitrags ist dort ausführlich dokumentiert.

dierender Farbfabriken. Die Pioniere in Frankreich und Großbritannien fielen total zurück. Die Gründe brauchen im Moment nicht zu interessieren; sie hatten viel zu tun mit leistungsfähigen technischen Hochschulen, die zugleich der industriellen Praxis eng verbunden waren. Mit der *Eidgenössisch technischen Hochschule* (ETH) in Zürich brachte auch die Schweiz ab 1859 ein erfolgreiches Modell dieser Form der höheren technischen Bildung hervor.<sup>5</sup>

Im Jahr 1914, fünfzig Jahre nach den Anfängen, beherrschte die deutsche Industrie den Weltfarbenmarkt in uneingeschränkter Weise. Rund 80 Prozent des Weltmarkts für Teerfarben lagen in den Händen deutscher Konzerne, die zu Riesenunternehmen geworden waren: BASF, Bayer, Hoechst, Agfa – ihre Namen waren weltbekannt und sind es zum Teil noch heute. Allein die BASF in Ludwigshafen beschäftigte um 1900 fünfmal so viele Personen wie alle Basler Farbfabriken zusammengenommen: Das waren Ciba, Geigy, Sandoz und als kleinste Durand & Huguenin. Der Erfolg der deutschen Farbenindustrie war ein Gegenstand nationalen Stolzes. Neben diesen unglaublichen 80 Prozent der deutschen Industrie aber hatten die Basler sehr respektable 10 Prozent des Weltmarkts erobert. Alle übrigen Nationen teilten sich den bescheidenen Rest. In den Vereinigten Staaten gab es praktisch überhaupt nichts, alles wurde importiert: aus Deutschland und aus der Schweiz.

Die Basler waren zu einem Faktor auf dem Weltmarkt geworden; und sie waren zugleich Zwerge gegenüber dem allmächtigen deutschen Nachbarn. So präsentierte sich die Lage bei Beginn des Ersten Weltkriegs, der eine unerhörte Situation schuf. Mit einem Schlag waren die Deutschen von ihren Absatzmärkten abgeschnitten. Ihre Fabriken im Ausland fielen in die Hand des Feindes und sollten auf Dauer verloren gehen. Weltweit stellte sich sogleich ein unglaublicher Farbenmangel ein. Der Weltfarbenmarkt hätte den Baslern gehört, wenn sie denn in der Lage gewesen wären, ihn hinreichend zu beliefern. Aber sie vermochten dies nur zum kleinsten Teil, denn mehr als 90 Prozent der Rohstoffe und Zwischenprodukte, die es zur Farbenherstellung in Basel brauchte, kamen aus Deutschland. Der deutsche Staat aber verhängte, auf Betreiben der Industrie, im September 1914 eine Liefersperre, um die Konkurrenten an der Ausnutzung der Situation und an der Belieferung der Kriegsgegner zu hindern. Die Produktion in Basel brach ein. Dennoch wurde in den Kriegsjahren enorm gut verdient: Die Preise stiegen ins Astronomische und machten den Rückgang der Produktion mehr als wett. Ersatzlieferungen an Rohstoffen kamen bald einmal aus Großbritannien. Und im Sommer 1918, kurz vor Ende des Kriegs, übermittelte der Leiter der englischen Ciba-Filiale ein bemerkenswertes Angebot: Eine englische Kapitalistengruppe, so schrieb er, wollte nicht nur die Filiale übernehmen, sondern gleich die ganze Ciba kaufen, mit materiellen Garantien für deren leitende Herren. Die Basler Direktion winkte dankend ab. Ein solcher Vorschlag habe keine Aussicht auf Realisierung, weil sie „einer Entnationalisierung der Basler Farbenindustrie gleich käme, zu der weder der Verwaltungsrat noch die Direktion unserer Gesellschaft zu haben wäre, trotz den finanziell sehr verlockenden Bedingungen“.<sup>6</sup>

Als der Krieg zu Ende ging, waren in der Schweiz neue chemische Fabriken entstanden, um die ausgefallenen deutschen Lieferungen zu kompensieren. In vielen Ländern war eine eigene Farbenindustrie im Aufbau. Das deutsche Quasi-Monopol war gebrochen. In dieser Situation drängten die Deutschen zurück auf den Markt, um ihre Positionen zurückzuerobern. Der Preiskampf war gnadenlos, die Deutschen voller Ressentiment über ihre Vertreibung und Enteignung

<sup>5</sup> Wichtig hierzu ist TOBIAS STRAUMANN, *Die Schöpfung im Reagenzglas. Eine Geschichte der Basler Chemie (1850–1920)*, Basel 1995.

<sup>6</sup> Zitiert in KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 99.

in den siegreichen Nationen. Auch die Schweizer traf dieser Zorn, als Nutznießer einer Situation, für die allerdings in erster Linie die deutsche Politik verantwortlich war.

In einer Mischung aus Furcht und gespannter Aufmerksamkeit erwartete man in Basel die nächsten Schachzüge der deutschen Industrieherren. Seit 1916 waren alle wichtigen deutschen Farbproduzenten in einer Interessengemeinschaft verbunden; im September 1918 zog man in Basel nach: Sandoz, Ciba und Geigy schufen ebenfalls eine Interessengemeinschaft im Hinblick auf die erwarteten Konflikte der Nachkriegszeit. Noch zwei Jahre nach Kriegsende befand man in Basel, für Gespräche mit den Deutschen sei es immer noch zu früh. 1922 erst, vier Jahre nach dem Krieg, kam Bewegung auf: Eine ganze Reihe deutscher Besucher erschienen in Basel und bekundeten Interesse an neuen Kontakten. Wie sich außerdem bald zeigte, hatte Bayer 1923 insgeheim eine Mehrheitsbeteiligung an der kleinsten der Basler Farbenfabriken, an Durand & Huguenin erworben, die der Interessengemeinschaft der anderen nicht angehörte – aus Basler Sicht ein unübersehbares Warnzeichen.

Im Frühjahr 1922 reisten die führenden Herren von Geigy aufgrund einer persönlichen Einladung nach Leverkusen, ins Hauptquartier von Bayer.<sup>7</sup> Der Empfang war unfreundlich. Die Basler sahen sich der Bestechung und Preisunterbietung beschuldigt. Das werde man „rücksichtslos“ bekämpfen, erklärten die Deutschen. „Rücksichtslos“ – einer ihrer Lieblingsbegriffe, wurde in den Notizen der Schweizer stets aufmerksam festgehalten. Man habe nun beschlossen, „allgemeine Kampfpreise gegen Geigy“ herauszugeben, hieß es; die würden am folgenden Tag in Kraft treten.<sup>8</sup> Die brüskierten Gäste versicherten, man könne doch über alles reden, worauf Order erging, die Kampfpreise telegrafisch zu widerrufen. Was daran echt war, was nur ein verhandlungstaktischer Bluff, wissen wir nicht. Carl Duisberg, der gefürchtete Machthaber von Bayer, gab sich jedenfalls plötzlich ganz freundlich und konzilient. Die deutsche Position war real weit schwächer, als der schroffe Auftritt vermuten lässt: Kampfpreise hätten in erster Linie die deutschen Fabrikanten selber getroffen. Der Versailler Vertrag verpflichtete sie, die Siegermächte zum jeweils günstigsten Marktpreis zu beliefern.

1922 war der Startpunkt einer langen Kette von Verhandlungen unter den chemischen Nachbarn am Rhein, die sich über nahezu sieben Jahre hinstreckten. Die Beteiligten beider Seiten kannten sich, durchaus auch persönlich, zum Teil schon aus der Vorkriegszeit. In den Ferienwochen begegnete man sich jeweils in den Luxushotels der mondänsten Schweizer Destinationen, im Oberengadin – vorzugsweise im noblen „Waldhaus“ von Sils Maria. Wenn es aber ernst wurde mit den Besprechungen, hatten die Basler in Deutschland anzureisen, bald in Ludwigshafen, bald in Frankfurt, bald in Heidelberg. Die deutschen Verhandlungspartner operierten mit einer Mischung aus Lockung und Drohung: Lockung, dass man bei einer Vereinigung der Kräfte gemeinsam den Weltmarkt beherrschen würde; Drohung mit einer unfreundlichen Übernahme. Ab 1925 wurde es massiv. In jenem Jahr fusionierte die deutsche Interessengemeinschaft zu IG Farben, dem größten Chemiekonzern der Welt. Alle deutschen Bestrebungen gingen dahin, die Vormachtstellung auf dem Weltfarbenmarkt von vor 1914 wiederzugewinnen. Aus deutscher Perspektive war Basel weniger von Interesse wegen der paar lokalen Fabriken, sondern wegen der ausländischen Werke, in Großbritannien, in Frankreich, neuerdings auch in den USA, überall dort also, wo die Basler inzwischen Tochtergesellschaften betrieben, die Deutschen aber vertrieben und enteignet worden waren. Die Unterhändler von IG Farben schlugen eine grenzüberschreitende

<sup>7</sup> Die im Folgenden beschriebenen Verhandlungen bei KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 110–119.

<sup>8</sup> Zitiert in ebd., S. 110.

Interessengemeinschaft vor. Das wollte man in Basel nun gar nicht, eine derartige Umarmung fürchtete man. Einfach Nein zu sagen und den ungemütlichen Verhandlungspartner vor den Kopf zu stoßen, erschien aber zu riskant. Man spielte auf Zeit, „lavieren“ lautete das Stichwort, wenn die Basler unter sich waren. Aber das half nichts, 1926 ging die deutsche Gegenseite aufs Neue in die Offensive: An einer Interessengemeinschaft sei man nun nicht mehr interessiert, es gebe keinen andern Weg als eine Kapitalverflechtung. IG Farben *müsse* in Basel die Mehrheit haben. Dann könne man ja gleich *alles* übergeben, meinte Jacques Brodbeck von der Ciba sarkastisch. Einen solchen Vorschlag habe man schon einmal bekommen, vor ein paar Jahren aus England, und abgelehnt. Jetzt habe Basel noch Gelegenheit, sich freiwillig anzuschließen, drohte der deutsche Sprecher; das müsse nicht so bleiben. Und Carl Duisberg ergänzte, wie die Notizen der Schweizer festhalten: „Es sei auch schon vorgekommen, dass durch Aktienkauf Verwaltungen zu Verständigungen gezwungen worden seien.“<sup>9</sup> Es war eine schwierige Lage. Nur der aufmerksame und diplomatische Carl Koechlin von Geigy befand, als man wieder unter sich war, nach seinem Eindruck werde dies nicht das letzte Wort der Deutschen sein.

Was den Vorgang besonders aufschlussreich macht: Im Zuge der Verhandlungen entstand eine Vielfalt von Papieren, in denen die Basler Interessenpositionen ausformuliert vorliegen wie zu keinem anderen Zeitpunkt. Dabei erfährt man, wie die Firmen sich untereinander einschätzten, wie sie die deutsche Konkurrenz sahen. Gerne hätte man entsprechende Unterlagen auch von deutscher Seite, wie man die Basler von dorthier wahrnahm. Sie scheinen nicht greifbar. Ein Teil der Papiere mag im Zweiten Weltkrieg zerstört worden sein, doch Spuren müssten sich auch in deutschen Archiven finden. Es mutet verwunderlich an, dass in der von einem hochkarätigen Autorenteam verfassten, 2002 publizierten Festschrift der BASF von fast 800 Seiten kein Wort fällt zu diesen langjährigen Bemühungen, an denen die BASF zentral beteiligt war.<sup>10</sup>

Die Basler waren sich untereinander keineswegs einig, wie den Avancen der Gegenseite zu begegnen sei: Die einen waren für Entgegenkommen, die andern blieben abweisend. „Vertraulich“ steht jeweils auf den Papieren, strenge Diskretion wird angemahnt. Von heute aus gesehen höchst erstaunlich, dass das funktionierte: Die Presse schwieg, keine Gerüchte über die weitgehenden deutschen Forderungen drangen an die Öffentlichkeit. Auf Vorschlag von Sandoz legten Ende 1925 die drei Firmen eine Selbsteinschätzung der Lage vor. Man sieht noch einmal, mit welcher Mischung aus Furcht und Unsicherheit der Blick auf den deutschen Nachbarn gefärbt war. Nur bei Sandoz befand man keck, IG Farben werde überschätzt. „Schläge kann dieser Koloss austeilen und zwar heftige, aber er kann, um im Bilde zu bleiben, einen kleineren und lebhafteren Gegner nicht verfolgen. ... Eine Allianz mit dieser Organisation abzuschliessen[,] ist ausserordentlich gefährlich.“<sup>11</sup> Was sollte sein, wenn Deutschland wieder in einen neuen Krieg geraten würde? Direktor Georg Wagner von Sandoz sprach Klartext: „Der eigentliche Zweck des deutschen Vorschlages sei der, uns absolut zu dominieren und uns noch mehr in Abhängigkeit zu bringen.“ Sein Wort hatte Gewicht, er war selber von deutscher Herkunft; schon vor mehr als 20 Jahren hatte er für Sandoz harte patentrechtliche Auseinandersetzungen mit Bayer ausgefochten. Auch die Bankenvertreter im Aufsichtsrat der Ciba warnten. Der französischsprachige Leopold Dubois vom *Schweizerischen Bankverein*, der mächtigste Bankier der Schweiz, warnte, „dass er vor den Deutschen Angst habe“. Es fielen Worte wie „Machthunger“, „Bluff“, „Gewaltpolitik“.

<sup>9</sup> Zitiert in ebd., S. 114.

<sup>10</sup> Siehe Die BASF. Eine Unternehmensgeschichte, hg. von WERNER ABELSHAUSER, München 2002.

<sup>11</sup> Dieses und nachfolgende Zitate bei KÖNIG, Weltindustrie (wie Anm. 4), S. 113 und 114.

Die Verhandlungen zwischen IG Farben und der Basler IG gingen 1927/28 in eine hochgeheime internationale Wirtschaftsdiplomatie über. Englische und französische Gruppen waren mit dabei. Gelegentlich fand eine Besprechung auf einem Ozeandampfer statt, gewissermaßen exterritorial. Auch in England hatten sich die Farbenhersteller 1926 in einem einzigen Konzern verbunden, *Imperial Chemical Industries* hieß das Ungetüm. Auch von dort wurde Basel drangsaliiert: Der einzige Außenseiter, den die *Imperial* nicht zu absorbieren vermochte, war die Farbenfabrik der Basler in Manchester. Sie bediente immerhin 20 bis 25 Prozent des britischen Farbenmarkts. Sir Alfred Mond, der Herrscher des neuen britischen Riesen, war ungefähr ähnlich charmant wie Carl Duisberg. Und in Basel befand man erneut: Sich mit einem derart schwerfälligen Koloss zu verbinden, könne nur Nachteile bringen. Aber einfach im Abseits bleiben ging auch nicht. Würden sich dann unter Umständen die andern einigen, die deutschen, französischen und britischen Gruppen – und das auf Kosten von Basel?

Abkürzend auf den Punkt gebracht erwies sich die hartnäckige Linie aus Basel, in ihrer Mischung aus Konzilianz in der Form und zermürbender Zähigkeit in der Sache, als erfolgreich. Das entspricht einem in der komplexen schweizerischen Innenpolitik eingeübten Stil, der auch in Verhandlungen der Gegenwart öfter zu beobachten ist und die Nerven der Gegenpartei unter Umständen erheblich strapaziert. Der Präsident der Ciba hat es einmal schön auf den Punkt gebracht: Die Deutschen seien so lang hinzuhalten, „bis man auf dem Punkte angelangt sei, wo sie froh seien, sich mit Basel verständigen zu können“.<sup>12</sup> Anfang 1929 kam es in Heidelberg zur Unterzeichnung eines internationalen Farbstoffkartells. Beteiligt waren deutsche, französische und Schweizer Partner. Drei Jahre später kamen auch die Briten hinzu. Die Amerikaner durften nicht, wegen der strengen Auflagen ihres Kartellrechts. Auf deutscher Seite war man zuversichtlich, bald weiter gehen zu können, wie eines der seltenen erhaltenen internen deutschen Papiere zeigt: Basel komme „heute noch nicht“ für eine Kapitalverflechtung in Frage. Das werde sich vielleicht schneller ändern, als den Basler Herren bewusst sei.<sup>13</sup> Diese Erwartung blieb unerfüllt.

Das internationale Farbstoffkartell hatte keineswegs die Absicht, die Preise in die Höhe zu treiben. Die Absicht war ganz defensiv, man wollte einen weiteren Preisverfall verhindern, ein Konzept, das sich in der großen Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre bewährte. Es ging um Teilung der Märkte und Stabilisierung. Selbst in den wirtschaftlich besten Zeiten der 1920er-Jahre blieb das Vertrauen in die Möglichkeiten wirtschaftlichen Wachstums gering. Die Innovationen schienen alle gemacht, nichts wesentlich Neues war mehr zu erwarten. Dies galt nicht nur für die Farbenindustrie, sondern sogar für die Pharmazie, deren gewaltige Entwicklungsmöglichkeiten noch kaum jemand erkannte. Ein Nebenaspekt soll im Übrigen nicht unerwähnt bleiben: Bei all den grandiosen Plänen für eine internationale Ordnung des Weltfarbenmarkts spielte die Entwicklung der Aktienkurse der beteiligten Unternehmen nicht die geringste Rolle. Der heute so oft zitierte *Shareholder Value* war schlichtweg kein Faktor, der interessiert hätte.

Man hatte sich geeinigt; die erzielte Lösung entsprach am Schluss weitgehend den Absichten von Basel. Die deutschen Umarmungs- und Vereinnahmungsversuche, ob nun freundlich oder grobschlächtig, waren abgewehrt. Das Verhältnis zu IG Farben allerdings blieb kühl und unbeaglich. Das hatte seine persönlichen Seiten. Im Juli 1932 schrieb Jacques Brodbeck, der mäch-

---

<sup>12</sup> Zitiert in KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 112.

<sup>13</sup> Nach HARM G. SCHRÖTER, *Kartelle als Form industrieller Konzentration: Das Beispiel des internationalen Farbstoffkartells von 1927–1939*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 74 (1987), S. 479–513, Zitat von 1928, S. 495, Anmerkung 70.

tige Herr der Ciba, der US-Sekretärin von Ciba New York. Seine Ferienadresse, wo er erreichbar sei, werde sich womöglich kurzfristig ändern. Einer der führenden Herren von IG Farben wolle ebenfalls in Sils Maria Ferien machen. „This may be the reason for me to change a little bit my plans and not to go to the Waldhaus Sils Maria as usual but perhaps to Pontresina. I think you will understand that I don't want to be troubled with business chats and German political questions. Besides that I like to speak our dialect and not good German every day.“<sup>14</sup>

Der Bann war gebrochen, der heilige Respekt gegenüber der deutschen Industrie verblasste. Ausgerechnet in den wirtschaftlich so schwierigen 1930er-Jahren reüssierten die Basler Konzerne mit ganz neuen Produkten. Die Pharmazie gewann neben den Farben rasch an Boden. Als Hitler-Deutschland Europa 1939 erneut mit Krieg überzog, war die Situation der Basler Industrie unvergleichlich besser als 1914. Basel geriet zwar infolge der Umklammerung der Schweiz durch das Nazi-Reich ab 1940 in noch stärkere Bedrängnis als im Ersten Weltkrieg. Die wichtigsten Basler Firmen aber hatten schon kurz vor Kriegsbeginn den Schwerpunkt ihrer Investitionen in die USA verlagert. Mit komplizierten rechtlichen Konstruktionen trafen die Ciba, Sandoz und Hoffmann-La Roche Vorsorge für den schlimmsten Fall, eine temporäre Besetzung der Schweiz. Ein Zugriff von IG Farben auf die Aktien der internationalen Tochtergesellschaften war ausgeschlossen. Die Konzerne hätten auch bei einer zeitweiligen Ausschaltung der Basler Zentralen von den USA aus ihre selbständige Existenz bewahrt, was auch immer in Europa geschehen mochte.

Hatte man nach dem Ersten Weltkrieg von Basel aus angstvoll nach Norden geblickt, so konnte man sich nach 1945 Gelassenheit leisten. Die Führungsspitzen des IG Farben-Konzerns waren inhaftiert und sahen ihrer Verurteilung in Nürnberg wegen schwerster Verbrechen gegen die Menschlichkeit entgegen. Der Konzern war von den Alliierten zur Entflechtung bestimmt. Es dauerte Jahre, bis die deutschen Konkurrenten wieder ernsthaft auf dem Weltmarkt erschienen. „Die strukturellen Schäden, welche die deutsche Industrie durch den Krieg und durch die Auflösung des IG-Farbenkonzerns erlitten hat, sind allerdings derart einschneidend, dass sie ihre frühere dominierende Stellung kaum wieder gewinnen wird.“<sup>15</sup> So urteilte die Ciba-Direktion 1949, in Unterschätzung des eben erst einsetzenden deutschen „Wirtschaftswunders“. Erst im Februar 1955, beinahe zehn Jahre nach Kriegsende, kam es wieder zu einer zentralen Besprechung unter den Vertretern der deutschen und der schweizerischen Industrie. Die Ciba hatte eingeladen, die deutschen Gäste reisten nach Zürich. Die entscheidende Runde der großen Unterhandlungen in den 1920er-Jahren lag exakt dreißig Jahre zurück. Drohungen und aggressives Auftreten waren nicht mehr angesagt. „Die Vertreter der deutschen Firmen wiesen darauf hin, dass bei ihnen im Gegensatz zu uns grosse ungenutzte Kapazitäten vorhanden sind und dass deshalb eine Zurückhaltung der Schweizerfirmen speziell in Deutschland am Platze wäre, um das Gleichgewicht herzustellen.“<sup>16</sup> Im Übrigen sprach man von der Regulierung des Konkurrenzverhältnisses auf dem Farbenmarkt des vor wenigen Jahren unabhängig gewordenen Indiens. Insgesamt konstatierten die Schweizer „einen erfreulichen Verlauf“. „Wir konnten bei dieser Gelegenheit auch vernehmen, dass zum mindesten die drei grossen Firmen Bayer, Hoechst und BASF keinen engeren Zusammenschluss ins Auge fassen, sondern vorziehen, selbständig zu bleiben.“<sup>17</sup> Einen Mo-

<sup>14</sup> Zitiert in KÖNIG, Weltindustrie (wie Anm. 4), S. 119.

<sup>15</sup> Zitiert in ebd., S. 200.

<sup>16</sup> Firmenarchiv Novartis, Geigy GL 10, Geschäftsleitender Ausschuss, Protokoll 25.2.1955, S. 2 (das Treffen hatte am 24. Februar stattgefunden); am 17.5.1956 und am 28.3.1958 folgten jeweils in Baden-Baden vergleichbare Treffen der Firmenspitzen, von denen inhaltlich in dieser Quelle nicht viel verlautet.

<sup>17</sup> Ebd.

ment lang blitzte hier das alte Machtgebaren wieder auf, unter völliger Ignorierung der Tatsache, dass die alliierten Siegermächte einer solchen Wiederbegründung der eben erst entflochtenen IG Farben auf gar keinen Fall zugestimmt hätten. Ebenso ausgeschlossen war eine Wiederbelebung des alten Farbenkartells. Dies dürfte ein Thema der ersten Nachkriegstreffen gewesen sein. Die Bundesrepublik passte 1958 ihre Gesetzgebung den USA an; seither galten verschärfte Strafbestimmungen bei Preisabsprachen. Informelle Lösungen traten an die Stelle der Kartelle. „Die Zusammenarbeit zwischen den grossen europäischen Farbstoffproduzenten im Verkauf trug wesentlich zur Gesunderhaltung der Marktverhältnisse bei.“<sup>18</sup> So vorsichtig umschrieb die Ciba 1959 die nunmehrige Praxis.

Spaziert man im heutigen Basel auf der Nordseite des Rheins stadtauswärts, so steht man gleich hinter der letzten der Rheinbrücken zur Linken vor dem alten Verwaltungsbau der Ciba, dessen Mittelteil von 1906 stammt. Die Fassaden sind nüchtern, ein Nutzbau der praktischen Sorte. Die Proportionen und die zentralaxiale Symmetrie aber lassen die historischen Traditionen des Schlossbaus erahnen. Über dem Portal finden wir in Zement gegossen den alten Namen: Ciba. Davor aber befindet sich seit 2008 eine neue, leicht wieder demontierbare metallene Schrifttafel: BASF. Seit 1990 hat die Basler Industrie fundamentale Umwälzungen erlebt, die Teil einer weltweiten Neuordnung der chemisch-pharmazeutischen Branche darstellen. Die Novartis-Fusion von 1996, die Sandoz und Ciba zusammenführte, ist nur ein Teil davon, wenn auch ein besonders spektakulärer. Alte Produktionsbereiche der Ciba, Teile der Feinchemie und Farben, wurden im Zug dieses Umbaus ausgegliedert und verselbständigt. Einige Jahre existierte auf diese Art noch eine Ciba Spezialitätenchemie. Im Jahr 2008 griff Bayer zu und übernahm diesen Torso. Der Name der Ciba erlosch endgültig, er ist nur noch historisch. Was früher in Basel tiefgehende Erschütterung ausgelöst hätte, ging nun still über die Bühne. Es interessierte nicht mehr groß, so sehr hatte sich die Branche verändert. Sie stand längst unter dem dominanten Stern der Pharmazie. Was von der Farbenproduktion noch übrig war, ist nach Asien verlagert.

Betrachten wir die zwanzig umsatzstärksten Pharma-Konzerne Europas im Jahr 1995, so befanden sich darunter acht deutsche Namen und drei Schweizer; auf Platz drei entdecken wir die eben entstehende Novartis, auf Platz fünf Hoffmann-La Roche, beide aus Basel. Stellen wir die gleiche Frage nach den zwanzig umsatzstärksten europäischen Pharmakonzernen des Jahres 2016, so finden wir noch vier deutsche und vier Schweizer Namen. An erster Stelle steht Novartis, an zweiter Stelle Roche, beide mit Ursprung und Hauptsitz in Basel, inzwischen aber internationale Konzerne mit einem Schwerpunkt in den USA.<sup>19</sup> Viele alte Namen der Wirtschaftsgeschichte sind verschwunden: Novartis hat die Vorgänger Ciba, Geigy und Sandoz absorbiert; Durand & Huguenin war nach hundertjähriger Existenz bereits 1969 in Sandoz aufgegangen. In Deutschland sind so angesehene alte Namen wie Hoechst und Schering erloschen. Die oftmals so ungemütliche Nachbarschaft der deutschen und der schweizerischen chemischen Industrie ist in den Hintergrund getreten gegenüber dem alles dominierenden Geschehen auf den Weltmärkten, das alle Beteiligten gleichermaßen in Atem hält.

---

<sup>18</sup> Angaben und Zitat aus dem Internen Geschäftsbericht der Ciba bei KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 265.

<sup>19</sup> Ein Dank geht an Holger Alich, Redaktor „Bilanz“, für die Überlassung der aus dem Internet-Portal „Evaluate Pharma“ gewonnenen Daten.



# „Wohnoase auf dem Lande“ zu verkaufen

## Zum (Um-)Bauen – Wohnen – Gestalten in digitalisierten Schweizer Lebenswelten

*Tasmin Taskale*

### 1. Zugang zur Ländlichkeit

„Wohnoase auf dem Lande“<sup>1</sup> – so oder in ähnlicher Weise lauten die Titel von Verkaufsanzeigen auf Online-Immobilienportalen für Bauernhäuser in der Schweiz. Nicht nur hier ist eine verstärkte Zuwendung zu ruraler Architektur und ländlich-geprägten Wohnstilen zu erkennen: In diversen Wohn-Magazinen wird der Landhausstil beworben, einige widmen sich sogar ausschließlich diesem Bereich.<sup>2</sup> Auch die Einrichtungshäuser haben das Marktpotential des „Ländlichen“ für sich entdeckt und bieten Möbel im Vintage- oder Landhausstil an. Darüber hinaus lässt sich auch in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung ein wachsendes Interesse am Ländlichen feststellen und so avancierten das Land und die Ländlichkeit vom einst „totgesagten Patienten“<sup>3</sup> zum Konjunkturprogramm. Unter dem Oberbegriff „Doing rural“ werden neben den komplexen und weitreichenden Transformationsprozessen, die auf dem Land stattfinden, auch alltägliche ländliche Lebenswelten und Aushandlungsprozesse betrachtet.

„In einem derartigen Verständnis der aktuellen Aushandlung des Ländlichen als ‚doing rural‘ inkorporieren Akteure Wissen, Routinen und Vorstellungen des Ländlichen und reproduzieren sie wirklichkeitsstrukturierend in ihren eigenen Alltags.“<sup>4</sup>

Eine Vielzahl an Monografien und Sammelbänden wurde in den letzten Jahren zu diesem Thema publiziert, so auch das Buch „Perspektive ländlicher Raum“<sup>5</sup>, herausgegeben von Leonore Scholze-Irrlitz, in dem der Blick am Beispiel der Gemeinde Wallmow in der Uckermark auf konkrete gesellschaftliche Strukturveränderungen und sich daraus ergebende Potenziale gerichtet wird.

---

<sup>1</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108488290?53> (Stand: 20.08.2018).

<sup>2</sup> Siehe dazu Landhaus-Living, URL: <http://www.landhausliving.de> oder Landhausstil – so geht er! (Schöner Wohnen Online-Artikel), URL: <https://www.schoener-wohnen.de/einrichten/28268-rtkl-der-klassische-landhausstil> (Stand: 30.08.2018).

<sup>3</sup> LEONORE SCHOLZE-IRRLITZ, Perspektive ländlicher Raum, in: Perspektive ländlicher Raum. Leben in Wallmow/ Uckermark, hg. von DERS. (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, Sonderheft 45), Münster u. a. 2008, S. 7–13, hier S. 7.

<sup>4</sup> MANUEL TRUMMER, Das Land und die Ländlichkeit. Perspektiven einer Kulturanalyse des Ländlichen, in: Zeitschrift für Volkskunde 114, H. 2 (2018), S. 187–212, hier S. 199.

<sup>5</sup> Perspektive ländlicher Raum (wie Anm. 3).

Diese „Versionen“<sup>6</sup> – wie Simone Egger und Johannes Moser die Gesamtheit der wissenschaftlichen Texte zu einem bestimmten Thema bezeichnen – werden erweitert durch weitere „Versionen“ in Form von Zeitschriftenartikeln, wie etwa Stefan Groths und Ove Sutters Betrachtung von „Kulturellen Repräsentationen von ‚Region‘ in der politisch-ökonomischen Entwicklung ländlicher Räume“<sup>7</sup>. Ergänzt durch Fachtagungen – wie etwa die Tagung im April 2019 in Würzburg mit dem Motto „Ländliches vielfach“<sup>8</sup> – verdichtet sich der kulturwissenschaftliche Blick auf das Land und die Ländlichkeit zu einem vielschichtigen und multivokalen Bild. Darauf zeichnen sich sowohl politische Debatten um die Subventionierung der Landwirtschaft als auch die Wechselwirkungen zwischen KonsumentInnen, ProduzentInnen und Zulieferern von agrarischen Produkten oder aber die digitale Transformation in der mobilen Automation in der Landwirtschaft ab. Die diskursive Ebene, zu der ich auch die mediale Produktion von Bildern und Vorstellungen von Ländlichkeit zähle, ist nur ein Aspekt und somit bietet meine Auseinandersetzung mit diesem Thema auch nur eine Lesart von vielen.

Zur Betrachtung dieses Feldes ist es unerlässlich, auf die Dichotomie zwischen „Land“ und „Ländlichkeit“ aufmerksam zu machen. In der Strukturpolitik wird unter „ländlich“ eine Eigenschaft territorial und sozial verfasster Einheiten verstanden, die Räumen anhand von Basisstrukturmerkmalen wie Bevölkerungsdichte, Siedlungsflächenanteil und Lage – in Abgrenzung zu den Raumordnungskategorien „teilweise städtisch“ und „überwiegend städtisch“ – zugeschrieben wird.<sup>9</sup> Dabei werden die hier gedachten Räume häufig mit dem Begriff Peripherisierung in Verbindung gebracht, der auf eine „graduelle Schwächung und/oder Abkopplung sozial-räumlicher Entwicklungen gegenüber den dominanten Zentralisierungsvorgängen“<sup>10</sup> hinweist. Die „Problemkategorie“<sup>11</sup> ländlicher Raum wird somit negativ definiert und schließt all jene Räume ein, die „nicht-städtisch“ sind. Wenngleich diese Perspektive graduelle Abstufungen und Zwischenstadien erlaubt, bewegt sie sich doch zwischen den zwei Polen „Stadt“ und „Land“ und trägt daher kontinuierlich zur (Re-)Produktion kontrastiv verfasster Räume bei.

Manuel Trummer differenziert in seinem Artikel „Das Land und die Ländlichkeit“ zwischen den beiden „Begriffslinien“<sup>12</sup> ländlicher Raum und Ländlichkeit: Der „ländliche Raum“ erscheint demnach in der allgemeinen Wahrnehmung als an siedlungsstrukturelle, sozioökonomische Charakteristika gebunden und stellt im Gegensatz zur Stadt – im Alltag wie auch in der wissen-

<sup>6</sup> SIMONE EGGER / JOHANNES MOSER, Stadtansichten. Zugänge und Methoden einer urbanen Anthropologie, in: *Europäisch-Ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, hg. von SABINE HESS, JOHANNES MOSER und MARIA SCHWERTL, Berlin 2013, S. 175–204, hier S. 200.

<sup>7</sup> Vgl. STEFAN GROTH / OVE SUTTER, Kulturelle Repräsentation von „Region“ in der politisch-ökonomischen Entwicklung ländlicher Räume, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 61 (2016), S. 225–245.

<sup>8</sup> Call for Papers zur Tagung „Ländliches vielfach. Leben und Wirtschaften in erweiterten Entitäten“, URL: <https://www.ruralhistory.eu/newsletter/2018/rhn-2018-132> (Stand: 30.11.2018).

<sup>9</sup> BUNDESAMT FÜR BAUWESEN UND RAUMORDNUNG, Raumabgrenzungen, URL: [https://www.bbr.bund.de/BBSR/DE/Raumb Beobachtung/Raumabgrenzungen/Raumtypen2010\\_vbg/Raumtypen2010\\_alt.html?nn=443270](https://www.bbr.bund.de/BBSR/DE/Raumb Beobachtung/Raumabgrenzungen/Raumtypen2010_vbg/Raumtypen2010_alt.html?nn=443270) (Stand: 17.01.2019).

<sup>10</sup> KARL-DIETER KEIM, Peripherisierung ländlicher Räume, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 37 (2006): Ländlicher Raum, S. 3–7, hier S. 3.

<sup>11</sup> Vgl. SWANTJE PENKE, Ländliche Räume und Strukturen. Mehr als eine „Restkategorie“ mit Defiziten, in: *Soziale Arbeit in ländlichen Räumen*, hg. von STEFANIE DEBIEL u. a., Wiesbaden 2012, S. 17–27, hier S. 18.

<sup>12</sup> TRUMMER, Das Land und die Ländlichkeit (wie Anm. 4), S. 189.

schaftlichen Betrachtung – eher eine Restkategorie dar.<sup>13</sup> Dementsprechend lässt sich auch unter dem Begriff „Ländlichkeit“ viel und zugleich wenig fassen. Insbesondere jedoch handelt es sich um „eine Imagination des Ländlichen, eine Atmosphäre, mit der ein Raum ausgestattet“<sup>14</sup> und durch die er mitproduziert wird. Diese Bilder und Imaginationen sind nicht statisch an konkrete topografische Orte gebunden, sondern historisch und kulturell bedingt und entwickeln sich stets weiter. So sind auch unsere heutigen Vorstellungen von Land und Ländlichkeit geprägt von vielschichtigen Aushandlungsprozessen in Vergangenheit und Gegenwart.

Die Entwicklungen im und um den ländlichen Raum können nicht losgelöst von übergeordneten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Transformationsprozessen betrachtet werden, so hat etwa der landwirtschaftliche Strukturwandel nachhaltige Auswirkungen auf das Alltagsleben in ländlich geprägten Regionen (und darüber hinaus). Wie in anderen europäischen Ländern sinken auch in der Schweiz die Zahlen der beschäftigten Personen in der Landwirtschaft seit einigen Jahren kontinuierlich. Wenngleich sich der Strukturwandel hier vergleichsweise langsam vollzieht, sind seine Auswirkungen spürbar. So waren im Jahr 1990 noch 250.000 Menschen in der Landwirtschaft beschäftigt, wohingegen es im Jahr 2013 nur noch 159.000 Personen waren, 55 % davon in Teilzeit. Auch die Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe ging seit Mitte der 1990er Jahre von knapp 80.000 Betrieben auf nur noch 55.000 im Jahr 2013 zurück. Parallel dazu ist die landwirtschaftliche Nutzfläche der einzelnen Betriebe seit 1996 stetig gestiegen. Waren es damals noch 14,6 Hektar, die im Durchschnitt pro Betrieb bemessen wurden, so hatte sich die Fläche bis 2013 um etwa 40 % vergrößert und beträgt nun durchschnittlich 19 Hektar pro Betrieb. Dementsprechend hat sich auch die Verteilung der Betriebe nach Größenklassen im Land in den letzten zwanzig Jahren verändert. Es lässt sich insgesamt ein Rückgang insbesondere der Klein- und Kleinstbetriebe mit unter 20 Hektar Land feststellen – um fast 50 % –, wohingegen die Zahl der Großbetriebe mit über 50 Hektar rapide zugenommen hat.<sup>15</sup> Nach Aufgabe der landwirtschaftlichen Tätigkeit entscheiden sich viele der ehemaligen LandwirtInnen für den Verkauf ihrer Immobilie. Einige der Gebäude werden über Portale zur „außerfamiliären Hofübergabe“ wie etwa [www.hofuebergabe.ch](http://www.hofuebergabe.ch)<sup>16</sup> oder ähnlichen vermittelt, um das Fortbestehen der landwirtschaftlichen Nutzung zu gewährleisten. In vielen Fällen jedoch werden die Bauernhäuser – losgelöst von ihrer ursprünglichen Funktion – als „Liebhaberobjekte“<sup>17</sup>, Wohn- und Familienhäuser verkauft. In diesem Prozess erfahren die Gebäude einen Funktions- und Bedeutungswandel, sie werden ihrer landwirtschaftlichen Nutzung entbunden und stattdessen zum „Wohnhaus mit Geschichte“.

Bei diesen Betrachtungen bedarf es immer einer Kontextualisierung und Einbettung in die jeweiligen ökonomischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. So lässt sich dieser Umgang mit alter Bausubstanz nicht auf alle ländlichen Räume in Europa übertragen. Vielmehr

---

<sup>13</sup> Siehe dazu u. a. OECD-Prüfbericht zur Politik für ländliche Räume, 2007 und Broschüre des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft „Ländliche Regionen verstehen. Fakten und Hintergründe zum Leben und Arbeiten in ländlichen Regionen“, Berlin 2017.

<sup>14</sup> SILKE GÖTTSCHE-ELTEN, Atmosphären. Urbane und ländliche Räume als Sinneslandschaften, in: *Alltag, Kultur, Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie/Volkskunde der Universität Würzburg* 5 (2018), S. 9–31, hier S. 18.

<sup>15</sup> Vgl. Schweizer Landwirtschaft. Taschenstatistik 2015, hg. vom Bundesamt für Statistik (BFS), Neuchâtel 2015, URL: [https://www.sbv-usp.ch/fileadmin/sbvuspch/06\\_Statistik/Die\\_Schweizer\\_Landwirtschaft\\_in\\_Zahlen\\_2015.pdf](https://www.sbv-usp.ch/fileadmin/sbvuspch/06_Statistik/Die_Schweizer_Landwirtschaft_in_Zahlen_2015.pdf) (Stand: 28.08.2018).

<sup>16</sup> Außerfamiliäre Hofübergabe Online-Portal, URL: <https://www.hofuebergabe.ch> (Stand: 20.08.2018).

<sup>17</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108844406> (Stand: 22.08.2018).

vollzieht sich der angedeutete (landwirtschaftliche) Strukturwandel in anderen Ländern und Regionen ganz anders. Nicht zu vernachlässigen sind dabei auch Raumordnungs- oder Zentralisierungstendenzen – wie sie etwa in Frankreich wirksam werden, wo viele ländliche Regionen von einem enormen Bevölkerungsrückgang betroffen sind<sup>18</sup> – oder das individuelle Kapital der beteiligten AkteurInnen. Daher möchte ich meine Betrachtungen mikroperspektivisch gestalten und mich ausschließlich der Art und Weise des Umgangs mit historischer ruraler Bausubstanz in der Schweiz zuwenden.

Mit Blick auf dieses Phänomen stellt sich die grundlegende Frage, weshalb sich Menschen historischer Bausubstanz annehmen, sie aus ihrem „Dornröschenschlaf“<sup>19</sup> wecken und nicht einfach neu bauen? Worauf beruht diese (neue) Wertschätzung und welche Deutungsschemata werden hierbei wirksam? Welche Narrative des „ländlichen Wohnens“ in alten Landwirtschaftsgebäuden werden hier aktiviert, genutzt und produziert? Weitergehend möchte ich der Frage nachgehen, welche Rolle diese Imaginationen und Vorstellungen von Ländlichkeit und Historizität in modernen Wohnwelten spielen und mit welchen Attributen, Wertigkeiten und Sinngefügen sie ausgestattet werden. Nicht zuletzt stellt sich die Frage, wie das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Umgang mit historischer ruraler Bausubstanz verhandelt wird.

Im Folgenden werde ich, als einen ersten Schritt der Aneignung historischer ländlicher Bausubstanz, die – inzwischen mediale und technologisierte – Praxis des Hauskaufs näher betrachten. Durch die zunehmende Mediatisierung der Lebenswelten sind neue „medientechnologisch ermöglichte kulturelle Ausdrucksformen“<sup>20</sup> hinzugekommen, zu denen auch die hier betrachtete Art und Weise des Haus(ver)kaufs zählt. Online-Immobilienportale können in diesem Zusammenhang als „technische Extensionen zur Erweiterung menschlicher Kommunikationsfähigkeiten“<sup>21</sup> betrachtet werden. Anhand der analytischen Betrachtung einzelner Verkaufsanzeigen von Schweizer Bauernhäusern auf Online-Immobilienportalen möchte ich hinterfragen, wie Visionen vom „guten Leben auf dem Land“ in diesem medial geführten Austauschprozess diskursiv (re-)produziert werden und dabei das „Land“ als territorial zu bestimmenden Raum mitkonstruieren.

## 2. Neue Ländlichkeit

Wie bereits angeklungen, hat das Ländliche – insbesondere im Bereich des Wohnens – seit einiger Zeit Konjunktur. Diese „Neue Ländlichkeit“, wie Ulf Hahne sie nennt, zeichnet sich durch

---

<sup>18</sup> Siehe dazu u. a. MARTINA MEISTER, Wie das romantische Frankreich einfach verschwand (Welt Online-Artikel vom 11.09.2016), URL: <https://www.welt.de/politik/ausland/plus158061330/Wie-das-romantische-Frankreich-einfach-verschwand.html> (Stand: 03.12.2018). Jedoch ist auch diese Aussage nicht leicht zu treffen, da es auch gegenläufige Tendenzen gibt. Siehe dazu SUZANNE KRAUSE, Frankreich entdeckt das Landleben. Vive la campagne! (Deutschlandfunk Online-Artikel vom 02.04.2016), URL: [https://www.deutschlandfunk.de/frankreich-entdeckt-das-landleben-vive-la-campagne.922.de.html?dram:article\\_id=345070](https://www.deutschlandfunk.de/frankreich-entdeckt-das-landleben-vive-la-campagne.922.de.html?dram:article_id=345070) (Stand: 03.12.2018).

<sup>19</sup> Alter Gutshof in neuem Gewand (Schöner Wohnen Online-Artikel), URL: <https://www.schoener-wohnen.de/einrichten/garten-terrasse/41462-bstr-alter-gutshof-neuem-gewand#198990-img-zweiter-fruehling> (Stand: 30.08.2018).

<sup>20</sup> GERTRAUD KOCH, Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten, in: Zeitschrift für Volkskunde 111, H. 2 (2015), S. 179–200, hier S. 180.

<sup>21</sup> Ebd.

das Aufkommen „ostentativ positiv-ländlicher Konsumangebote“<sup>22</sup> aus und so materialisiert sich der beliebte Landhausstil in Möbeln aus bevorzugt naturbelassenem Holz, hellen und freundlichen Farben sowie einer detaillierten Dekoration mithilfe von Blumen und Gardinen. Wohnratgeber und Lifestyle-Magazine geben Tipps zur Farbgestaltung oder helfen bei der Auswahl der entsprechenden Dekorationselemente. Die Vorstellung des romantischen Lebens auf dem Land ist hier eng verknüpft mit Konzepten wie „Nostalgie“, „Vintage“ und „Natürlichkeit“<sup>23</sup>. Diese „neue Lust am Land“<sup>24</sup>, wie sie von Silke Göttisch-Elten in ihrem neuerschienenen Werk „Atmosphären“ betitelt wird, beruht demnach auf einem idealisierenden, verklärenden Bild von Ländlichkeit. Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch Ulf Hahne, der diese Form des *Doing rural* als einen „Lebensstil“ bezeichnet, der interessengeleitet und selektiv insbesondere die „Schönheit, Natürlichkeit und Authentizität ländlicher Räume“<sup>25</sup> inszeniert.

Doch wer wird hier angesprochen? Claudia Neu bezeichnet die beteiligten AkteurInnen in ihrem Online-Artikel der Bundeszentrale für politische Bildung „Neue Ländlichkeit. Eine kritische Betrachtung“ als „Gestalter der Neuen Ländlichkeit“ und unterteilt sie je nach Motivstruktur in sechs Akteurstypen: die Landlustigen, die grüne Familie, die Heimatler, die Money-Poor-Time-Rich-Gruppe, die Aussteiger und die Aktivisten.<sup>26</sup> Wenngleich diese Vorgehensweise kritisch zu betrachten ist – da hier der Vielschichtigkeit und Komplexität der wirksamen Norm- und Wertvorstellungen und kulturellen Deutungsschemata nicht ausreichend Rechnung getragen werden kann –, erweist sich diese Einteilung auch für meine Betrachtungen als hilfreich. Insbesondere weil sich viele Parallelen zwischen den im Artikel konstruierten Gruppen und den in den Anzeigen konstituierten Wunsch-KäuferInnen aufzeigen lassen, zu denen neben Familien und Liebhabern alter Bausubstanz auch Handwerker und Selbstversorger zählen. Mit Sätzen wie „Haben Sie handwerkliches Geschick und Lust zum Umbauen? Dann sind Sie hier goldrichtig!“<sup>27</sup> oder „Ein grosser Gemüse- und Kräutergarten mit rund 25 Obstbäumen ermöglichen den Traum zur Selbstversorgung“<sup>28</sup> wenden sich die AutorInnen der Verkaufsanzeigen explizit an diese beiden Gruppen. „Sind Sie ein Weinliebhaber? Dann werden Sie sich freuen, wenn Sie Ihren Freunden Ihre kostbaren Weine im Weinkeller präsentieren dürfen. Im eigenen Degustationsraum wird der Wein zu einem kleinen Apéro serviert.“<sup>29</sup> Hier wird darüber hinaus eine ökonomisch gut gestellte Personengruppe angesprochen, die auf Ausstattungsmerkmale wie einen Jacuzzi oder einen „eigenen, voll ausgebauten und isolierten Partyraum mit Küche“<sup>30</sup> Wert legt.

Um ein möglichst heterogenes Sample zu erlangen, wählte ich aus jedem Schweizer Kanton eine Verkaufsanzeige aus und achtete darauf, dass sowohl im Preis als auch beim Baujahr eine

<sup>22</sup> MANUEL TRUMMER, Zurückgeblieben. Shrinking regions und ländliche Alltagskultur in europäisch-ethnologischer Perspektive – Forschungshorizonte, in: Alltag, Kultur, Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie/Volkskunde der Universität Würzburg 2 (2015), S. 123–148, hier S. 136.

<sup>23</sup> Landhaus-Living Website, URL: <http://www.landhausliving.de/de/e-paper/> (Stand: 26.08.2018).

<sup>24</sup> GÖTTISCH-ELTEN, Atmosphären (wie Anm. 14), S. 25.

<sup>25</sup> ULF HAHNE, Neue Ländlichkeit. Landleben im Wandel, in: Der Bürger im Staat 61, H. 1 (2011), S. 12–18, hier S. 12.

<sup>26</sup> CLAUDIA NEU, Neue Ländlichkeit. Eine kritische Betrachtung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 46/47 (2016), S. 4–9, URL: <http://www.bpb.de/apuz/236826/neue-laendlichkeit-eine-kritische-betrachtung?p=all> (Stand: 19.08.2018).

<sup>27</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108566495?0> (Stand: 19.08.2018).

<sup>28</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108758464?83> (Stand: 19.08.2018).

<sup>29</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108553400?34> (Stand: 19.08.2018).

<sup>30</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108870165> (Stand: 19.08.2018).

gewisse Varianz besteht. In meinem Sample findet sich neben einem Appenzeller-Stickerhaus aus dem 19. Jahrhundert ein Walliser Maiensäss sowie ein Riegelhaus im Kanton St. Gallen. Außerdem variieren die ausgewählten Häuser hinsichtlich ihres Bauzustandes, manche von ihnen sind quasi „Rohdiamanten“<sup>31</sup>, andere hingegen bereits totalsaniert. Trotz meiner Bemühungen, möglichst viele Perspektiven auf dieses Feld zu eröffnen, fiel mir bereits bei der ersten Sichtung des Textmaterials auf, dass sich die „Architektur“ der Anzeigen sehr ähnelt: Nach einem schlagkräftigen Titel folgt in den meisten Fällen eine kurze Einleitung, in der die Lage und das Alter des Objekts sowie dessen eindrucksvollste Eigenschaften in aller Kürze dargestellt werden. Im nächsten Abschnitt wird kurz auf die Geschichte des Hauses und die anschließende Umnutzung und Renovierung eingegangen. Darauf folgt eine Erläuterung sowohl der Raumaufteilung – die in den meisten Anzeigen als „gut bemessen“ oder „großzügig“ beschrieben wird – als auch der wichtigsten Ausstattungsmerkmale. In einem letzten Abschnitt wird noch einmal auf die besonderen Vorzüge des Objekts eingegangen, bevor die Anzeige häufig in Form einer rhetorischen Frage endet. Es wirkt, als hätten sich die InserentInnen gemäß eines Baukastenprinzips aus dem gleichen Pool an Erklärungsmustern bedient. Dies liegt mitunter an der Textgattung „Anzeige“ selbst oder auch daran, dass die Verkaufsportale Anleitungen und Checklisten zum Erstellen der Anzeigen bereitstellen. Doch obwohl darin explizit dazu geraten wird, Angaben zur Gebäudeversicherung, dem Altlastenkataster oder Ähnlichem zu machen, findet sich nur in einem der Inserate ein Hinweis darauf. Insgesamt wird nur eine sehr geringe Anzahl an Narrativen verwendet, wodurch sich die Anzeigen sehr ähneln. Diese Vorgehensweise führt unweigerlich zu einer diskursiven Simplifizierung und Uniformierung des beschriebenen Gegenstands und trägt damit zur Formung eines imaginierten homogenen ländlichen Raums bei.

Manuel Trummer spricht in diesem Zusammenhang den der Konstitution dieser Bilder zugrundeliegenden interessengeleiteten Auswahlprozess an:

„Sie [Ländlichkeit] wird innerhalb dieser häufig urbanen Selektions- und Neukontextualisierungsprozesse zu einer Ware innerhalb spätkapitalistischer Raumpraxen und Machtverhältnisse, die – häufig agrarromantisch überzeichnet und aus urbaner Perspektive formuliert – historische wie gegenwärtige Elemente ländlichen Lebens anschlussfähig für aktuelle Lebensstilbricolagen macht.“<sup>32</sup>

Der Begriff „Bricolage“ erscheint mir in diesem Zusammenhang sehr angemessen, da die beteiligten AkteurInnen sich passende Bausteine situativ aus einem Pool an vermeintlich ländlichen Potentialen, Praxen und Materialisierungen auswählen und andere vernachlässigen können. In den Verkaufsanzeigen wird diese „Bastelei“ durch die Hervorhebung positiv besetzter Merkmale von Ländlichkeit und die vermehrte Verwendung von adverbialen Bestimmungen und Metaphern realisiert. Doch wie wird in den Anzeigen auf negative Stereotype zum ländlichen Raum eingegangen? Wird darauf überhaupt eingegangen? In diesem Ästhetisierungsprozess werden störende Aspekte des alltäglichen Lebens „auf dem Land“ wie etwa Geruch von Jauche auf den Wiesen zu bestimmten Jahreszeiten „aussortiert“. Auch die Aufgabe der landwirtschaftlichen Tätigkeit wird in den Anzeigen nicht thematisiert, ebenso wenig werden die Gründe für den Verkauf erläutert.

---

<sup>31</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108890058> (Stand: 19.08.2018).

<sup>32</sup> TRUMMER, Das Land und die Ländlichkeit (wie Anm. 4), S. 203.

### 3. Spielerische Aneignung

Bis vor einiger Zeit wurde der Umgang der Menschen mit ihrer Wohnumwelt in der volkskundlichen Analyse getrennt in den Bereichen Hausforschung und der Forschung zum Wohnen und Wirtschaften betrachtet. Während sich die historisch ausgerichtete Hausforschung primär der Betrachtung/Erfassung und Beschreibung einzelner Gebäude, ihrer Rolle als Materialisation von sozialen Strukturen und ihrer Funktion in der Vergangenheit widmete, beschäftigten sich die Ansätze im Bereich Wohnen und Wirtschaften eher mit den Praxen des Wohnens und dem Umgang der Menschen mit ihren Dingen. Der architektonische Raum wurde in diesem Zusammenhang als Bühne der Selbstdarstellung wahrgenommen, in dem soziale Aushandlungsprozesse stattfinden.<sup>33</sup> Neuere Ansätze, wie sie etwa von Charlotte Löffler in ihrer Arbeit zur Aneignung von materieller Kultur im Pflegeheim<sup>34</sup> oder auch von Laura Gozzer in „Zum Wohnen“<sup>35</sup> vertreten werden, setzen verstärkt auf die Auflösung dieser Trennung zwischen den Forschungsfeldern und fordern eine Betrachtung des dialektischen Verhältnisses von Mensch und Architektur unter Berücksichtigung beider Forschungsperspektiven. Was nun interessiert, ist der menschliche Umgang mit den Dingen, die damit verbundene Zuschreibung von Werten und gesellschaftlich-geteilten Vorstellungen, individuelle Formen der Aneignungen sowie gesellschaftliche Strukturen und Rahmungen. Selbstverständlich lassen sich die Charakteristika des Wohnens im 21. Jahrhundert nur schwer fassen, jedoch können einige Tendenzen festgemacht werden. So stellte Elisabeth Katschnig-Fasch Ende des 20. Jahrhunderts fest, dass Wohnung und Haus „zunehmend (zum) Ort der Selbstverwirklichung“<sup>36</sup> werden. Dieses scheinbar moderne Anliegen wurde auch von Bianca Wildfeuer in ihrem Werk zur Bedeutung des Romantischen in der Wohnkultur<sup>37</sup> herausgestellt. Die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile – wie sie gerne für die Moderne und Postmoderne konstatiert werden – zeichnen sich demnach auch in den heutigen Wohnformen ab.

In den Anzeigen werden diese Tendenzen sichtbar, durch die Betonung der vielfältigen Umbau- und Nutzungsmöglichkeiten der Gebäude, deren „Ausbaupotential“<sup>38</sup>. So wird vielerorts damit geworben, dass „viel Raum für Hobbys, Fitness und Lager“ vorhanden ist und „die Möglichkeiten [...] fast unbegrenzt“<sup>39</sup> sind. Die Objekte sollen flexibel sein, um nach den Wünschen der neuen BesitzerInnen umgebaut und modelliert werden zu können, Einschränkungen durch die alte Bausubstanz oder regulierende Denkmalschutzbestimmungen werden nicht erwähnt. Stattdessen sollen Sätze wie „GOLDRICHTIG [sic] für Sie und Ihre Ideen – eine Liegenschaft

<sup>33</sup> Siehe dazu u. a. RUTH-E. MOHRMANN, Wohnen und Wirtschaften, in: Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, hg. von ROLF-W. BREDNICH, Berlin, 3., überarb. u. erw. Aufl. 2001. Oder auch WALTRAUT BELLWALD, Wohnen und Wohnkultur. Wandel von Produktion und Konsum in der Deutschschweiz (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, Bd. 1), Zürich 1996.

<sup>34</sup> Vgl. CHARLOTTE LÖFFLER, Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 47), Tübingen 2013.

<sup>35</sup> Vgl. LAURA GOZZER, Zum Wohnen. Ethnographische Perspektiven auf eine geförderte Neubausiedlung in Wien (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 41), Wien 2016, S. 20 f.

<sup>36</sup> ELISABETH KATSCHNIG-FASCH, Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile, Wien 1998, S. 17.

<sup>37</sup> Vgl. BIANCA WILDFEUER, Romantisches. Zur Bedeutung einer Gefühlswertigkeit am Beispiel heutiger Wohnkultur (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, Bd. 23), Münster 2012, S. 9 f.

<sup>38</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108924285?10> (Stand: 19.08.2018).

<sup>39</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108861416?23> (Stand: 19.08.2018).

mit viel Potential [...]. Gestalten Sie sich diese Liegenschaft ganz nach Ihren Wünschen und Vorstellungen“<sup>40</sup> ausdrücken, dass die/der KäuferIn selbstbestimmt entscheiden kann, wie sie/er in Zukunft leben möchte. Mit dieser Formulierung wird suggeriert, dass die Materialität den potentiellen KäuferInnen alle vorstellbaren Handlungspotenziale eröffnet, ganz nach dem Motto: Alles kann – nichts muss. Damit einher geht die sprachliche Zuschreibung von Handlungsmacht in Richtung der potentiellen KäuferInnen und gleichermaßen eine De-Agentivierung der Kaufobjekte. Diese (De-)Agentivierungsstrategien drücken sich in den Anzeigen insbesondere durch die vermehrte Verwendung von (Modal-)Verben wie „können“ und „bieten“ aus. Besonders deutlich wird dieser Mechanismus in den französischsprachigen Anzeigen:

„Habitation avec grange écurie bucher sur une surface de terrain de 1468 m<sup>2</sup> idéal pour les personnes avec des animaux ou pour investisseurs pour créer des appartements et habitations individuels. La grange à grand volume et peut-être transformer en [sic] loft ou habitation, l’acheteur peut créer sa propre habitation et revendre une partie du terrain, très bonne investissement objet rare dans la région.“<sup>41</sup>

Die Verwendung des Wortes „créer“ drückt auch ohne konkrete Akteursnennung aus, dass den möglichen KäuferInnen Handlungsmacht – sei es in Form von Entscheidungsfreiheit oder einer Vielzahl an Handlungsmöglichkeiten durch das große Platzvolumen – zugesprochen wird, wohingegen der Begriff „transformer“ auf die Flexibilität des Objekts und somit den unbegrenzten Handlungsspielraum der zukünftigen BewohnerInnen hindeutet. Aneignung von historischer Bausubstanz meint in diesem Sinne die einseitige Ausübung von Handlungsmacht von Seiten der potentiellen KäuferInnen in Richtung der Materialität.

Ein anderes Verständnis von Aneignung liefert Laura Gozzer, die aufbauend auf den Zugängen von Peter L. Berger und Alfred Luckmann den Aneignungsprozess im Bereich des Wohnens als Dreischritt von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung bezeichnet. Das Entwerfen und (Um-)Bauen, das Einrichten und Gestalten eines Wohnobjekts wird hier als Externalisierung bezeichnet. Überindividuelle gesellschaftliche Normen und Regelungen objektivieren sich ebenso in der Materialität eines Hauses oder einer Wohnung wie (inter-)subjektive Vorstellungen vom „guten Leben“ und emotionale Zuschreibungen. Nicht zuletzt findet durch Praxen des Wohnens oder durch andere Beschäftigung mit diesen Objektivierungen eine Internalisierung statt. Die alltägliche Aneignung von Gebautem stellt demnach ein „Hin und Her aus Internalisierung und Externalisierung“<sup>42</sup> dar. Beim Wohnen als „Auseinandersetzung alltäglicher Menschen mit ihrer alltäglichen Lebenswelt“<sup>43</sup> werden die Dinge von uns Menschen materiell in Besitz genommen, werden mit Bedeutungen und Sinngehalten versehen und mit Narrativen und Vorstellungen besetzt. Im Gegenzug werden unsere Handlungsrahmen durch die Materialität der Dinge abgesteckt und wir wiederum von ihnen geprägt, auf welche Weise sich eine reziproke Mensch-Ding-Beziehung ergibt.

<sup>40</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108566495?0> (Stand: 19.08.2018).

<sup>41</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108845996?51> (Stand: 19.08.2018).

<sup>42</sup> GOZZER, Zum Wohnen (wie Anm. 35), S. 102.

<sup>43</sup> BELLWALD, Wohnen und Wohnkultur (wie Anm. 33), S. 11.



## 4. Gefühlte Ländlichkeit

Der heutige Umgang mit alten Gebäuden zeichnet sich häufig dadurch aus, dass die Objekte aus ihrem ursprünglichen Kontext – wie etwa der landwirtschaftlichen oder industriellen Nutzung – entnommen werden und somit einen Status- und Bedeutungswechsel durchlaufen. Ehemalige Lagerhäuser werden zu exklusiven Lofts, alte Landwirtschaftsgebäude werden zu Familienhäusern und nicht einmal vor sakralen Bauten wird hier haltgemacht. Die britische Restaurationsendung des Privatsenders KabelEins „Restoration Man“ zeigt regelmäßig, wie alte Kapellen und Kirchen, die heute nicht mehr als solche genutzt werden, zu privaten Wohnhäusern umgebaut werden. Aus dem ehemaligen Langschiff wird eine moderne Küche mit Kochinsel und der Chor wird zum Wohnzimmer.<sup>44</sup> Was ihnen bleibt, ist die „Aura des Originals“<sup>45</sup> – um es mit Silke Göttisch-Elten Worten zu sagen –, eine Art Symbolhaftigkeit und Bedeutungsüberschuss, der über ihre Materialität und ihre ursprüngliche Funktion hinausgeht. Das „Alte“ wie auch das „Ländliche“ meint in diesem Sinne kein Charakteristikum, das Räumen und Dingen inhärent ist, sondern eine Atmosphäre, „die sich aus einer Interaktion zwischen Wahrnehmenden und Situation und Raum ergibt“<sup>46</sup>.

In ihrem Werk „Das Gebäude als Akteur – Architekturen und ihre Atmosphären“ beschreibt Anke Rees das spezifische Verhältnis von Materialität und Atmosphäre und entwickelt, angelehnt an die Akteur-Netzwerk-Theorie, ein Atmosphären-Netzwerk-Modell zur Analyse der sinnlichen und gefühlhaften Aspekte von Gebäuden. Auch sie betont, dass Atmosphären nicht prädeterminiert sind, sondern Gegenstand und Produkt von historischen und gegenwärtigen Aushandlungsprozessen. Weitergehend merkt sie an, dass das „aktive Moment“, welches diesen emotionalen Zuschreibungen innewohnt, mitgedacht werden muss, wenn man das reziproke Verhältnis von menschlichen und nicht-menschlichen AkteurInnen betrachten will.<sup>47</sup> Welche Wirkmächtigkeit besitzen Atmosphären also im Umgang mit ehemaligen Schweizer Bauernhäusern? Auf welche Bilder und Vorstellungen wird bei der Konstitution einer spezifisch-ländlichen Atmosphäre zurückgegriffen? Welche Wertzuschreibungen und Deutungen stehen mit dem Historischen in Verbindung?

„Das einzigartige 10 Zimmer-Einfamilienhaus liegt an idyllischer, ruhiger und naturnaher Wohnlage angrenzend an der Landwirtschaftszone. Bereits beim Betreten des Hauses werden Sie von der behaglichen Atmosphäre begrüßt. Die Kombination aus Holz und hellen Wänden verleiht ein Gefühl von Harmonie. [...] Die Holzdecken und der Kachelofen verleihen ein behagliches Wohngefühl und lassen diesen Raum zu einem Wohlfühlraum werden. Zwei Stufen weiter unten ist die charmante Holzküche mit einer dunklen Granitabdeckung. [...] Der wunderschöne Umschwung und der Garten ist ein Paradies zum Verweilen. Die einzigartige, idyllische Umgebung aus Wiese, Wald und Gewässer lassen das Herz höher schlagen. Verbringen Sie gemütliche Sommerabende, tanken Sie Energie in der Natur und geniessen Sie das Gefühl von Freiheit.“<sup>48</sup>

<sup>44</sup> <https://www.kabeleinsdoku.de/tv/restoration-man-retter-der-ruinen> (Stand 20.06.19).

<sup>45</sup> SILKE GÖTTISCH-ELTEN, En passant. Zur kulturellen Figur des Übergangs, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 114 (2018), S. 7–24, hier S. 17.

<sup>46</sup> GÖTTISCH-ELTEN, Atmosphären (wie Anm. 14), S. 19.

<sup>47</sup> Vgl. ANKE REES, Das Gebäude als Akteur. Architekturen und ihre Atmosphären (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, Bd. 5), Zürich 2016.

<sup>48</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108442132?77> (Stand: 19.08.2018).

In diesem Zitat wird nicht nur ein äußerst simplifiziertes und romantisiertes Bild vom Leben auf dem Land gezeichnet, ebenfalls wird durch Begriffe wie „Atmosphäre“ und „Gefühl“ auf die immaterielle Dimension von Ländlichkeit und Natur hingewiesen. Wie auch in den anderen Anzeigen wird die Natur hier nur in Verbindung mit Attributen wie Ruhe, Entspannung und Gemütlichkeit genannt. „Wiese, Wald und Gewässer“ werden so zu Synonymen für „Harmonie“ und „Freiheit“ und „Holzdecken“ werden mit einem „behaglichen Wohngefühl“ gleichgesetzt. Mit Begriffen wie „Wohlfühlraum“ und „Herz“ wird außerdem auf die sinnliche und körperliche Dimension im Umgang mit gebauter Substanz verwiesen. Auch in anderen Anzeigen wird diese Erfahrungsebene thematisiert:

„Tanken Sie Energie und spüren Sie die enorme Kraft dieses Ortes mitten im Grünen [...]. Der authentische Charakter des heutigen Innenausbau sorgen zusammen mit dem feinen Holzgeschmack der Holzofen- und Kachelofenfeuerungen für eine angenehme und gemütliche Wohnatmosphäre.“<sup>49</sup>

Wie im zuvor beschriebenen Zitat wird auch hier die stimmunggebende Funktion des Kachelofens skizziert. Weitergehend deutet der Begriff „Holzgeschmack“ darauf hin, dass beim Wohnen auch die sinnliche Erfahrung eine wichtige Rolle spielt, und trägt außerdem zur Konstruktion einer „zum ländlichen Leben passenden“ Geruchslandschaft bei. Hier würde sich ein vertiefender Blick auf die dem ländlichen Raum zugeordneten „Sensescares“ gemäß einer „Kulturanthropologie der Sinne“ sicher lohnen, denn:

„Nicht die Tatsache, dass wir riechen, sehen, fühlen, sondern wie wir lernen unsere Sinne zu organisieren, Empfindungen zu deuten und welches Vokabular wir zur Verfügung haben, dieses alles zu formulieren, sie also in Beziehung setzen zu können zu einer Bewertung der Umwelt, das entscheidet über unsere Wahrnehmung sinnlicher Eindrücke [...]“<sup>50</sup>

## 5. Inszenierung von Ungleichzeitigkeiten

„Sie suchen ein altes renoviertes Bauernhaus mit viel Charme und alles [sic] was das Herz begehrt? Dann müssen sie mich besuchen! Ich wurde 1928 als Bauernhaus mit Scheune erbaut. Meine Besitzer haben die Scheune abgerissen, neu aufgebaut und mit dem Bauernhaus verbunden. Das Bauernhaus wurde totalsaniert.“<sup>51</sup>

Dieses Zitat aus der Verkaufsanzeige eines Bauernhauses im Kanton Freiburg stach mir bereits bei der ersten Sichtung des Materials ins Auge. Aus der Perspektive des Hauses wird hier – im Sinne einer Objektbiografie – die Vision vom komfortablen und selbstbestimmten Leben auf dem Land skizziert. Dabei wird besonders häufig auf die „Erfahrung von Ungleichzeitigkeiten“<sup>52</sup> hingewiesen: Zum einen wird das Alter des Hauses mit Verweis auf dessen Baujahr betont, zum

<sup>49</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108870165> (Stand: 19.08.2018).

<sup>50</sup> GÖTTSCHE-ELTEN, Atmosphären (wie Anm. 14), S. 18 f.

<sup>51</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108553400?34> (Stand: 19.08.2018).

<sup>52</sup> GÖTTSCHE-ELTEN, En passant (wie Anm. 45), S. 20.

anderen wird das transformierte Gebäude als Innovationsmoment präsentiert. Hier lässt sich eine Art „Doppeldeutigkeit“<sup>53</sup> in der Aneignung alter Bausubstanz erkennen: Auf der einen Seite wird großer Wert auf die Erhaltung der originalen historischen Bausubstanz gelegt, auf der anderen Seite sollen die späteren Wohngebäude den Ansprüchen des Wohnens im 21. Jahrhundert gerecht werden. Auch in diesem Zitat äußert sich das „zwiespältige Verhältnis zum Wohnen in alten Gebäuden“<sup>54</sup>:

„Einen hohen Komfort bieten die drei Nasszellen, mit einem separaten Gäste-WC beim Eingang, einem grossen Bad mit Badewanne/Dusche/WC im Sticklokal sowie einem hellen und modernen Bad mit Dusche/WC im Obergeschoss. [...] Erleben Sie eine tiefe Zufriedenheit in diesem historischen Appenzeller-Stickerhaus und geniessen Sie Tag für Tag dieses Wohngefühl in Ihrem neuen Zuhause!“<sup>55</sup>

Dieses Beispiel steht exemplarisch für eine Vielzahl der Anzeigen, denn obwohl das namensgebende Sticklokal inzwischen zu einem Bad umgebaut wurde, wird in der Anzeige mit der Historizität des Objekts – als eine Art Label – geworben. Die Objekte werden nicht nur von ihrer ursprünglichen Funktion entbunden und von Grund auf modernisiert, sodass letztlich oft nur die alte Hülle vorhanden ist, sie durchlaufen auch einen Status- und Bedeutungswechsel.

Neben dem Spannungsfeld Tradition – Innovation lassen sich noch andere Kontrastpaare in den Anzeigen ausmachen. So wird das Verhältnis von Stadt und Land auf unterschiedliche Weise thematisiert, zum einen durch die Hervorhebung der ausgedehnten raumtechnischen Möglichkeiten mit Adjektiven wie „großvolumig“, „geräumig“ oder „grand“ im Französischen, zum anderen durch den Hinweis auf die vermeintlich kompensatorische Wirkung des Landes im Gegensatz zur Stadt.

Frei nach Bianca Wildfeuers Analyse des „romantischen Wohnens“ kann festgestellt werden, dass ländlicher Architektur, insbesondere alten Bauernhäusern, häufig romantische Wertigkeiten zugeschrieben werden, die sich auf Sinngefüge wie „Ruhe“, „Tradition“ oder „Heimat“ beziehen. Sie fungieren als eine Art Kontrastprogramm zu alltäglichen urbanen Lebenswelten, die sich durch Entfremdung, Technologisierung und Beschleunigung auszeichnen. Vorstellungen von „Kontinuität“ und „Beharren“ lassen sich im Umgang mit historischer ländlicher Substanz besonders gut realisieren. Die „Moderne Romantik“ dient demnach zur „Kompensation einer als bedrohlich empfundenen Orientierungslosigkeit“<sup>56</sup> in heutigen Gesellschaften. Auch in den Anzeigen wird dieses Spannungsfeld verhandelt:

„Idyllische Oase in kraftvoller Natur. Tanken Sie Energie und spüren Sie die enorme Kraft dieses Ortes mitten im Grünen. An einzigartiger und ruhiger Alleinlage, mit eigener Zufahrt (Natursträsschen), bester Besonnung und herrlicher unverbaubarer Weitsicht, verkaufen wir in der Landwirtschaftszone ein schönes, freistehendes und renoviertes 6,5 Zimmer-Bauernhaus mit Scheune und Stall.“<sup>57</sup>

<sup>53</sup> WILDFEUER, Romantisches (wie Anm. 37), S. 71.

<sup>54</sup> Ebd., S. 71.

<sup>55</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108870165> (Stand: 19.08.2018).

<sup>56</sup> WILDFEUER, Romantisches (wie Anm. 37), S. 9.

<sup>57</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108870165> (Stand: 19.08.2018).

Hier wird die scheinbar kompensatorische Wirkung des Lebens auf dem Land zum Verkaufsargument. Das Land wird als homogenes Ganzes mit Naturnähe, Ruhe und einem großen Platzangebot verbunden und damit der Stadt als Raum der Erfahrung von Enge und Hektik gegenübergestellt.

Weitergehend wird durch Sätze wie „Viel Raum und Platz für Hobby, Fitness und Lager bietet der Hühnerstall und die Scheune als unisolierte Freizeiträume“<sup>58</sup> neben dem Kontrastpaar Alt – Neu ein Verständnis von Arbeit und Freizeit artikuliert, das auf eine klare Trennung dieser zwei Ebenen hinweist. Die zukünftigen BewohnerInnen wären demnach im klassischen Sinne berufstätig, um „[a]n schönen Tagen [...] ihren Feierabend auf einer der zwei Terrassen [zu genießen] und [...] dabei den Kindern beim Spielen und Toben im Garten zu[zuschauen].“<sup>59</sup>

## 6. Visionen von Ländlichkeit

Wie sich anhand einiger exemplarischer Textstellen zeigt, wird in diesem Prozess neben Vorstellungen von Ländlichkeit auch das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verhandelt. Der Kauf eines historischen Bauernhauses stellt hierbei keine Distanzierung von der Moderne dar, sondern wird vielmehr zur Herausbildung eines modernen, individualisierten Lebensstils genutzt. Die Aneignung von historischer Bausubstanz ist in diesem Zusammenhang als spielerischer Umgang mit der Vergangenheit zu betrachten, bei dem die Vergangenheit als eine Art „Feature“ zur Ausgestaltung und Ästhetisierung der modernen Lebenswelt fungiert. Das historische Bauernhaus wird seiner „historischen Funktion entkleidet“,<sup>60</sup> zur Projektionsfläche für eine romantisierte Vorstellung der Vergangenheit und zahlreichen Visionen vom „guten Leben auf dem Land.“

Mit Betitelungen wie „Wohnoase auf dem Lande“ wird auf eine emotionale und gefühlhafte Ebene im Umgang mit Gebäuden angespielt. Wie bei der Betrachtung der Verkaufsinserate deutlich wurde, spielen gesellschaftlich geteilte Vorstellungen vom ländlichen Leben in alten Gebäuden eine große Rolle. Sie beziehen ihre Wirkmächtigkeit aus den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften und Attributen wie „Natürlichkeit“, „Ruhe“ und „Ursprünglichkeit“. Es zeigt sich, dass die Aneignung von Vergangenheit auch im Rahmen des Kaufs, Umbaus und Bewohnens historischer Bauernhäuser in der Schweiz von gegenwärtigen gesellschaftlich geteilten Wissensordnungen und Deutungsmustern bedingt wird. Die beteiligten AkteurInnen beziehen sich auf die Vergangenheit, eignen sich diese an und integrieren sie in ihre moderne Lebenswelt. Die „Alte Substanz“ wird hier – losgelöst von ihrer ursprünglichen Funktion – als Ressource zur Gestaltung des Alltags genutzt.

Im Alltag wie auch in der wissenschaftlichen Betrachtung herrschen zwei divergierende Bewertungsweisen dieser „Neuen Ländlichkeit“ vor: So warnt die Soziologin Claudia Neu zum einen vor der idealisierenden Tendenz dieser Konstruktionsprozesse und betont, dass sich daraus eine soziopolitische Gefahr ergeben kann. Die produzierten Bilder sorgen ihr zufolge dafür, dass die aktuell wirksamen Prozesse und Transformationen auf dem Land überschattet oder beschönigt werden.<sup>61</sup> Im Gegensatz dazu lenkt Ulf Hahne die Aufmerksamkeit auf die positive Wirkmächtig-

<sup>58</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108870165> (Stand: 19.08.2018).

<sup>59</sup> Homegate Immobilienportal, URL: <https://www.homegate.ch/kaufen/108553400?34> (Stand: 19.08.2018).

<sup>60</sup> GÖTTSCHE-ELTEN, *En passant* (wie Anm. 45), S. 19.

<sup>61</sup> Vgl. NEU, *Neue Ländlichkeit* (wie Anm. 26), S. 8.

keit der medial produzierten Bilder, da diese „Chancen für eine neue Inwertsetzung krisenbedrohter Räume“<sup>62</sup> liefern. Darauf aufbauend betont auch Manuel Trummer, dass sich dadurch neue positive Identifikationsmöglichkeiten und Handlungsoptionen im Ländlichen eröffnen, insbesondere da der „Rückzug überregionaler staatlicher Strukturen aus den ländlichen Orten“ den „medialen Narrativen ein höheres Gewicht innerhalb der lokalen Aushandlungsprozesse“<sup>63</sup> verleiht. Diese These gilt es jedoch zu überprüfen, sehen die AkteurInnen vor Ort das auch so? Welche Wirkmächtigkeit entwickeln Medien und die darin aktivierten und produzierten Bilder vor Ort und inwiefern schreiben sie sich mit ihrer „neuen Lust am Land“ in ländliche Alltagskultur ein? Anknüpfend an Utz Jeggle betrachte ich die konstruierten Visionen vom Leben auf dem Land nicht als folkloristisch, künstlich oder falsch, „nur weil sie überzeichnen und verallgemeinern“<sup>64</sup>. Vielmehr lassen sich aus ihnen spannende Erkenntnisse über Zukunftswünsche und Sehnsüchte, ebenso wie über gesellschaftliche Ängste und Unsicherheiten ableiten.

Die von mir angeführten Betrachtungen zum Verkauf historischer Bauernhäuser in der Schweiz stehen bei Weitem nicht exemplarisch für den Umgang mit historischer Bausubstanz im ländlichen Raum, vielmehr sollen sie als Inspiration und Anregung für die weitere mikroperspektivische Betrachtung und Analyse des angesprochenen Forschungsfeldes dienen. Wie sich im Rahmen meiner Analyse zeigte, bieten der Umgang mit historischer Substanz und die anhaltende Konjunktur ruraler Architektur viele weiterführende Forschungsmöglichkeiten.

---

<sup>62</sup> HAHNE, Neue Ländlichkeit (wie Anm. 25), S. 16.

<sup>63</sup> TRUMMER, Zurückgeblieben (wie Anm. 22), S. 142.

<sup>64</sup> UTZ JEGGLE / JOACHIM SCHLÖR, Stiefkinder des Fortschritts. „Kennt ihr die deutsche Provinz?“, in: Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne. 1880–1930, hg. von AUGUST NITSCHKE u. a., Reinbek 1990, S. 56–74, hier S. 57.